

ZUGER
NEUJAHRSBLATT

1987

Zuger Neujahrsblatt 1987



Zuger Neujahrsblatt 1987

Herausgegeben
von der Gemeinnützigen Gesellschaft
des Kantons Zug

*Die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug
ist für die finanzielle Unterstützung
der vorliegenden Ausgabe des Zuger Neujahrsblattes
folgenden Behörden und Institutionen
zu Dank verpflichtet:*

*Regierungsrat des Kantons Zug
Stadtrat von Zug
Alice und Walter Bossard-Stiftung*

Inhalt

Der Untergang der Zuger Vorstadt am 5. Juli 1887	Christof Buri / Christian Raschle	5
Entstehung und Sicherheitsaspekte des Zuger Seeufers	John F. Ammann	47
Panorama vom Alpenquai in Zug	Christian Raschle	64
Neu-Frauenstein – Minerva – Athene, ein Tempel der Erziehung	Othmar Birkner	66
Pater Wolfgang Iten (1712–1769) Mönch und Komponist des Klosters Engelberg	Joseph Willimann	83
Drei Plastiken von Bruno Scheuermeier	Heinz E. Greter	112
Drogenabhängigkeit	David Köppli	120
Waldschäden bedrohen auch den Zuger Wald	Werner Giß	125
1986 Bemerkenswertes		
Erinnerungsbilder	Josef Grünenfelder	134
Von der alten zur neuen Bibliothek	Othmar Kamer	135
Einige Gedanken zur Restaurierung der St.-Oswalds-Kirche	Artur Schwerzmann	136
125-Jahr-Feier der Kantonsschule Zug	Hans Schuler	138
300 Jahre Zunft und Bruderschaft der Müller, Bäcker und Zuckerbäcker der Stadt Zug	Johann Brändle	139
Eröffnung des Übergangsheims der Stiftung Phönix an der Chamerstraße 1 in Zug	Paul Zürcher	140
Erweiterung der ZUWEBE	Urs Heß	141
Werk- und Weiterbildungsbeiträge an junge Zuger Künstler 1986	Claudio Hüppi	142
Chronik des Kantons Zug	Eugen Müller jun.	143
Impressum		158

Der Untergang der Zuger Vorstadt am 5. Juli 1887

Vorgeschichte, Ursachen und Folgen

Einleitung

Am 5. Juli 1887 versank ein beträchtlicher Teil der damaligen Vorstadt in den Fluten des Zugersees. Nach dem Untergang der niederen Gasse der Altstadt am 4. März 1435 war dies der zweite folgenschwere Einbruch von Uferpartien in Zug, bei welchem Menschen getötet wurden und großer Schaden entstand. Noch mehr als die Katastrophe von 1435 beeinflusste jene von 1887 die weitere Entwicklung der Stadt Zug. Der Abbruch der unteren Häuserzeile der Vorstadt zwang die Stadt, neue Wohnquartiere zu erschließen, da ein Wiederaufbau im Bereich der Vorstadt außer Frage stand. Die neuen Bauten wurden im Gebiet des damaligen Bahnhofs, der sogenannten Neustadt, und der Baarerstraße entlang errichtet.

Andererseits legt das traurige Ereignis der Katastrophe auch Zeugnis ab von der umfassenden Solidarität und Hilfsbereitschaft der damaligen Menschheit. Selbst aus überseeischen Gebieten trafen Spenden zu Gunsten der Geschädigten ein und trugen so zur Linderung der materiellen Not bei.

An der Schwelle zur Neuzeit

«Ohne Reichthümer, ohne Industrie, ohne wichtigen Handel und ohne die glänzenden Genüsse der Gesellschaft, genießt unsere Einwohnerschaft einen Wohlstand, eine häusliche, weder durch Polizeinoch Abgabengesetze gestörte Zufriedenheit, wie selten ein Land.»¹ Mit diesen Worten charakterisierte der Redaktor des «Freien Schweizers» 1833 die idyllisch anmutende Lebensweise in Zug. Von Wohlstand allerdings mochte der 1829 durchreisende Niederländer F.H.C. Drieling wenig spüren, als er seinen Notizen folgende Beobachtungen über Zug anvertraute: «Zug hat nichts Besonderes an sich und trägt die Spuren von Armut. (...) Die Einwohner leben meistens vom Ertrag des Holzes, der Butter und des Käses; auch ist kleiner Handel vorzufinden, der aus Deutschland über Zürich nach dem kleinen Kanton geführt wird.»²

Arm war jedoch die 3000 Einwohner zählende Kleinstadt Zug zu jener Zeit nicht, wie der spätere Landammann und Zuger Stadtpräsident Conrad

Auf dieser wahrscheinlich ältesten Fotografie der Stadt Zug erkennt man auf der linken Bildhälfte den «Trämelhag» der Sägerei Spillmann und die Wasch- und Schiffhütten in der Vorstadt. Ebenfalls im Bild festgehalten ist der Salondampfer «Stadt Zug».



Bossard (1802–1859) berichtete: «Die Gemeinden Zug, Ober- und Unterägeri, Baar, Hünenberg besaßen und besitzen noch theils öffentliche Fonds, theils anschnliche Gemeindegüter in Feld und Wald. Daraus wurden die öffentlichen Auslagen bestritten. (...) Im Allgemeinen waren die Bewohner in günstigen Vermögensverhältnissen. Überragend reiche Leute gab es keine, wohl aber einen durchgreifenden Wohlstand.»³ Die Zuger verstanden es geschickt, ihren Reichtum zu tarnen, so daß auch der süddeutsche Reisende Christian Ludwig Fecht (1778–1858) anfänglich zu einer wenig schmeichelhaften Beurteilung gelangte, als er bemerkte, «die Schiffslände sei der schönste, aber verwaarloste Platz von Zug, am See, wie arme Republiken immer verwaarlosten», um dann fortzufahren: «In der That hatte Zug zu wenig Reiz, die Wanderer zu fesseln; noch diesen Abend ward es verlassen; aber jetzt erst erschien es in seiner Glorie. Alle Augenblicke standen die Wanderer still und weiteten sich an Zugs romantischer Lage, wie es sich an dem See in einem halben Bogen herumzieht.»⁴

Die Beschaulichkeit in Zug sollte aber bald Veränderungen unterworfen werden. Über die im Ausland geplanten Eisenbahnprojekte wurden die Zuger durch den «Freien Schweizer» informiert. Nachdem auf dem Vierwaldstättersee die erste Dampfschiffahrtsgesellschaft ihren Betrieb aufgenommen hatte, wurden in Zug ähnliche Überlegungen angestellt. Im Vordergrund stand jedoch der dringend notwendige Ausbau der Zuger Straßen, ein Projekt, dem in den folgenden Jahren die Hauptanstrengungen der Kantons- und Gemeindebehörden galten. Andererseits sollten aber der Öffnung und dem Fortschritt mehrere der alten Festungsbauten zum Opfer fallen und so unwiederbringlich das Ende einer vergangenen Epoche ankünden.

Sorgen mit der Platzwehre

An seiner Sitzung vom 10. August 1839 nahm der Stadtrat von Zug davon Kenntnis, daß ein Teil der Platzwehre, und zwar der wenige Jahre zuvor erstellte Verlängerungsbau, eingestürzt sei. Der für die Abklärung des Vorfalles herbeigezogene Experte, Architekt und Baumeister Hans Conrad Stadler aus Zürich, bemängelte, der Bau sei auf der steilen Seite auf äußerst «seichtem Grund constructionswidrig, ohne Kenntnis des Wasserbaus» gemacht worden. Stadler empfahl, einen Dammkopf zu bauen, um so die

Stürme vom eigentlichen Wehrdamm fernzuhalten. Die antragstellende Baukommission unterstützte diese Ansicht; im Stadtrat aber stritt man zuerst über die Frage der Zuständigkeit für einen solchen Entscheid und konnte sich nicht darüber einigen, ob die Kompetenz hierfür beim Rat oder der Gemeinde lag. Mit der Bemerkung, es wären zu viele Ratsmitglieder abwesend, vertagte der Stadtrat schließlich dieses Geschäft. Eine Einigung kam aber auch an der nächsten Zusammenkunft, drei Tage später, nicht leicht zustande. Eine Minderheit vertrat die Meinung, der Schaden sei zu gering, wogegen sich die Mehrheit für eine möglichst baldige Reparatur einsetzte.

Der Auftrag für die Ausbesserungsarbeiten bei der Platzwehre wurde an Stadler übertragen. Die Bauaufsicht lag beim Zuger Stadtrat Wilhelm Moos. Im Mai 1841 legte dieser seinen Kollegen im Rat die Schlußabrechnung über den Bau des Wehrdammes vor; die Gesamtkosten beliefen sich auf 4130 Franken. Der Stadtrat war des Lobes voll über die Arbeit seines Mitgliedes und hielt im Protokoll fest, daß diese Baute «sowohl dem Erbauer und Leiter, als (auch) dem Orte zu jederzeit zur Ehre gereichen müsse und werde.»⁵

Doch über der Platzwehre waltete ein unglücklicher Stern. Etwa ein Jahr nach der Fertigstellung des Dammes beschädigte am 10. März 1842 ein Sturm die neue Anlage derart, daß sie einzustürzen drohte. Am 12. März nahm Architekt Stadler, der vom Stadtrat über den Schaden informiert worden war, einen Augenschein vor und vertrat danach die Meinung, der Schaden sei weniger erheblich als befürchtet. Zur Einlösung der Garantieverpflichtung zeigte er sich jedoch nicht bereit. An die Verantwortlichen in Zug richtete er den Vorwurf, sie hätten die Arbeit nicht nach seinen Plänen ausgeführt, deshalb lehne er jede Übernahme einer Haftung ab. Der Stadtrat wies die Anschuldigungen Stadlers zurück und warf dem Architekten Fahrlässigkeit bei der Planung vor. Die Zuger Behörden stellten auch die Qualität der Polierarbeit in Frage. Seinerseits rechtfertigte sich der Angeschuldigte in einem langen Brief an den Stadtrat.

Noch schienen nicht alle Brücken zwischen den Parteien abgebrochen, dennoch befand die erweiterte Baukommission, sie sei auch in der Lage, die

Situation zu meistern und erteilte Stadler, der sich unter gewissen Bedingungen bereit erklärt hatte, die Reparaturarbeiten auszuführen, eine Absage. Ob die mildere Wetterlage oder fachliche Zweifel ausschlaggebend waren, jedenfalls zeigten Spezialkommission und Rat plötzlich keine Eile mehr, den Wehrdamm instand zu stellen. Nachdem eine Kostenberechnung eine Reparatur zwischen 1500 und 1698 Franken veranschlagt hatte, stimmte der Stadtrat am 11. Juni 1842 mit fünf zu vier Stimmen für Nichteintreten auf die Vorlage. Die Klärung der komplexen Sachlage erhoffte man sich durch den erneuten Beizug eines Experten für Wasserbau, den man in der Person des St. Galler Inspektors für Straßen- und Wasserbauten gefunden zu haben glaubte. Aller Wahrscheinlichkeit nach fand der vielbeschäftigte Mann den Weg nach Zug nicht, weshalb man sich mit der Zeit in Zug entschloß, die Arbeit in eigener Regie an die Hand zu nehmen. Der Zustand der Platzwehre beschäftigte die Verantwortlichen auch in den darauffolgenden Jahren regelmäßig. In der Absicht, die beim Landsgemeindeplatz vorbeiführende Straße zu verbreitern, schlossen die Zuger Behörden im Mai 1840 einen Kauf- und Tauschvertrag mit dem Inhaber der Platzmühle, Joseph Landtwing, ab. Der Vertrag enthielt die Auflage, Landtwing dürfe auf dem Landstreifen zwischen Straße und Seeufer keinen Bau errichten.⁶

Projekte und Pläne für Quai- und Uferbauten

Triebfeder zur Gestaltung der Quaianlagen war eine gewisse euphorische Grundwelle in den maßgeblichen Zuger Kreisen. So hatte bereits die Gemeindeversammlung vom 17. April 1859 dem Stadtrat den Auftrag erteilt, das Seegestade am Schanzenplatz zu verbessern. Sie traf damit die auch in der Städtischen Baukommission herrschende Stimmung, die sich vom Ausbau der Quaianlagen neue Impulse und Anreize für den Fremdenverkehr erhoffte. Auch wenn man sich in Zug bewußt war, daß ein Vergleich mit den aufstrebenden Nachbarstädten Zürich und Luzern nicht möglich war, wollte man doch die Entwicklung in die gleiche Richtung vorantreiben. Allzu hochfliegende Zuger Pläne erhielten jedoch so-

gleich einen empfindlichen Dämpfer, als der Stadtrat der Öffentlichkeit verkündete, Zug sei derzeit nicht in der Lage, solche Projekte zu finanzieren, obwohl deren Wünschbarkeit außer Frage stehe. Deshalb wurde der Baukommission lediglich der Auftrag überbunden, eine Persönlichkeit zu bestimmen, die einen Situationsplan über den Schanzenplatz und das dortige Seegestade ausarbeiten sollte.

Das Quaiprojekt der Ost-West-Bahn-Gesellschaft (OWB)

Wie ein Geschenk des Himmels muß den Zugern das nur wenige Wochen nach der Ernüchterung vorgelegte Angebot der Direktion der Ost-West-Bahn-Gesellschaft vorgekommen sein, in Zug in Zusammenhang mit einem zukünftigen Bahnbau auch gleich eine neue Quaianlage zu bauen. Dennoch traten die einheimischen Behörden nur zögernd auf diesen Vorschlag ein, obwohl die Baukommission hierfür eine positive Empfehlung ausgearbeitet hatte. Nachdem die Ost-West-Bahndirektion anfangs November den Stadtrat von Zug darüber in Kenntnis gesetzt hatte, daß sie, auf die mündliche Zusicherung bauend, Plan- und Kostenberechnungen vorgenommen hatte, befand sich der Stadtrat in einer unerquicklichen Position, da zwar wohl die Plankosten durch die Bahngesellschaft getragen wurden, nicht aber die Kosten für die Ausführung des Projektes sowie damit zusammenhängender Probleme, wie Expropriationen und flankierende Baumaßnahmen.

Im einzelnen waren durch den Bauführer der OWB, Ingenieur J. Oesterlin, folgende Vertragspunkte festgelegt worden:

- Das Aushubmaterial des Bahnbaus soll für den Bau einer Quaianlage zwischen Schützenhaus und Dampfschiffanlegeplatz verwendet werden.
- Übernahme der Transportkosten durch die OWB, der Material- und Auffüllkosten durch die Stadt Zug.⁷

Ende Dezember 1859 drängte die Direktion der Bahn zur Eile und forderte eine Vertragsunterzeichnung innerhalb von zwei Wochen. Stadtrat und Baukommission unterwarfen sich dem Diktat

der Gesellschaft und unterzeichneten anfangs Januar 1860 die Vereinbarung.

Die Bedenken des Stadtrates wurden jedoch deswegen nicht geringer. Sie bezogen sich einerseits auf die Höhe des Kredits (9000 Franken), den die Stadt bewilligen sollte, andererseits aber auch auf die Arbeit selbst. So zweifelte man die Solidität der Anlage ebenso an wie die Zweckmäßigkeit allgemein. Vor allem löste die Tatsache Beunruhigung aus, daß die Baulinie relativ weit draußen im See verlaufen sollte. Mit der finanziellen Leichtfertigkeit Oesterlins mochten sich auch spätere Zuger Generationen nicht befreunden, wie der folgende Ausschnitt aus dem Bericht des Stadtrates an die Einwohnerversammlung vom Januar 1883 beweist: «Vom Standpunkt des Fachmannes ausgehend, etwas Schönes zu erstellen, hat er die Kosten nicht so schwer aufgenommen und sich durch damalige Ansichten über die Unerschwinglichkeit solcher Opfer eines kleineren Gemeindegewesens nicht beeinflussen lassen.»⁸ Der Stadtrat rettete sich deshalb in eine Kompromißlösung, die den Auftrag zur Neubearbeitung des Planes durch die Baukommission enthielt. Am 14. Januar bereitete dann die OWB allen Mutmaßungen ein Ende, indem sie dem Stadtrat mitteilte, eine Streckenänderung in Baar führe zum Wegfall des Aushubmaterials, das für die Zuger Quaibaute bestimmt gewesen sei, weshalb das Projekt nicht ausgeführt werde.

Projektauftrag an Ingenieur Franz Stadlin, Zug

Ein allfälliges Wiederaufleben der OWB-Pläne verhinderte der 1862 ausgesprochene Konkurs über diese Bahngesellschaft. Da aber die Zustände am Zuger Seeufer nach wie vor unbefriedigend, teilweise sogar bedenklich waren, beschloß der Stadtrat am 13. Juni 1863, die Arbeiten für eine Seemauerbaute seien weiterzuführen. Darunter verstand man die Fortsetzung der Quaibauten vom Hechtleist Richtung Vorstadt und Schützenhaus. Seit längerem ruhte in diesem Abschnitt die Arbeit und vermittelte dem Passanten das Bild einer unfertigen Baustelle. Am 11. Juli 1863 beauftragte der Stadtrat den Zuger Ingenieur Franz Stadlin mit der Erstellung eines Planes für das ganze Ufergebiet. Stadlin nahm zwar den Auftrag an, wollte sich aber durch Rücksprache beim Stadtrat verge-

wissern, daß er der alleinige Verantwortliche für das Projekt sei und gleichzeitig die Gewähr für eine kritische und sachgerechte Prüfung seiner Arbeit durch einen Fachmann erhalte. Der Rat war darob etwas irritiert und gab Stadlin die verlangte Zusicherung.

Mitte Dezember 1863 lieferte Stadlin zuhanden des Stadtrates fünf Haupt- und Nebenkopien mit Vorschlägen zur Quaigestaltung in Zug ab. Er äußerte sich dahingehend, daß «es an der Hand dieses technischen Materials nun mit geringem Aufwand von Zeit und Geld möglich werde, die Richtung und Höhe des Quai's definitiv festzustellen u. darauf gestützt die endgültige Kostenberechnung genau zu fixieren.»⁹ Der Stadtrat hieß anfangs 1864 auch die Rechnungs- und Gehaltsforderungen von Ingenieur Stadlin gut.

Stadlins Projektskizze war vom Topographen H. Keiser-Weiß aus Zug gezeichnet und gestaltet worden. Aufschüttungen waren auch dabei vorgesehen, um den Quaibau realisieren zu können, doch verlief die Baulinie mehr in Ufernähe. Andererseits durchschnitt sie privates, bereits aufgeschüttetes Land. Neue Aufschüttungen sah Stadlin beim Dampfschiffsteg in Richtung Sägerei Spillmann. Da, wo es notwendig war, sollte ein Kanal die Verbindung von den Gebäulichkeiten zum See aufrecht erhalten. Diese Lösung wurde z. B. für den Fischereibetrieb Speck in Betracht gezogen.

Projektskizze von Caspar Schell

Die Frage der künftigen Gestaltung der Zuger Quaianlagen beschäftigte nicht nur die Politiker und die Baufachleute, sondern regte auch interessierte Bürger und Einwohner an, ihrerseits ihre Vorstellungen zu diesem Thema bekannt zu machen. Zu diesem Kreis gehörte der Goldschmied Caspar Schell, eine der schillerndsten Figuren des damaligen Zuger Stadtlebens. Seinen Vorstößen und Plänen lag stets ein Schuß Antiregierungsdenken zugrunde, weshalb Schells Begehren häufig Kontroversen zur Folge hatten.

Mit einem Schreiben vom 12. September 1863 machte Schell den Stadtrat darauf aufmerksam, daß die städtische Bürgerschaft bereits 1861 die Aufnahme eines Stadtplanes beschlossen habe. Finanzielle Bedenken seitens des Rates seien, so

meinte Schell, nicht angebracht, ginge es doch vorerst lediglich darum, eine Skizze eines solchen Planes anzulegen. Dabei könnten die Projektbearbeiter sich erst noch auf die Vorarbeiten früherer Planersteller, wie etwa des OWB-Ingenieurs Oesterlin, stützen. Schell war bekannt, daß Ingenieur Stadlin kurz vorher vom Stadtrat einen entsprechenden Auftrag entgegengenommen hatte; er vertrat aber die Ansicht, die Arbeitsüberlastung Stadlins lasse einen kurzzeitigen erfolgreichen Vorschlag nicht erwarten, weshalb er in die Lücke springen wollte. Zusammen mit einem Architekten namens Zeugherr hatte Schell eine Variante für eine Quaiverbauung vom Grabenwaschhaus bis zur Platzwehre skizziert. Das von ihm selbst als «unmaßgebliches Projekt» bezeichnete Papier sah für den Quai Platzwehre-Altstadt (Kaufhaus) eine langgezogene, geradlinige Führung vor, unter Einbezug des Schwemmlandes des Burgbaches bei der Platzwehremündung.

Schell ging es nur vordergründig um das Projekt; seine wahre Absicht offenbarte er in folgenden Sätzen: «Sie hochgeachtete Herren! werden ersucht diesem Projekt Ihre Aufmerksamkeit zu schenken u. solches prüfen zu lassen. Empfehlen Sie gef. dem 1. Baupräsidenten *mehr Energie* u. ermahnen Sie ihn, daß er zum mindesten den Beschlüssen der Bürgerschaft mehr Rechnung trage.»¹⁰

Der streitbare Goldschmied blieb weiterhin ein genauer Beobachter des Geschehens und fand bereits ein halbes Jahr später Grund zu einer neuen Beschwerde an den Stadtrat. Diesmal trat Schell als Fürsprecher der Nordostbahn-Gesellschaft, die aus der Konkursmasse der Ost-West-Bahn das Zuger Eisenbahnwesen übernommen hatte, auf. Die Gesellschaft forderte vom Stadtrat einen verbindlichen Plan über das Gebiet Bahnhof-Vorstadt-Seegelände. Schell hatte zudem in Erfahrung gebracht, daß verschiedene Privatpersonen sich ebenfalls mit dem Gedanken trugen, im fraglichen Gebiet Bauvorhaben auszuführen. Erneut endete seine Eingabe mit einer scharfen Rüge.

Gutachten des Ingenieurs Karl Pestalozzi, Zürich
Den Wünschen der früheren Projektbearbeiter Stadlin und Schell trug der Stadtrat Rechnung, indem er den Zürcher Ingenieur Karl Pestalozzi be-

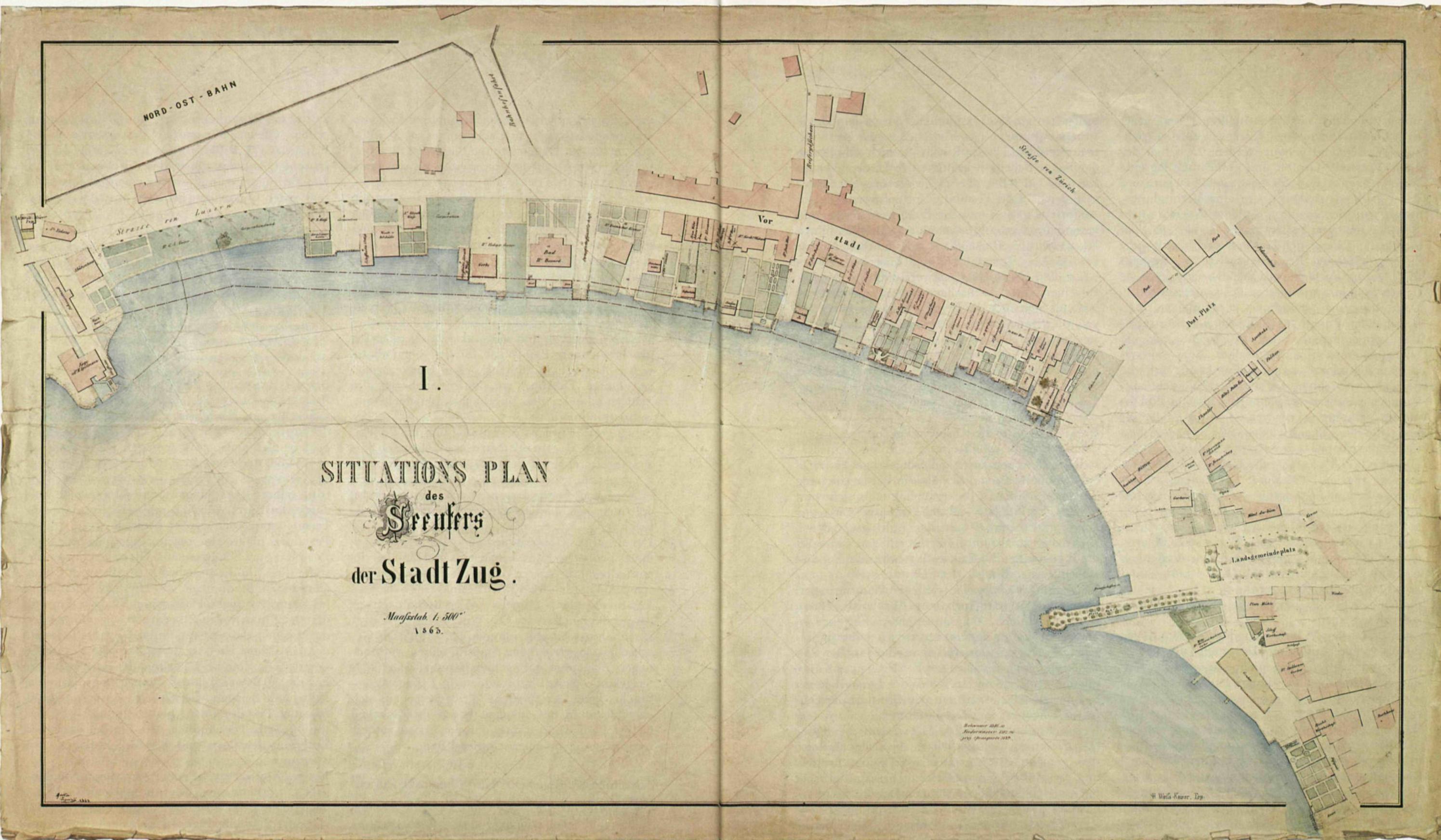
auftragte, die vorliegenden Pläne und Skizzen zu prüfen. Gleichzeitig wurden Pestalozzi auch die Pläne des OWB-Planers Oesterlin ausgehändigt. In seiner Antwort führte der Zürcher Ingenieur fünf Bedingungen auf, die für einen erfolgreichen Bau einer Quaianlage in Zug beachtet werden mußten:

- «- Möglichst regelmäßige Form im Grundriß
- Vermeidung von Gefällsbrüchen, wo es möglich ist, oder wo sie nicht auszuweichen, muß die Anordnung so getroffen werden, daß sich dieselben nicht unschön ausnehmen.
- Die neuen Anlagen müssen mit dem Bestehenden möglichst in Harmonie gebracht werden.
- Neben den ästhetischen Rücksichten sind auch die Bedürfnisse des Verkehrs in Betracht zu ziehen.
- Erreichung des Zweckes mit möglichst geringen Kosten.»¹¹

Bei der Beurteilung der vorliegenden Pläne und Projekte vermied es Pestalozzi, allzu kritische Töne anzuschlagen. Nach seiner Meinung besaß jedes der vorgelegten Projekte seine Vorzüge, ohne jedoch in allen Teilen zu überzeugen. Diese Sachlage veranlaßte den Gutachter, selbst aktiv zu werden und seinerseits ein Projekt zu entwerfen. Im Zentrum seiner Überlegungen stand die Frage, in welchem Maß durch Aufschüttungen Expropriationen Privater vermieden werden könnten.

Pestalozzi plante eine regelmäßige Quailinie vom Postplatz zum Schützenhaus. Die neue Quaistraße sollte direkt in die bestehende Straße nach Cham einmünden. Stadtanlage und Uferlage machten es im Raum Postplatz-Platzwehre-Altstadt notwendig, den Quaistreifen entweder in Bogenform oder durch eine Ecke weiterzuführen. Letztere Idee sah der Gutachter eher in Beziehung zur Form des Postplatzes. Eine Entschärfung der Ecke sollte ein bei der Platzwehre angebrachter bogenförmiger Ruheplatz bringen. Gemäß Projektskizze Schell zog auch Pestalozzi den Quai Richtung Hechtleist weiter. Selbstverständlich war für ihn auch der Einbezug des Post- und Platzwehreplatzes, was aber unproblematisch erschien.

Einiges Kopfzerbrechen bereiteten die im Studiengebiet vorhandenen Niveauunterschiede. Eine Tieferlegung des Postplatzes hätte eine Veränderung der Stadteingänge zur Folge gehabt. Andererseits war aus Kostengründen die Höhe der Quai-



NORD-OST-BAHN

I.

SITUATIONS PLAN
des
Seeufers
der Stadt Zug.

Maafstab 1:500
1863.

Seehöhe 1000 m
Höhepunkt 1000 m
1863 (Original 1863)

W. K. K. Ing.

Situationsplan zum Seeuferprojekt von Ingenieur Franz Stadlin, 1863 (nicht maßstäblich)

mauer möglichst niedrig zu halten. Die vorgesehene Quaistraße mußte in Rücksicht auf den höchsten Wasserstand gebaut werden. Zwischen der Linie Vorstadt-Theater und Quaistraße lag eine Differenz von elf Fuß. Da diese Strecke zu kurz und das Gefälle zu steil war, um eine Verbindungsstraße zum See anzulegen, plante Pestalozzi den Bau der heutigen Seestraße ein. In der gleichen Zeit konkretisierte sich langsam auch das Projekt eines zukünftigen Regierungsgebäudes, weshalb die Planung auch dieses Objekt berücksichtigte, dessen Standort am unteren Postplatz sein sollte. Dem Regierungsgebäude fiel zusammen mit den bestehenden Privathäusern im Bereich Seestraße-Landsgemeindeplatz auch die Aufgabe zu, die Niveaudifferenzen auszugleichen. Im weiteren machte Pestalozzi darauf aufmerksam, daß die Straßenbreiten nicht am aktuellen Verkehrsaufkommen gemessen werden dürften, da eine Zunahme des Verkehrs zu erwarten sei. Für den Quai sahen seine Pläne eine Breite von 50 Fuß vor: 27 Fuß für die Fahrbahn, 8 Fuß für das Trottoir vor den Häusern und 15 Fuß für die Ufermauer, als Spazierweg angelegt. Pestalozzi hatte, nach seinem eigenen Bekunden, so wenig wie möglich am bestehenden Bauzustand geändert, äußerte aber die Hoffnung, «daß namentlich entlang dem Quai zusammenhängende Häuserreihen entstehen werden».¹² Aus seinen Darlegungen ging deutlich hervor, daß in seinen Augen die Stadt Zug vor einer weiteren Entwicklung stand und sich mit der Realisierung des Quaiprojektes die Chance bot, Zug städtebaulich ein neues Gesicht zu verleihen.

Auch Pestalozzis Vorschläge fanden bei den Zuger Behörden gute Aufnahme. Der Stadt kam zustatten, daß der Zürcher Ingenieur keine eigenen Kosten verrechnen wollte, sondern lediglich den Aufwand, den Drittpersonen geleistet hatten. So belief sich Pestalozzis Rechnung auf 52 Franken und 70 Rappen. Diesen Betrag rundete der Rat auf und bewies Pestalozzi seine Wertschätzung durch die Auszahlung einer Gratifikation von hundert Franken. Der Stadtrat, bestrebt, die schon lange diskutierte Vorstadtquaibaute endlich in Angriff zu nehmen, sah sich vorerst zwei Hindernissen gegenüber: Zum einen richtete Caspar Schell, mittlerweile Mitglied der Baukommission, einen heftigen An-

griff gegen den Baupräsidenten. Er warf dem Magistraten eigenmächtiges Vorgehen vor und verlangte unverzüglich dessen Rücktritt. Nach Abweisung der Klage Schells bekräftigte der Stadtrat seinen Entscheid, den Bau der Straße Vorstadt-Hecht gemäß der Planung Pestalozzis fortzuführen.

Andererseits gab es manche Beschwerden von privater Seite. Gerber Spillmann zum Beispiel führte Klage beim Stadtrat, die durch den Straßenbau verursachte Terrainerhöhung zwischen Platzwehre und Hechtleist erschwerte ihm den Zugang zu seiner Hütte. Mühseliger als angenommen gestalteten sich auch die Expropriationsverhandlungen mit den betroffenen Landbesitzern und Hauseigentümern. Ungeachtet der positiven Beurteilung von Pestalozzis Plänen war der Stadtrat auch diesmal nicht bereit, konkrete Aufträge für den Bau der Quaianlage zu erteilen. Die zaudernde Haltung des Stadtrates löste bei einzelnen Bevölkerungsschichten Unmut aus.

Inzwischen hatte die Korporation Zug den Unternehmer Gustav Adolf Keiser beauftragt, für die Erstellung der Seemauer vom Schutzengel bis zum Schützenhaus zu sorgen. Als die Baubewilligung durch die städtische Baukommission auf sich warten ließ, ergriff Keiser selbst die Initiative und teilte dem Stadtrat mit, er habe den Auftrag vergeben. Die Ausführung konnte aber nur erfolgen, wenn die Stadt zuerst die Baulinie festlegte, was nach mühsamen Verhandlungen der Fall war.

Im Vordergrund der stadträtlichen Planung in der Quaifrage stand der Ausbau des Abschnittes Platzwehre-Hechtleist. Während der Ausführungsarbeiten entstanden Differenzen zwischen der städtischen Baukommission und dem Stadtrat. Der Rat widersetzte sich zunächst der Forderung der Kommission nach einem Aufschub der Quaiarbeiten, beauftragte aber dann den einheimischen Architekten Dagobert Keiser, ein Gutachten über den Hechtleistquai zu erstellen. Die wesentlichen Korrekturen an der Vorlage Schells, die bisher als Bauplan gedient hatte, betrafen den Platzmühlbach und die Höhe der Quaimauer. Diese sollte nach Keiser leicht angehoben werden. Den Platzmühlbach wollte der Gutachter von der Mündung bis zu einer Strecke von etwa 80 Metern landeinwärts überdecken. Vor allem aber lehnte Keiser die von

Schell geforderte Richtungskorrektur des Baches ab. Es sei wichtig, so Keiser in seinem Bericht an den Stadtrat, den Bach in gerader Linie in den See münden zu lassen, weil das viele Geschiebe und Geröll ein verändertes Bachbett mit der Zeit beschädigen könnte. Die weitere Planung wurde durch den Bau des Regierungsgebäudes mitbestimmt. Die Stadtbehörde beauftragte das Bauamt, mit den kantonalen Instanzen Rücksprache zu nehmen, um trotz Bau des Regierungsgebäudes die Anlage eines Quais im Raum Platzwehre-Vorstadt nicht zu erschweren.

Die Quaifrage kam im Frühjahr 1873 einen großen Schritt voran. Der Bau der Seemauer Hecht-Platzwehre wurde zur freien Konkurrenz ausgeschrieben. Folgende vier Zuger Unternehmungen unterbreiteten ihre Kostenberechnungen:

Cavallasca, Baar	Fr. 10 023.20
Landis & Blattmann, Zug	Fr. 9 311.80
Köchlin, Gebrüder, Zug	Fr. 9 277.35
Bottinelli Hieronymus, Zug	Fr. 7 396.48

Der Auftrag ging an das letztgenannte Unternehmen, das aber eine Realkaution von Fr. 1000.– zu hinterlegen hatte. Außerdem fand es der Stadtrat angezeigt, eine eigens dafür gewählte Person mit der Bauaufsicht zu betrauen. Wie sich zeigte, geriet Bottinelli mit den Arbeiten in erheblichen Rückstand. Anfang November erließ der Rat eine Weisung an den Unternehmer, die Arbeiten bis Ende November zu vollenden. Jede weitere Verzögerung pro Woche würde mit einer Honorarkürzung von jeweils 40 Franken bestraft.

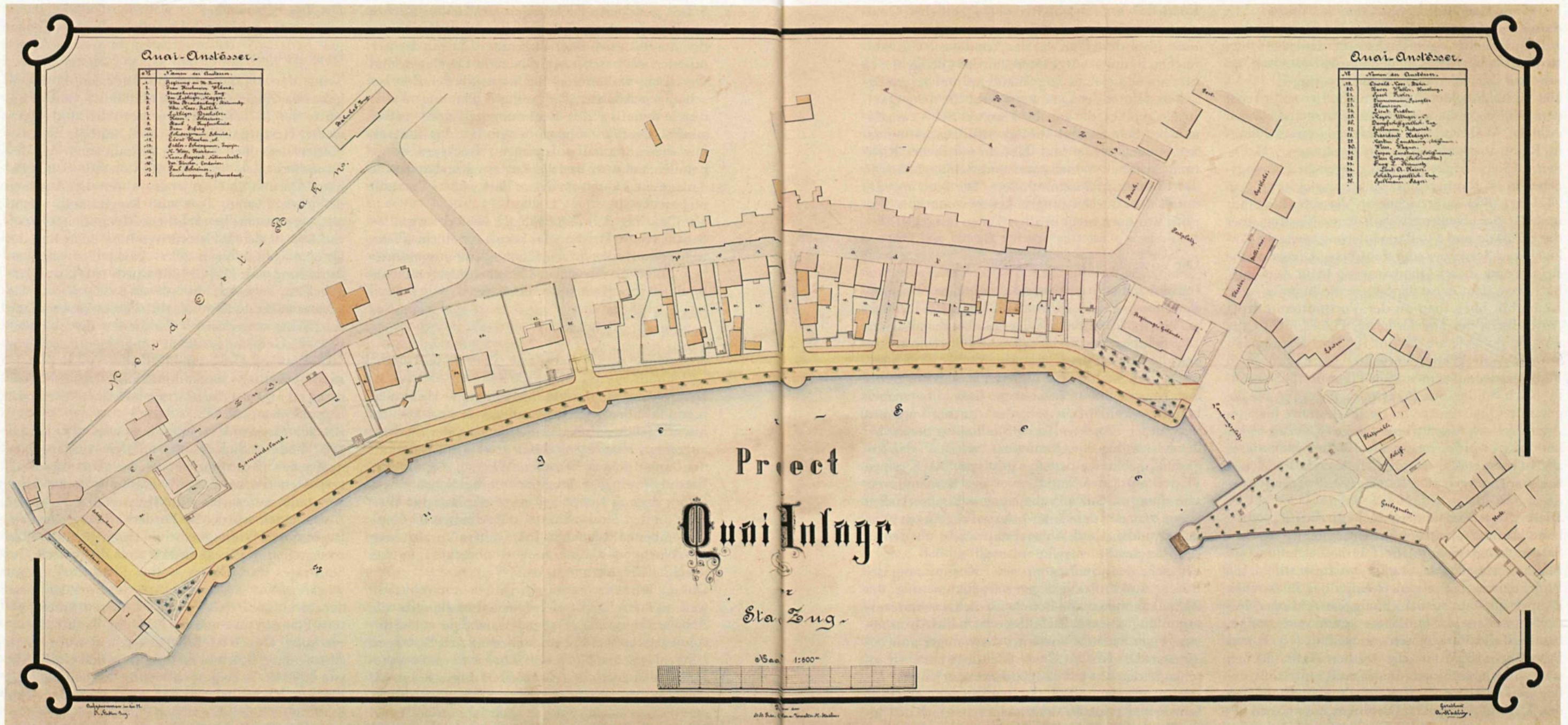
Das Quaibautenprogramm gedieh nur mühsam, weil mehrere Expropriationsverhandlungen die Arbeiten zeitweilig verzögerten oder gar zum Stillstand brachten. 1867 war zudem in den Beiträgen zur geologischen Karte der Schweiz darauf verwiesen worden, welche Tücken der Zuger Seegrund aufwies: «Seekreide wird ein breiartiger Kalk genannt, welcher sich sowohl aus Muschelschalen als aus Kalkabsätzen des Wassers bildet und den Torf durchzieht. Man begegnet derselben in jedem Torfstiche. Im Terrain der Bahnlinie, dem Zugersee entlang, liegt eine so mächtige Schicht Seekreide unter dem Torf, daß bei Sondierung des Bodens mit Eisenstangen mehr als eine solcher schweren Bohrstangen den Händen der erstaunten Arbeiter entschlüpfte und vor ihren Augen in die Tiefe sank.»¹³

Die Zuger Quaianlage vom Schutzengel bis zur Altstadt

Neue Bauplanungen

Trotz der vorangehend geschilderten Probleme nahm die Zuger Quaibaute allmählich Gestalt an. Mitte der 1870er Jahre war der Abschnitt Platzwehre-Hechtleist abgeschlossen, und die Stadtbehörden begannen Fühlung aufzunehmen mit den Grundbesitzern im Raum Vorstadt-Schützenhaus. Da man in eben jenen Jahren den Abbruch der alten Türme, Tore und Ringmauern vorantrieb, wurde eine beträchtliche Menge Schuttmaterial frei, dessen Weiterverwendung beim Bau der Quaianlagen erfolgen sollte. An der Gemeindeversammlung vom 17. Juli 1881 wurde ein Antrag gutgeheißen, «es sei zum Schutze des von der abgetragenen Ringmauer an den See abgeführten Materials am obern Vorstadt-Seeufer eine Pfählung vorzunehmen».¹⁴ Zu diesem Zweck bewilligte die Gemeindeversammlung einen Kredit von 1000 Franken. Unverzüglich beauftragte der Stadtrat die städtische Baukommission «mit thunlicher Beförderung einen genauen Plan nebst einer bezuglichen Kostenberechnung vorlegen zu wollen».¹⁵

Bis zur Gemeindeversammlung vom 29. Januar 1882 änderte sich jedoch an der Ausgangslage nichts, so daß der Stadtrat den Bürgern einen Budgetposten «Fortsetzung der Pfählung an der obern Vorstadt» unterbreiten mußte. Aus dem Kreis der Anwesenden wurde die Forderung laut, vor dem Beginn der Pfählungsarbeiten einen genauen Plan zu erstellen, was bekanntlich auch die Absicht des Stadtrates war. Dieses Votum löste eine Anzahl weiterer Wortmeldungen aus, darunter eine, die darauf hinwies, daß man aus früheren Jahren bereits Pläne besitze und die Pfählung darauf abstützen solle. Durch Mehrheitsentscheid wurde dem Antrag des Stadtrates stattgegeben und ein Kredit von 1500 Franken gesprochen für Erstellung eines Planes, Kostenberechnung und Pfählung. Der Stadtrat rechnete damit, den Plan der nächsten Gemeinde im Sommer 1882 vorzulegen, mußte jedoch sein Ziel revidieren, da die Baukommission im Juni mitteilte, der beauftragte Ingenieur Johann Müller aus Bauma sei nicht in der Lage, den Termin einzuhalten. Wenig erbaut war die städtische Exekutive, als sie im Oktober 1882 die Meldung erhielt, Mül-



Dieser von Stadlin und Henggeler vorgelegte Plan bildete die Grundlage fur die Arbeiten an der Quaiabau (nicht mastablich).

ler könne den Auftrag gar nicht ausführen. Mit dem Zuger Ingenieur Franz Stadlin fand man darauf einen willfähigen Fachmann, der das Gebiet bereits 1863 erstmals aufgenommen hatte und damit über wertvolle Vorkenntnisse verfügte.

Die Vollendung der Zuger Quaibauten sollte nach dem Willen des Stadtrates in zwei Arbeitsabläufen erfolgen. Während die Realisierung dieses Planes im Raum Vorstadt aus bereits geschilderten Gründen auf Schwierigkeiten stieß, gingen die Planungsarbeiten im Raum Schützenhaus zügig voran. Am 24. März 1882 unterzeichneten Vertreter der Stadt und der Schützengesellschaft einen Vertrag über die Pfählung und Fundamentierung sowie die Anlage einer Seemauer und des Quais. Die westliche Begrenzung dieser Quaibaute lag beim Aamühlebach bzw. dem Areal der Sägerei Spillmann.

Immerhin blieb man an der Vorstadtbaute trotz Ausbleibens des angeforderten Planes nicht ganz untätig. So legte am 28. Juli 1882 ein J. Spillmann seinem Auftraggeber Verwalter M. Stadlin einen Plan vor, der auf dem Stadlin-Plan von 1863 beruhte. Nach Spillmanns Berechnungen waren für die gesamte Quaistrecke von der Platzwehre bis zum Aamühlebach, die auf eine Länge von etwa 500 m berechnet wurde, insgesamt 7700 m³ Steinmasse als Auffüllmaterial erforderlich. Von dieser Menge waren im Sommer 1882 bereits 700 m³ verbaut worden.

Diese Angaben fanden auch Berücksichtigung beim Auftragsplan, der im Dezember 1882 dem Stadtrat eingereicht wurde. Für die Zeichnung und Planung war Franz Stadlin verantwortlich, die Projektierung lag in den Händen des städtischen Baupräsidenten Clemens Henggeler-Uttinger und des Verwalters M. Stadlin. Sie stützten sich weitgehend auf die Vorarbeiten von Stadlin (1863) und Pestalozzi (1865) ab. Die größten Auffüllflächen waren im Gebiet Vorstadt und im Raum Schützenhaus vorgesehen. Fünf Rondelle kennzeichneten den Verlauf des Quais. Diese Ausbuchtungen befanden sich unterhalb des Regierungsgebäudes, bei der Einmündung des Reiffergäßchens in die neue Quaistraße, in der Nähe der heutigen Schiffsstation Zug-Bahnhof bei der Restauration Spillmann, im Raum des heutigen Hirschparks sowie kurz vor der Einmündung des Aamühlebaches in den See. Diese

Rondelle waren Bestandteil der eigentlichen Quaimauer und bildeten mit dieser zusammen die Uferlinie. Nach dem Plan war das Anpflanzen von zahlreichen Bäumen vorgesehen, um das Quaigebiet zu beleben und gleichzeitig Schattenräume zu ermöglichen. Hinter der Quaimauer war die neue Quaistraße geplant, die von der Platzwehre bis zum damaligen Schießstand auf der Schützenmatte dem See entlang verlief und dann in nördlicher Richtung zwischen Schießstand und Schützenhaus in die Chamerstraße einmündete. Die Nutzung des durch die Aufschüttungen neu gewonnenen Terrains war noch nicht in allen Teilen festgelegt.¹⁶

Der Vorstadtquai

Im Bericht der Stadtbehörde an die Einwohnerversammlung vom 18. Februar 1883 wies der Rat darauf hin, daß das Projekt einer Quaibaute in Zug seit 1859 hängig sei. In einem kurzen Überblick wurden die Stimmbürger über die Vorprojekte informiert. Der Stadtrat bekannte auch, daß ihn keiner der eingereichten Vorschläge habe überzeugen können, weshalb ein erneuter Auftrag vergeben worden sei. Projektverfasser Stadlin war bereits bei der Errichtung der Quaimauer unterhalb des Regierungsgebäudes beteiligt gewesen. Nach seinen Plänen hatte der Stadtrat vor der Gemeindeversammlung ein Stück Probemauer in Beton erstellen lassen, das nun dem Interessierten vor Augen führte, wie massiv diese Anlage sein würde, um den zu erwartenden Stürmen zu trotzen.¹⁷

Wie sehr dem Stadtrat an einer Zustimmung der Bürger zum Projekt gelegen war, dokumentiert der 20 Seiten umfassende Bericht an die Gemeindeversammlung. Diesem Ziel diente auch die Ausarbeitung einer zweiten Variante, die weniger aufwendig war. Die Kosten für die Hauptvariante veranschlagte der Rat auf 120 000 Franken, jene für die Nebenvariante auf 73 500 Franken. «Mit beinahe an Einstimmigkeit grenzender Mehrheit» sprachen sich die Zuger Stimmbürger für die Hauptvariante aus. Das Projekt war unbestritten, und die Nebenvariante stand überhaupt nicht zur Diskussion. Ein Antrag aus dem Volk, die Ausführung der Quaibaute einer Aktiengesellschaft zu übergeben und hierfür durch die Stadt eine Subvention von 50 000 Franken auf-

zuwenden, blieb klar in der Minderheit. Ein anderer Votant legte dem Stadtrat nahe, auch die Interessen der privaten Besitzer zu schützen, um «unnützen Prozessen» vorzubeugen.

In der Tat bot der Bau des Quais auch für Private verlockende Perspektiven, wie aus dem Stadtratsbericht zu entnehmen ist:

«Die Grundidee war, mit möglichst wenig Kosten bei der tiefen See-stelle vor der südlichen Vorstadt mit der Straßenbreite von 15 Meter durchzukommen bis zur Sinnerhütte, dann eine Terrainbreite von 60 Meter zwischen der Vorstadtstraße und der Seemauer zu erreichen und in gleichem Abstand der Chamerstraße bis zum Schützenhaus zu folgen.

Es ergibt diese Richtung von der Vorstadtmitte westlich einen Raum von 45 Meter Tiefe zwischen beiden Straßen, der es jedem dazwischen liegenden Besitzer an diesen Straßen entlang ermöglicht, 2 Bauplätze, einen an der Chamer- und einen an der Seestraße, auszubeten. Bei 15 Meter Gebäudetiefe würden immer noch wenigstens 15 Meter Raum zwischen beiden Gebäudereihen verbleiben, so daß sogar zwischenhin noch Platz für eine kleine Straße und etwas Umgelände für die obern und untern Häuser bleiben.»¹⁸

Eine Woche nach der Gemeindeversammlung bezeichnete der Stadtrat die Delegation, die mit den privaten Besitzern in der Vorstadt über eine Landabtretung verhandeln sollte.

Auf die öffentliche Ausschreibung der Bauarbeiten für die Quaianlage trafen beim Stadtrat zwei Offerten ein, nämlich jene von Bauunternehmer Robert Steiner in Luzern und die zweite von Carlos Cavallasca aus Zug. Obwohl Cavallasca höhere Kosten berechnete und außerdem die Bauausführung an gewisse Bedingungen knüpfte, entschied sich die Behörde für seine Bewerbung. Cavallasca machte klar, daß die Arbeiten eingestellt würden, wenn der Wasserstand die Höhe der Pfähle um mehr als 50 cm überschreiten sollte. Außerdem auferlegte der Unternehmer dem Bauamt die Haftung, wenn der Wellenschlag die Arbeit beschädigte, ehe genügend Auffüllmaterial aufgeschüttet war.

Anfänglich schien es, als ob die Quaiarbeiten sogar beschleunigt werden könnten. Die städtische Rechnungskommission schlug außerdem dem Stadtrat vor, das Projekt großzügiger zu gestalten. Aber noch im Frühjahr 1884 zeigten sich in Form kleiner Risse erste Alarmzeichen, die den Stadtrat veranlaßten, den Zürcher Professor Albert Heim um eine detaillierte Prüfung der bisher ausgeführten Arbei-

ten zu ersuchen. Am 24. April 1884 nahmen Heim und Obergeringieur Moser in Zug einen Augenschein vor und bekamen vom Stadtrat Einsicht in die vorhandenen Pläne. In seiner Sitzung vom 2. Mai 1884 erteilte der Stadtrat von Zug den beiden Experten Heim und Moser den Auftrag, ein Gutachten zu erstellen, das vor allem die nachstehenden Fragen beantworten sollte:

- a) ob die Quaianlage nach vorliegendem Projekte in technisch richtiger Weise zur Ausführung komme;
- b) ob die bisher vorgenommenen Ausführungsarbeiten zu Bemerkungen und Anträgen auf allfällige Abänderung Anlaß bieten;
- c) ob die konstatierten Senkungen auf Gefahren schließen lassen oder ob dieselben aus dem vorhandenen Seeterrain zu erklären seien, ohne daß das Projekt als solches gefährdet erscheint;
- d) Sollte die letztere Gefahr vorhanden sein, welche Maßnahmen von den Herren Experten anempföhlen werden.»¹⁹

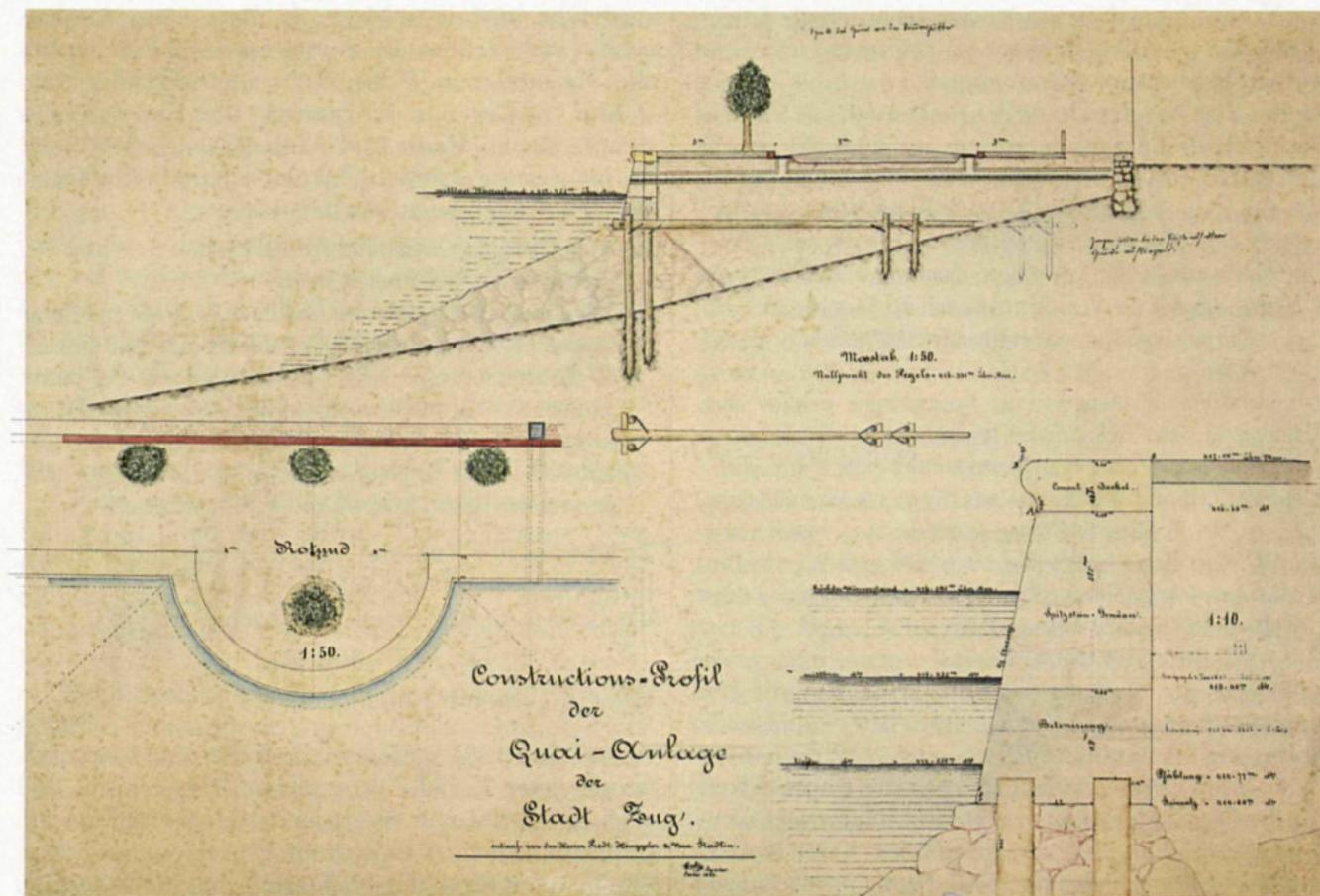
Zuhanden der Experten ergänzte Ingenieur Stadlin die bestehenden Pläne durch die Verzeichnung der bereits ausgeführten Bauabschnitte.

Das Gutachten Heim/Moser

Am 17. Juli 1884 schlossen die Experten Heim und Moser ihren Bericht ab, und zwei Tage später bereits ließ der Zuger Stadtrat das Gutachten unter seinen Mitgliedern in Zirkulation setzen.

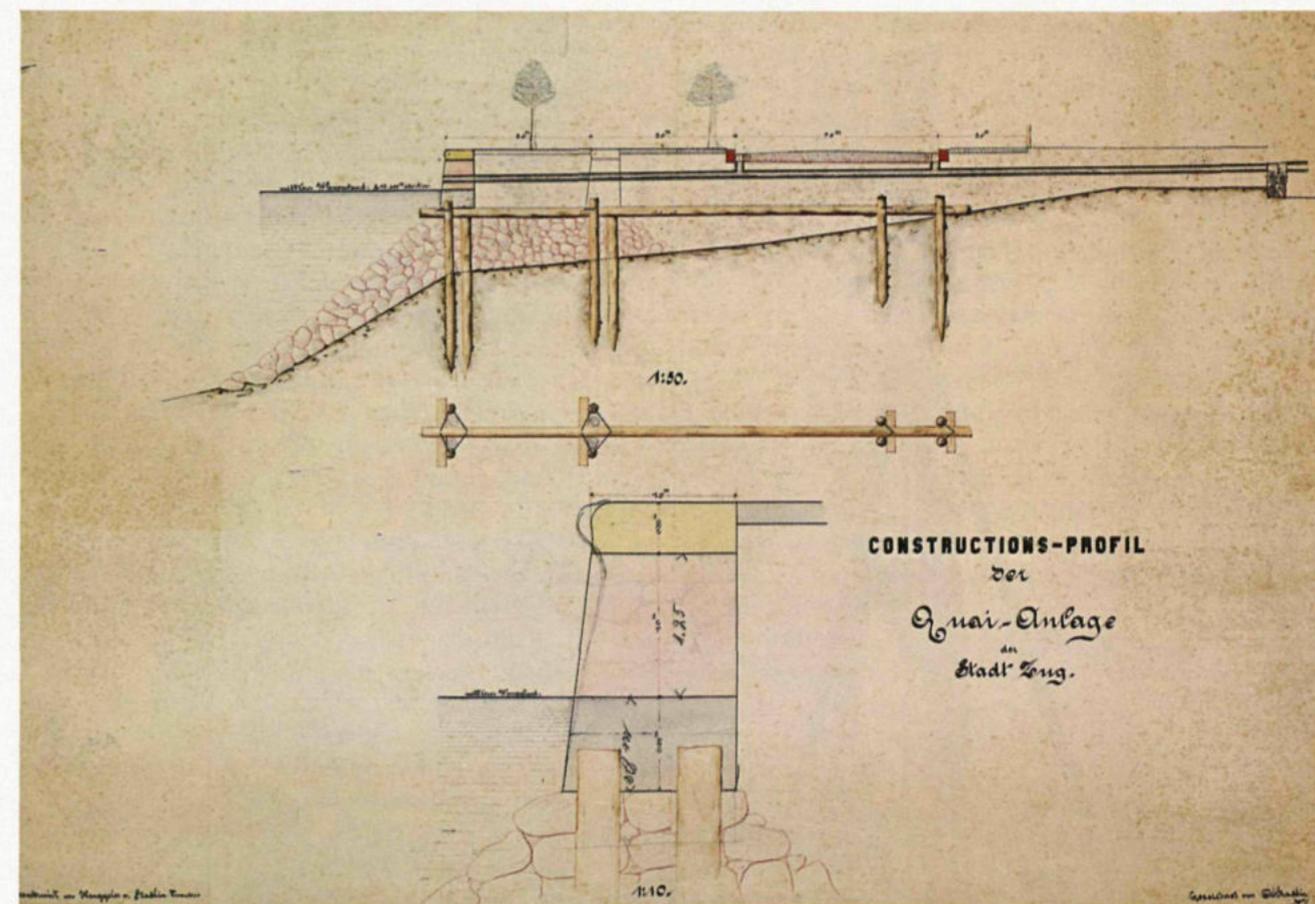
Die beiden Gutachter begnügten sich nicht damit, die gestellten Fragen zu beantworten, sondern sie beschrieben in einem ausführlichen Vorbericht zuerst die Beschaffenheit und die jüngere geologische Geschichte des Untergrundes der Stadt Zug. Dieser bestehe südlich des Regierungsgebäudes aus größerem Material, das die Bäche des Zugerberges in Form von Deltas und Schuttkegeln in den See transportiert haben; der nördliche, flache Teil mit dem Bahnhof der Nordostbahn und dem größeren Abschnitt des Quaigebietes dagegen werde als aufgefülltes Seegebiet aus feinem, von der Lorze angeschwemmtem Sand und Schlamm sowie aus Seekreide gebildet. Diesen Befund konnten Heim und Moser durch eine Untersuchung an Ort und Stelle bestätigen.

Obwohl die Deltaablagerungen unter Wasser sehr flach liegen, neigen sie zu Abbrüchen und Rutschungen. Diese Gefahr werde erhöht, wenn – wie



bei der Aufschüttung des Quais – der obere Rand der labilen Schlammschichten künstlich belastet werde. Trotzdem räumten die Experten ein, daß man in Zug nicht fahrlässig oder leichtfertig zu bauen begonnen habe, meinten aber wörtlich: «Wir möchten zuvor noch darauf hinweisen, wie aus der Betrachtung des mehr erwähnten Curvenplanes sich leicht nachweist, daß die projectirte resp. in Ausführung begriffene Quailinie beinahe überall dem sog. Steilabhang des Sees sich nähert und somit die Auffüllung für den Quai gerade den am meisten gefährdeten resp. denjenigen Theil treffen muß, welcher die größte Neigung zum Abbruche hat und bei welchem vielleicht eine sehr geringe Mehrbelastung genügt, um das jetzige Gleichgewicht der Massen zu stören.»²⁰ Die Frage nach der technisch richtigen Ausführung der Quai- und Baute mochten die Gutachter nicht ein-

deutig mit ja zu beantworten. Sie wiesen darauf hin, daß bei aller durch die Bauleute beachteten Sorgfalt bei der Pfählung es nicht gelungen sei, Senkungen und Risse im Ufergebiet zu verhindern, weil der Schub der Hinterfüllungen zu stark sei. Zu Bedenken Anlaß gab ihnen die Tatsache, daß die noch fehlenden Auffüllungen über dem Seespiegel lagen, wodurch der bei den unteren Flächen noch wirksame Gegendruck des Wassers wegfallen mußte, was die Schubwirkung verstärken konnte. Sie befürchteten deshalb Abrutschungen, noch bevor die Auffüllung vollendet sein werde. Viel Raum widmeten die Experten der Frage, ob die bisherigen Ergebnisse der Bauarbeiten Änderungen in der Baumethode zur Folge haben sollten.



Konstruktions-Profile der Quai-Anlage (nicht maßstäblich)

«Die bisherige Baumethode scheint uns an der in Frage kommenden Schlammhalde gegen seitliche Verschiebungen nicht genügende Sicherheit zu bieten; eine Änderung könnte nun im Anschluß an dieselbe darin bestehen, daß die Pfähle statt senkrecht, mit Neigung nach innen eingerammt und daß mehr und kräftigere Zangen angebracht würden. Allein, ob eine solche Bauweise trotz erheblicher Mehrkosten auf die Dauer von Erfolg sein würde, müssen wir bezweifeln.»²¹ Das Hauptproblem sahen die Experten in der Verminderung der «Beweglichkeit der Massen». Auf

Grund ihrer Darlegungen war hierbei eine größtmögliche Sicherheit nur zu erreichen, wenn auf die Fortsetzung der Pfählung verzichtet und statt dessen in größerer Tiefe mit dem Bau eines Vordammes als Gegengewicht zur Belastung von oben begonnen würde. Zwar waren sich die Gutachter bewußt, daß dies für den Bau des Quais neue Umtriebe bedeutete, doch schienen ihnen diese Maßnahmen unumgänglich. Desgleichen betonten sie, es sei notwendig, mit aller Sorgfalt alle ober- und unterirdischen Wasserläufe, die sich in den See ergießen, zu sammeln und abzuleiten. Besorgnis und warnende Töne waren auch aus der Beantwortung der dritten Frage nach einer allfälligen Gefährdung des Uferbereichs nicht zu über-



Pfählungsarbeiten für den Quaibau; am linken Bildrand ist als aufmerksamer Beobachter Baupräsident Clemens Henggeler zu erkennen.

sehen. Zwar räumten die beiden Fachleute ein, es sei «sehr heikel» darauf direkt zu antworten, aber «unter Hinweis auf (...) gebrachte Erörterungen müssen wir bei weiterer Belastung, wie sie das Project verlangt, Abrutschungen und Senkungen, welche selbst das alte Ufer vielleicht mit einzelnen Gebäulichkeiten gefährden könnten, immerhin für möglich erklären».²² Mit Vorschlägen für mögliche Einsparungen bei der Umsetzung der empfohlenen Maßnahmen schlossen die Experten ihren Bericht.

Es mutet seltsam an, daß die Zuger Behörden in den folgenden Monaten nie zum Bericht Stellung nahmen. Die Unterbrechung oder gar Einstellung der Quaiarbeiten wurde nicht in Erwägung gezogen. Im Gegenteil läßt sich dem Stadtratsprotokoll entnehmen, daß weiterhin Auftragsvergebungen

erfolgten. In der Sitzung vom 6. Dezember 1884 wurde der Ankauf von 100 Pfählen beschlossen; die Pfählungsarbeiten wurden gleichzeitig dem Zuger Unternehmer Fidel Keiser übertragen.

Wenn der Stadtrat mit seinem Verhalten Sicherheit und Überlegenheit dokumentieren wollte, so wurde er durch die Verhältnisse eines andern belehrt. Am 26. Februar 1885 beschwerte sich Kreiskommandant Melchior Weiß beim Rat, durch die Bauarbeiten am Quai seien an seinem Haus Schä-

den entstanden. Weiß hatte auch Kenntnis vom Gutachten Heim/Moser, wie aus seinem Brief hervorging. Er forderte den Stadtrat auf, auf der Grundlage des Gutachtens eine Expertise über die Gefährdung der Vorstadthäuser durchzuführen und zeigte sich auch überzeugt, daß eine gute Lösung gefunden werden könnte. Der Rat überwies dieses Schreiben an Baupräsident Clemens Henggeler und beauftragte ihn und seinen Stellvertreter, Stadtrat Benz, mit Weiß Kontakt aufzunehmen und die Sache «abzuthun».

Die treibende Kraft für den Ausbau des Quais war zweifellos Baupräsident Clemens Henggeler, der seit 1880 dem Stadtrat angehörte. Sein Engagement in der Quaifrage hatte er bereits bei der Ausarbeitung der Pläne unter Beweis gestellt. Verschiedene Quellen belegen, daß er sich regelmäßig auf den Baustellen aufhielt und sich über den Fortgang der Arbeiten erkundigte. Wahrscheinlich ist es dem Einfluß Henggeler zuzuschreiben, daß das Gutachten Heim/Moser im Stadtrat kaum diskutiert worden ist. In der Tat schien sich in den Jahren 1885 und 1886 Henggeler Optimismus zu rechtfertigen. Die Arbeiten schritten planmäßig voran, und in der Bevölkerung begann man, sich am entstehenden Werk zu freuen.

Aus dieser Haltung heraus stellte Staatsanwalt Eduard Schwerzmann an der Gemeindeversammlung vom 4. April 1886 in der Kapuzinerkirche das Begehren, zur Deckung der erhöhten Kosten für die Quaiabau eine städtische Anleihe aufzunehmen. An einer eigens zu diesem Zweck einberufenen außerordentlichen Gemeindeversammlung legte der Rat eine Vorlage auf, die eine Anleihe von 110000 Franken beinhaltete. Der Bericht listete für jeden Quaiabschnitt Vor- und Nachteile auf und verheimlichte auch nicht, daß unter ungünstigen Umständen Folgekosten entstehen könnten, die sogar eine Steuererhöhung nötig machen würden. Als Gegenwert jedoch erhielt Zug einen Quai, der zur Zierde der Stadt werden sollte.

Es zeigte sich aber bald, daß die Bürger dem Anliegen des Stadtrates nicht gut gesinnt waren. Nach kurzer Diskussion wurde Nichteintreten beschlossen. Außerdem stimmten die Anwesenden einem Folgeantrag von alt Landammann Alois Schwerzmann zu und billigten nachstehenden Wortlaut:

- « I. Auf den Antrag des Einwohnerrates vom 17. Mai sei nicht einzutreten.
- II. Der Einwohnerrat sei dagegen zu ermächtigen, das begonnene Stück der Quaiabau bis zum Endpunkte bei Herrn Kreiskommandant Melchior Weiß (ev. bis zur Sinnerhütte) zu vollenden, und es sei ihm dafür der allfällig noch benötigte Nachkredit erteilt.
- III. Nach Vollendung dieses Theilstücks habe der Einwohnerrat über die erlaufenen Kosten der Gemeinde Bericht zu erstatten und Rechnung abzulegen. Es behalte sich die Gemeinde alsdann die weiteren guterachteten Maßnahmen und Beschlüsse ausdrücklich vor.»²³

Neben baulichen und finanziellen Fragen beschäftigten den Stadtrat auch politische Probleme. Langwierige Verhandlungen wurden mit der Regierung geführt, da ein wichtiges Stück des neuen Quais unterhalb des Regierungsgebäudes durchgeführt. Obwohl auch die Regierung dem Quaibau grundsätzlich die Zustimmung nicht versagte, war sie mit dem Vorgehen der Stadt in einzelnen Punkten nicht immer einverstanden. Da es sich dabei um Sekundärfragen handelte, konnte die gemeinsame Konferenz von Stadt- und Regierungsrat sich in den meisten Fällen auf einen für beide Seiten akzeptablen Kompromiß einigen.

Das Jahr 1887 sollte, wenn die Umstände es erlaubten, den Abschluß der Quaibauten bringen. Im Frühjahr meldeten sich mehrere Anstößer der Quaianlage beim Stadtrat und stellten das Begehren, das neu aufgeschüttete Land, das sich zwischen ihren Grundstücken und der Quaimauer befand, käuflich zu erwerben. Auf Anfrage hin erklärte der Stadtrat der Nachbarschaft Vorstadt, die Errichtung eines Leistes in der Vorstadt sei zwar nicht möglich, dagegen würden jedoch zu beiden Seiten des Vorstadt-Rondells Stiegen angebracht. Ebenso versicherte die Behörde dem Antragsteller, die Zufahrtsstraßen zum Quai würden in Kürze verbessert werden.

Es durfte ferner als gutes Zeichen verstanden werden, daß auch jene Kreise, die 1886 einem weiteren Ausbau des Quais opponiert hatten, ein Jahr später bei einem ähnlichen Begehren keinen Widerstand mehr zeigten. An der in der Kapuzinerkirche gehaltenen Gemeindeversammlung vom 2. Januar 1887 forderte Major Alois Uttinger-Ineichen den Stadtrat auf, eine Vorlage auszuarbeiten über die

Bild links:
Die untere Häuserzeile der Vorstadt,
aufgenommen beim Regierungs-
gebäude in Richtung der heutigen
Vorstadtbucht.



Bild rechts:
Das Hotel «Zürcherhof»,
mit Gartenwirtschaft und Kegelbahn,
wurde bei der Katastrophe
vom 5. Juli 1887 zerstört.

Bild unten:
Ansicht der Vorstadt
vor der Katastrophe.



Fortsetzung der Quaibaute in Richtung des äußeren Dampfschiffsteges. Dieser Antrag rannte bei den maßgeblichen Stadtratsmitgliedern offene Türen ein, denn der Rat hatte sich bereits eine Alternative zurechtgelegt, falls die Gemeindeversammlung vom Juni 1887 seiner Vorlage nicht zustimmen sollte. Diesmal war jedoch die Furcht unbegründet, denn das Geschäft «Quaibaute» wurde von der Versammlung ohne Diskussion gutgeheißen. Erst nach der Katastrophe vom 5. Juli gab ein Votant zu Protokoll, er hätte schon an der letzten Gemeindeversammlung Bedenken gehabt, die Quaibaute würde aus finanziellen und baulichen Überlegungen zu schnell errichtet; da er spürte, daß ein entsprechender Antrag keine Unterstützung gefunden hätte, habe er auf ein Votum verzichtet. Die letzte Schlußnahme zu diesem städtischen Großprojekt erfolgte im Stadtrat am 17. Juni 1887 und betraf die Aufnahme von Landverhandlungen mit einem Liegenschaftsbesitzer am Nordende der Quaianlage.

Das Leben in der Vorstadt

Der Raum im Innern des Mauerrings von 1519 war für die wachsende Bevölkerung schon vor 1800 zu knapp geworden, so hatte sich eine Anzahl Fischer nordwestlich der Stadt außerhalb der Mauern niedergelassen. Mit der Aufhebung des allabendlichen Torschlusses im Jahre 1835 konnten auch die Bewohner der Vorstadt nachts beliebig durch die Tore ein- und ausgehen. Die Fischerhütten wurden in den folgenden Jahrzehnten in ein- oder zweistöckige Wohnhäuser umgebaut. Entlang der Vorstadtgasse, die sich im Süden auf den Postplatz öffnete und im Norden in die Chamer Landstraße mündete, reihten sich links und rechts ininigem Abstand vom Ufer je 30 Häuser auf. Das Ufer säumten Waschhütten, Waschstege, Badehäuser, Schiff- und Fischerhütten in buntem Wechsel mit Gärten und Werkstätten. 1887 zählte die Vorstadt über 1200 Einwohner, darunter über 200 Ausländer. Vorwiegend Fabrikarbeiter und Kleinhandwerker hatten hier mit ihren Familien Wohnung gefunden. Die Wohnverhältnisse in diesem wenig wohlhabenden Quartier waren einfach. In den

Wohnungen gab es keine Badezimmer, kein elektrisches Licht und kein Telephon. Für das eidgenössische Offiziersfest 1868 und das eidgenössische Schützenfest 1869 in Zug hatte man die Stadt herausgeputzt, aus der «Staad» war die vornehmere «Vorstadt» geworden. Noch beherrschten die Werkstätten und Ladenlokale der Kleinhandwerker das Straßenbild, Industrie und Technik faßten aber auch in Zug schon Fuß. Noch hatte im Raingäbli Kammacher Spillmann seine Werkstatt, und bei Kandid Keiser «Coiffeur und Chirurg» in der Kirchgasse konnte man sich nicht nur die Haare schneiden, sondern auch Zähne ziehen und Blutegel ansetzen lassen. 1868 wurde bei der Schützenmatte die Zigarrenfabrik Wemans in Betrieb genommen. 1880 folgte die Eröffnung der Email- und Metallwarenfabrik an der Baarerstraße. Die Gaslichter, die man als große Neuigkeit eingeführt hatte, spendeten in den Gassen spärliches Licht. Mit kostbaren Einrichtungen ist sparsam umzugehen und so wurde die Gasbeleuchtung nur angezündet, wenn der Mond nicht hell genug schien. Die Brunnen wurden mit frischem Quellwasser von Nidfurren gespiesen, das eine moderne Wasserversorgung seit 1878 der Stadt zuführte. Beim einen oder anderen Handwerker in der Vorstadt ratterte auch eine Hochdruckturbine in der Werkstatt und trieb die Maschinen an. Die 1864 eröffnete Eisenbahnlinie Zürich–Affoltern–Zug–Luzern verband Zug mit den Nachbarstädten und selbst das Ausland war in die Nähe gerückt. Während vorerst nur wenige Züge in Zug Halt machten, herrschte auf dem See ein reger Verkehr. Die Salondampfer «Helvetia» und «Stadt Zug» bedienten vom äußeren Landungssteg aus im Sommer wie auch im Winter die Uferorte. Den Warenverkehr zwischen Ägeri, Menzingen und Zug besorgten neben der Pferdepost regelmäßige Boten. Der Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr brachten Leben in die Vorstadt. Manch ein Reisender mag in der nahegelegenen Restauration «Spillmann» oder im «Zürcherhof» die Abfahrt seines Zuges oder das nächste Schiff abgewartet haben. Im Kurhotel «Schönfels» auf dem Zugerberg verbrachten ungekrönte und gekrönte Häupter aus ganz Europa den Sommer.

Die Katastrophe vom 5. Juli 1887

Die Arbeiten am Quai waren im Juli 1887 auf über 200m Länge vom Regierungsgebäude bis zirka 90m vor den Dampfschiffsteg abgeschlossen, die verbleibenden 140m waren im Bau. Die Strecke im Abrißgebiet war im März 1886 fertig gepfählt, die Ausfüllung war im Gange. Um bei der Erstellung des Quais die Verbindung mit dem See nicht zu verlieren, ließ Fischer Speck einen Kanal (eine Art Tunnel) von seiner Fischerhütte zum See erstellen. Schon einige Tage vor der Katastrophe stellte Speck fest, daß die Kanalmauern sich senkten und die Schiffhütte Risse zeigte. Baupräsident Henggeler, dem Speck die Vorgänge berichtete, zeigte sich unbesorgt.

Am 4. Juli 1887, dem Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, verfolgte Albert Ut-

tinger-Ineichen mit seiner Frau und Nachbarn das von Generaldirektor Page der Chamer Kondensmilchfabrik gestiftete Feuerwerk. Es war ein wundervoller Sommerabend, ein wolkenloser Himmel über der spiegelglatten Fläche des Sees. Das Feuerwerk neigte sich dem Ende entgegen, als plötzlich Wellen gegen das Ufer klatschten, obwohl das Dampfschiff bei der Platzwehre vertäut lag. Uttinger-Ineichen vermutete ein schweres Erdbeben.

Einige Stunden später vernahm Frau Mittelberger, die eines der direkt am See gelegenen Vorstadthäuser bewohnte, einen «furchtbaren Krach» und hörte einen erneuten starken Wellenschlag. Th. Schweizer-Ingold wurde um 2 Uhr nachts durch «ein eigenenthümliches Geräusch in der Tapetenwand» geweckt. «Es war wie wenn jemand fortwährend mit der flachen Hand leicht an die Wand schlug. Die Wand zitterte ...»²⁴



Nach einer längeren Trockenperiode war der 5. Juli ein schwüler und gewitterhafter Tag. Schon gegen Mittag türmten sich Regenwolken im Westen auf. Am frühen Nachmittag entdeckten Passanten beim Rondell, einer halbkreisförmigen Ausbuchtung des Quais, Risse im Boden. Um 3 Uhr 20 bemerkten die an der Kanalmauer arbeitenden Maurer, daß das Gerüst sich absenkte. Einige Minuten später riß das Rondell von der Quaimauer ab und sank ungefähr einen Meter in den See. Fischer Speck, dem ein Kunde von den Vorgängen Mitteilung gemacht hatte, bestieg seinen Kahn, um die Seetiefe zu messen. In der späteren polizeilichen Untersuchung berichtete er:

«Ich ergriff eine Stange, vermochte den Grund mit derselben nicht mehr zu erreichen, was früher wohl möglich gewesen wäre und warf sie hinunter; sie verschwand und zeigte eine große Tiefe an, indem sie verhältnismäßig lange nicht mehr zum Vorschein kam. Ich rief

dem Knecht, die Zuggarne zu retten, die sich in der Schiffhütte unmittelbar beim Kanal befanden. Es gab eine Welle bis in die Schiffhütte, und die Kanalmauer verschwand mit Maurer Sigel, Michael Zwimpfer und Frau Kleimann, die an der Kanalmauer wusch. Letztere sah nicht ich, sondern meine Frau verschwinden, die ersteren ich selbst. Ich hatte gerufen: «flieht, wer fliehen kann». (...) Jetzt sah ich meine Schiffhütte, Xaver Wallers Hütte und J.C. Fridlins Haus in den See stürzen. Mein Schiffchen, ein Eichbaum, stellte sich senkrecht in die Höhe und stürzte mit mir in den Grund. Ein furchtbares, donnerartiges Getöse umgab mich, es wurde so dunkel, daß ich gar nichts mehr bemerken konnte, und ich muß sehr tief in den See gesunken sein, während ich mich an dem am Eichbaum festgemachten

Links: Blick auf die Vorstadt. Rechts das Eingangstor zum Restaurant «Bad» Spillmann, dessen Besitzer Alois Spillmann beim Vorstadtunglück das Leben verlor.

Unten: Das Ausmaß der Zerstörungen. In den Trümmern sind Dachfront und Giebel des «Zürcherhofes» erkennbar.



Ruder festhielt. Ich wurde in rasender Schnelligkeit in den See hinausgetrieben, es wurde wieder heiterer, ich kam aufwärts, spürte einen Balken und ergriff ihn, ich war oben und 50 bis 80 Meter entfernt vom Ufer. Briefträger Landtwing holte mich mit einem Schiffchen von der Platzwehre her.»²⁵

Die Quaipfähle hatten sich aus dem Seeschlamm gelöst und tauchten wie Geschoße weit draußen im See hier und dort aus dem Wasser auf. Das Dampfschiff wollte eben vom äußeren Steg abfahren, als der Einbruch erfolgte. Die starken Taue rissen wie Bindfäden und das Schiff trieb weit in den See hinaus. Bei diesem ersten Abbruch von 3 Uhr 35 ließen Specks Knecht, Michael Zwimpfer, der Maurer Hermann Sigel und Anna Kleimann ihr Leben. Ebenso ertranken drei Kinder der Familie Huber und der «allseits beliebte» Gastwirt Alois Spillmann. Spillmann hatte sich mit einigen Gästen auf die Kunde vom Untergang des Rondells hin zum

Quai begeben. Während sich seine Begleiter Ständerat Schmid und Korporationspräsident Weiß mit einem Sprung retten konnten, stürzte Spillmann mit der Kanalmauer in den See. Mit beiden Händen wollte er das Bord erfassen, gleichzeitig gab es einen weiteren Rutsch, der ihn unter den Trümmern begrub.

Der achtjährige Gebhard Huber wollte, als sich im Boden Risse zeigten, sein Schwesterchen zum benachbarten Haus Mittelberger tragen, wurde aber vom Einbruch überrascht und fiel in den See, konnte aber gerettet werden. Sein Schwesterchen und die beiden im Hause schlafenden Brüder konnten erst später tot geborgen werden.

Einige gerade mit dem Schiff angekommene Unteroffiziere, die sich auf der Heimreise vom eidgenössischen Unteroffiziersfeste in Luzern befanden, bildeten sofort einen Kordon um die Abbruchstelle



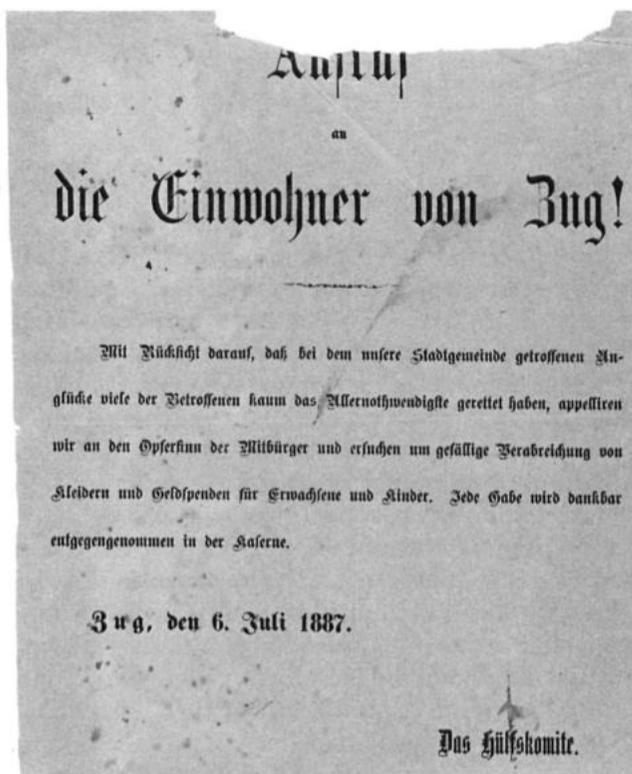
und hielten die Schaulustigen zurück. Kurz nach halb vier Uhr wurde der Polizei über den ersten Einbruch Bericht erstattet. Der Stadtpräsident verfügte nach einem Augenschein an Ort und Stelle die sofortige Absperrung des Umgeländes durch die Feuerwehr, die durch die Alarmglocke vom Zyturm aufgeboten wurde. Zudem wurde Professor Heim telegraphisch ersucht, nach Zug zu kommen und sein Gutachten abzugeben. Während ein Teil der Feuerwehr die Unteroffiziere ablöste, begannen die übrigen Korpsangehörigen die Häuser der unteren Reihe der Vorstadtgasse zu räumen. Mehr als 200 Personen, Feuerwehrleute, Kapuziner und Hausbewohner beteiligten sich an der Rettung des Hausrates, der mit Wagen zum Postplatz und in den Garten des Zürcherhofs transportiert wurde. Eine technische Kommission, zusammengesetzt aus anwesenden Fachleuten und Mitglie-

dern der städtischen Baukommission, übernahm es, das gefährdete Terrain auf allfällige Bewegungen zu kontrollieren. In mehreren Schiffen waren Feuerwehrleute mit dem Abdecken der auf dem See schwimmenden Dächer der versunkenen Gebäude beschäftigt und suchten nach Ertrunkenen.

Nicht jedermann nahm die drohende Gefahr ernst, wiederholt mußte die Feuerwehr gegen Neugierige vorgehen, die abgesperrtes Gebiet betreten wollten. Die Häuser der oberen Reihe schienen nicht gefährdet, jedenfalls sahen sich die Bewohner nicht veranlaßt, die Wohnungen zu räumen. Die Behörden ordneten an, die Hausgänge offen zu lassen, um den Flüchtenden bei einem allfälligen neuen Einbruch ein Entrinnen zu ermöglichen. Um 4 Uhr

Links: Die Vorstadt unmittelbar nach der Katastrophe.
Unten: Die Abbruchstelle bot ein trostloses Bild.





Garten von Bäcker Moos bewegte sich aufrecht gegen den See, immer tiefer einsinkend, bis weit draußen im See der Baumwipfel unter dem Wasserspiegel verschwand. Eine Flutwelle warf die Schiffe bei der Platzwehre an Land und knickte drei neue eichene Pfähle beim äußeren Dampfschiffsteg. Über die Abbruchstelle legte sich eine riesige Staubwolke, die sich durch die Vorstadtgasse, die Chamerstraße und über den See ausbreitete und die Flüchtenden einhüllte.

Niemand hatte einen Einbruch dieser Größenordnung erwartet, die obere Häuserreihe hatte man nicht für gefährdet gehalten. Einige hier zitierte Augenzeugenberichte zeigen, daß der Abbruch völlig überraschend erfolgte: Innerhalb der abgesperrten Zone befand sich das Kunstdüngermagazin von Alois Uttinger-Ineichen. Ein Bekannter hatte ihm angeboten, für einen Wagen zu sorgen, um die Waren zu retten. Uttinger-Ineichen stellte den Wagen oberhalb der beim Magazin verlaufenden Risse auf und begann mit einigen Helfern den Wagen mit Düngersäcken zu beladen. Der Wagen war beinahe voll beladen, als der auf der Ladefläche stehende Uttinger-Ineichen sah, wie sich der hintere Teil des Wagens senkte und sich ein Baum auf ihn zu bewegte. Die Pferde, die darauf warteten, angespannt zu werden, brannten durch. Uttinger-Ineichen konnte sich gerade noch auf allen vieren auf festen Boden retten, während der Wagen hinter ihm im See versank.

In der Gefahrenzone hielten sich zur Zeit des Abbruchs vor allem Feuerwehrleute und bei der Räu-

Proklamation.

Diejenigen, welche gestohlene Gegenstände in Verwahrung haben, ebenfalls solche, die Gegenstände besitzen, welche ihnen nicht gehören, sind aufgefordert, innert 24 Stunden unter Androhung der gesetzlichen Folgen Anzeige zu machen beim Comité für Ausscheldung und Verteilung der gestohlenen Inventur.

Büreau im Regierungsgebäude.
Zug, den 9. Juli 1887. Das Hilfs-Comité.

30 wurde dem Kommandanten der Feuerwehr gemeldet, daß sich ein zusammenhängender, drei bis vier Millimeter breiter, halbkreisförmiger Riß von der äußeren Dampfschiffbrücke, unter der unteren Häuserreihe der Vorstadtgasse durch, bis zum Rondell geöffnet habe. Sofort wurden die Schiffe, die sich auf dem See befanden, ans Ufer befohlen. Die technische Kommission beobachtete den neuen Riß fortwährend. Kurz vor sechs Uhr entdeckten Beobachtungsposten weitere zur Abbruchstelle konzentrisch verlaufende Parallelrisse. Einige Berichte vom Unglückstag erwähnen keine neuen Risse, während nach den Worten des Berichterstatters der «Neuen Zürcher Zeitung» die Feuerwehr in Erwartung eines zweiten Einbruchs, um 18 Uhr 20 das Quartier zu evakuieren begonnen habe.

Um 18 Uhr 50 tönte es plötzlich von allen Seiten: «Flieht, flieht!» Das Krachen und Bersten von Balken und Brettern schreckte die noch mit dem Räumen der Häuser Beschäftigten auf. In Panik stürzten die Flüchtenden durch die Vorstadtgasse gegen den Postplatz oder den Bahnhof davon, sprangen aus den Fenstern der Häuser und rissen Hecken und Zäune nieder.

Manch einer konnte sich nur mit einem kühnen Sprung auf festen Boden retten. Ein Haus nach dem anderen verschwand in der Tiefe, einige fast vertikal, andere mit einer Bewegung von zehn bis zwanzig Metern nach dem See hin. Die Pappel im



mung der Wohnungen Mithelfende auf. Feuerwehrmann Johann Acklin, der mit der Reparatur der beim ersten Einbruch beschädigten Wasserleitung beauftragt war, schickte sich gerade an, die Rohrmuffe der Leitung im Graben mit Blei auszugießen, als das Erdreich in seiner Nähe abbröckelte und Risse zeigte. Acklin schwang sich aus dem Graben. Als Fluchtweg blieb einzig die Vorstadtgasse gegen den Zürcherhof offen, gegen den Postplatz verstopften Menschen und Wagen die Gasse und nach den Gärten hinter der oberen Häuserreihe schien kein Hausgang offen zu sein. Wie er die Restauration Spillmann erreichte, sah er hinter sich den Zürcherhof zusammenbrechen.

Als das Signalhorn ertönte, versuchte sich Feuerwehrmann Albert Elsener durch ein in der Nähe liegendes Haus zu retten. Auf der Flucht durch den Hausgang packte er eines der Kinder von Gasheizer Rickenbach an einem Bein, ein anderes klammerte sich an seinen Gurt. Die beiden Kinder hinter sich herschleifend erreichte er im Garten einen Zaun aus Maschendraht, den er mit dem helmbewehrten Kopf durchstieß und so sich und die Kinder in Sicherheit brachte.

Auf dem Dorfplatz und der Bahnhofstraße kamen die fliehenden Menschenmassen zum Stehen. Panik hatte die ganze Stadt erfaßt, Rufe wie «die ganze

Stadt versinkt» waren zu vernehmen. Kinder suchten ihre Eltern, Männer ihre Frauen und Angehörigen, Frauen ihre Männer. Regierungsrat Nußbaumer ließ sofort die Grundbücher aus der Hypothekarkanzlei ins Postlokal bringen.

Der Kommandant der Feuerwehr, Albert Uttinger-Speck, begab sich mit einigen Helfern auf den See, um das Ausmaß der Katastrophe abzuschätzen. Als sich nach einigen Minuten die Staubwolke lichtete, bot sich ihnen ein Bild der Zerstörung. Der Ufereinbruch hatte eine Bucht von 120m Länge und 80m Breite aufgerissen, die jetzt ein wirrer Trümmerhaufen von schwimmenden Möbeln, Balken, Brettern, Gipsdecken und Ziegeldächern, darunter ein Klavier, füllte. Wieviele der an der Räumung beteiligten Hausbewohner und Helfer waren wohl unter den Trümmern begraben? Kommandant Albert Uttinger schätzte die Zahl der Toten auf 150 bis 200.

Die Dämmerung senkte sich langsam über die Stadt. Nur vereinzelt war von der Vorstadt her noch ein Krachen zu vernehmen, wenn weitere Gebäudeteile nachstürzten. Die Feuerwehr ging daran, die Vorstadt von der Restauration Spillmann über die Bahnhofstraße bis zum Postplatz großräumig abzusperren. Ein Betreten des Gebietes wurde für die ganze Nacht untersagt.

Die Militärdirektion bot das Kontingent der Gemeinde Baar auf, das um Mitternacht die übermüdeten Feuerwehrmänner ablöste. Nachts um 1 Uhr traf auch das Steiger-Rettungskorps von Menzingen ein, das schon am Abend seine Hilfe telegraphisch angeboten hatte. Um 8 Uhr hatte der Einwohnerrat Ständerat Georg Keiser als Platzkommandanten bezeichnet, und ein Hilf- und Obdachlosenkomitee hatte die Versorgung und Verpflegung der über 650 Vorstadtbewohner übernommen, die ihre Wohnstätten vollends oder zumindest vorübergehend aufgeben mußten. 300 Personen wurden in der Kaserne, im Schulhaus und im Kleinspital untergebracht, während die übrigen bei Verwandten oder Bekannten Aufnahme fanden. Das Hilfskomitee forderte die Bevölkerung auf, die vermißten Personen zu melden. Die meisten mit dem Ausräumen der Häuser Beschäftigten konnten

sich, durch frühe Rufe und Signale gewarnt, rechtzeitig in Sicherheit bringen. Schon am Morgen des 6. Juli stand mit einiger Sicherheit fest, daß der zweite Einbruch weitere vier Opfer gefordert hatte. Einer der Vermißten, Schreiner Joseph Brandenburg, half im Haus von Fischer Speck «flöchnen». Sein Schwager Xaver Speck und die Frau von Fischer Michael Speck konnten sich mit größter Not «theils aus den Fenstern des ersten Stockes retten».²⁶ Brandenburg war im obern Stock des Hauses beschäftigt. Als er den Einsturz bemerkte, sprang er rasch aus dem Fenster, gleichzeitig sank die Straße in die Tiefe und riß ihn hinunter. Als der Gotthardschnellzug um 10 Uhr im Bahnhof einfuhr, stürzten noch weitere Gebäude der unteren Häuserzeile ein. Ein feiner Regenschauer ging derweil über die Stadt nieder. Stundenlang stand

noch eine Menschenmenge auf dem Postplatz um einige Feuer, im Schein der Pechfackeln gingen die Feuerwehr und das Militär ihren Wachaufgaben nach. Noch steckte allen die Angst in den Knochen. Panik brach in der Nacht aus, als ein Feuerwehrmann bei der Restauration Spillmann einschloß und eine Laterne umstieß, was als Warnsignal gedeutet wurde.

26 Häuser und neun Nebengebäude waren im See versunken oder zerstört worden. Elf Vorstadtbe-wohner waren unter den Trümmern begraben.

Erste Hilfeleistungen und Sicherungsmaßnahmen

Der Stadtrat von Zürich sandte, sobald er von der Katastrophe Kenntnis erhielt, Möbel, Kleider und Bettzeug nach Zug. Ebenso boten die Stadtbaudirektion von Luzern und der Gemeinderat von Horgen ihre Hilfe an.

Am Morgen des 6. Juli um 9 Uhr trafen der telegraphisch benachrichtigte Geologieprofessor Albert Heim aus Zürich und der eidgenössische Oberbauinspektor von Salis in Zug ein, um die Abbruchstelle zu untersuchen und die Behörden bei den weiteren vorzunehmenden Schritten zu beraten.

Links: Aus Sicherheitsgründen verfügten die Behörden das Abtragen aller Häuser der unteren Vorstadtstraße. Im zweiten Haus rechts unten befand sich die «Spanische Weinhalle».

Unten: Das Gasthaus «Zum freien Wort», später Hotel «Rigi» und gegenwärtig Sitz der Gebäudeversicherung des Kantons Zug, war das erste Gebäude der oberen Vorstadtreihe, das, obwohl beschädigt, nicht niedrigerissen werden mußte. Der auf dem Bild links abgebildete «Italienische Keller» fiel dagegen dem Abbruchbefehl zum Opfer.



Oben: Aufräumarbeiten vor dem Gasthaus
«Zum freien Wort».

Unten: Blick von der Abbruchstelle
beim Vorstadtquai nach Nordwesten.
Von der Quaimauer ausgehend, ist der Verlauf der
ursprünglich geplanten Quailinie zu erkennen.



Heim und von Salis untersuchten die Quaianlagen vom See her und die Häuser und Straßen im Vorstadtquartier auf Risse und Fugen hin und ließen sich die Ereignisse vom Vortag von Augenzeugen berichten. Aufgrund der Erfahrung mit den Uferabbrüchen in Vevey und Horgen schloß Heim Nachrutschungen nicht aus, betonte aber, daß die Gefahr innert weniger Tage abnehme. Als gefährdet bezeichneten Heim und von Salis ein Gebiet von 34000 m², das sie in vier Gefahrenzonen einteilten. Die Häuser in der ersten Zone würden, so Heim, durch die sich einstellende geringe Uferaböschung von selbst einstürzen. Eine zweite Zone solle während zwei bis drei Tagen nicht betreten werden. Aus den Gebäuden einer dritten Zone könne, wenn die nötigen Sicherheitsvorkehrungen getroffen würden, der Hausrat geräumt werden. Die Räumung der vierten Zone solle nach dem Ermessen der Bewohner geschehen, das Betreten des Geländes und der Häuser solle von den Behörden erlaubt werden, hingegen solle für mindestens sechs bis acht Tage die Nacht außerhalb dieser Zone zugebracht werden.

Zusätzlich schlug Heim die Einrichtung eines Netzes von neun bis zehn Beobachtungsposten vor, von denen mit Nivellierungsinstrumenten die Erdbebewegungen erfaßt werden könnten. Neue und alte Risse sollten versiegelt werden, um eine Veränderung feststellen zu können²⁷. Anlässlich einer weiteren Untersuchung am 8. Juli entdeckten Professor Heim und Oberingenieur Moser keine gravierenden Veränderungen.

Die Bewohner jener Häuser, die betreten werden durften, begannen mit Hilfe der Feuerwehren von Zug und Baar in fieberhafter Eile auszuräumen. Als am Nachmittag in einem Haus ein Kasten zu Boden stürzte, flohen alle, die sich in der Vorstadt aufhielten, gegen den Postplatz. Selbst die Gäste im Restaurant «Löwen» versuchten, sich durch die Fenster in Sicherheit zu bringen. Am Abend wurde das Quartier wieder vollständig evakuiert und abgesperrt. Das Militärkontingent von Baar wurde von Truppen aus Menzingen und Ägeri abgelöst, deren Disziplin aber nur ungenügend war. Der Militärdirektor erließ deshalb für Sonntag, den 10. Juli, das Aufgebot für die erste und zweite Kompanie des Zuger Bataillons 48, dies nicht zuletzt,

um die für das Wochenende zu erwartende Menge von Schaulustigen von der Unglücksstätte fernzuhalten. Schon am 6. Juli waren viele Zuschauer aus den benachbarten Gemeinden und Kantonen nach Zug gekommen. Reporter und Photographen in- und ausländischer Zeitungen, so beispielsweise der Korrespondent der «Times» in Paris, waren eingetroffen, um über die Katastrophe zu berichten. Das Telegraphenbüro Zug war Tag und Nacht geöffnet, bis zu acht Beamte und neun Ausläufer waren im Dienst. Innert drei Tagen wurden über 1000 Telegramme aufgegeben und gegen 700 Telegramme, meist von Angehörigen von Zuger Bürgern, kamen an.

Der eigentliche Katastrophentourismus setzte aber erst am Sonntag ein. Zug wurde von Ausflüglern und weither gereisten Schaulustigen überflutet, die sich für 40 Centimes mit Schiffen zur Abbruchstelle fahren ließen. Gegen Abend war in keiner Gastwirtschaft mehr etwas Eßbares erhältlich, die Besucher hatten die Stadt «leergegessen».

Auch Tage nach der Katastrophe schien die Erde noch immer in Bewegung zu sein, so war am Morgen des 8. Juli die Meldung eingegangen, man habe an der Strafanstalt Risse entdeckt. Der Erbauer der Anstalt, Architekt Dagobert Keiser, der sich mit einer technischen Kommission sofort für eine Überprüfung an Ort und Stelle begab, kam aber zum beruhigenden Ergebnis, daß es sich um alte unbedeutende Risse handle.

Am 8. Juli begann eine Abteilung Pontoniere von Brugg mit den Aufräumarbeiten auf dem See, die im August abgeschlossen wurden. Ein Teil der Trümmer wurde durch die Vorstadt abtransportiert, während der größte Teil mit Schiffen zum Schützenplatz geflößt wurde. Auch zwanzig Mehlsäcke aus dem Lager von Bäcker Moos wurden geborgen. Das getrocknete Mehl war zwar schön weiß, hatte aber einen säuerlichen, unangenehmen Geruch, so daß man es zur Schweinemast weiterverwendete. Selbst aus versunkenen Häusern rettete man von Schiffen aus mit Haken einiges an Inventar. «So wurde unter anderem auch ein Hühnerstall mit den noch lebenden Hühnern ... in Sicherheit gebracht.»²⁸

Bis Mitte August versahen Angehörige der Freiwilligen Feuerwehr den Wachdienst an der Einsturzstelle.

Die Reaktionen im Ausland

Die Kunde von der Katastrophe in Zug verbreitete sich in Windeseile. Für einmal wurde auf den Frontseiten der Zeitungen in ganz Europa, Rußland, den Vereinigten Staaten und selbst im Fernen Osten über Zug berichtet. Wie das Ausmaß des Unglücks in oft grotesker Weise übertrieben wurde, illustriert eine Meldung aus einer amerikanischen Zeitung:

«Ein Theil des an den Zugersee grenzenden Gebietes der Stadt Zug ist einschließlich von 27 darauf errichteten Häusern im See versunken. Zwanzig Bewohner der selben werden vermißt. Es heißt, daß bei dem Unglücke in Zug 100 Menschen im See ertrunken und 40 Häuser versunken sind. Am Ufer des Zuger See's waren längs der dort führenden Straßen kürzlich neue Steindämme gebaut worden. Die Hälfte von diesen versank im See und zog die dahinterliegende Straße und die meisten Häuser derselben mit sich in die Tiefe. Zu den letztern gehörte das Hotel zum «Zürcher Hofe», in welchem 4 Stockwerke mit Gästen überfüllt waren, von denen der größte Theil noch schlafbefangen mit in der Tiefe verschwand. In Zug ist das Ufer des Zuger See's nachträglich noch auf weitem Strecken in denselben versunken.»²⁹

Der indirekte Schaden, den der Tourismus und das Gewerbe in Zug durch eine derartige Berichterstattung langfristig erlitten, läßt sich nur schwer abschätzen. Gäste aus dem In- und Ausland sagten ihren Aufenthalt in Zug und in den Kuranstalten auf dem Zugerberg ab. Schließlich sah sich Stadtpräsident Zürcher veranlaßt, die kursierenden Gerüchte in einer Pressemitteilung zu dementieren.

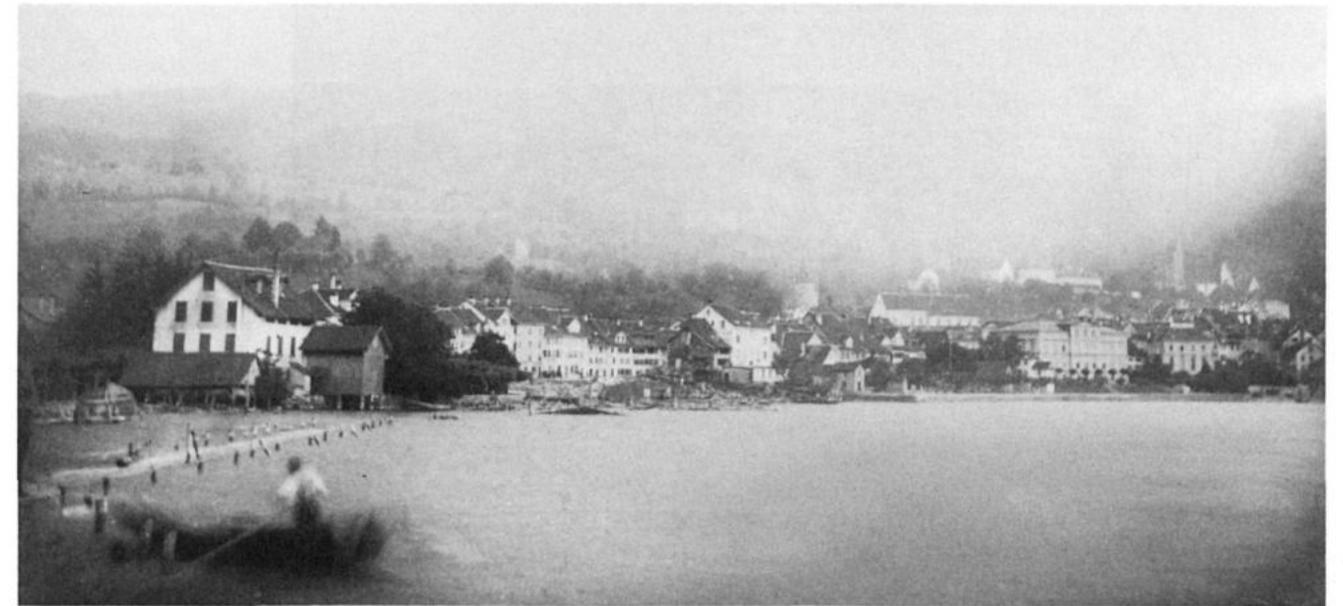
Politische Folgen

Die erste Gemeindeversammlung nach der Katastrophe am 7. August 1887 brachte heftige Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Stadtrat und einzelnen Bürgern. Die politische Behörde stellte dem Volk das Begehren für einen unbegrenzten Nachtragskredit. Die vorläufige Schadenssumme wurde dabei auf über eine Million Franken beziffert. Aus den Reihen der Anwesenden machte sich Rektor Heinrich Alois Keiser zum Wortführer

der Gegner des Stadtrates. Seine Vorwürfe gingen in zwei Richtungen. Keiser rügte scharf, der Stadtrat habe die Rechnung für die Quibaute nie im Griff gehabt, da es jedes Jahr zu Kostenüberschreitungen gekommen sei. Ebenso gravierend war nach Ansicht des Votanten der Vorwurf an den Stadtrat, den Expertenbericht Heim/Moser der Bevölkerung vorenthalten zu haben. Keiser zeigte sich überzeugt, daß viele Bürger in Kenntnis des besagten Berichtes den Quiaibau in der vorliegenden Form nicht bewilligt hätten. Aufbauend auf diesen beiden Anschuldigungen schlug Keiser der Versammlung vor, eine zwölfköpfige Spezialkommission zu wählen, die mit dem Stadtrat zusammen alle Fragen, die mit der Katastrophe in Verbindung standen, behandeln und klären sollte. Aus dieser Kommission wiederum waren zwei Spezialgruppen für Bau- bzw. Finanzfragen zu bestimmen. Auch die Kompetenzen und Aufgaben dieser Untergruppen gab Keiser der Versammlung bekannt. Der Votant forderte die sofortige Wahl des Ausschusses und hierauf eine schnelle Aktenübergabe der bisherigen Quaibaukommission an die neue Untersuchungskommission.

Der Stadtrat wehrte sich gegen dieses Trommelfeuer von Forderungen, berichtigte Angaben und Zahlen und wies den Vorwurf zurück, er habe den Bericht Heim nicht veröffentlicht. Auszüge des Berichtes, so verkündete Stadtpräsident Carl Zürcher, seien in der Quaivorlage 1885 enthalten gewesen, außerdem hätte jedermann auf der Kanzlei Einsicht in den Expertenbericht nehmen können. Die Einsetzung einer Kommission lehnte der Rat kategorisch ab, da eine solche Maßnahme statt einer Entlastung nur eine Belastung bringe. Seiner Meinung nach war es ausreichend, die bestehenden Fachkommissionen personell zu verstärken. Obwohl von Bürgerseite die Ansicht des Stadtrates auch unterstützt wurde, entschied sich die Versammlung mehrheitlich für die Wahl einer Sonderkommission. Ihr gehörten Juristen, Baufachleute, verschiedene Politiker und der Kantonsförster an. Der Ausgang dieser Gemeindeversammlung zeigte deutlich, daß die Vorstadtkatastrophe Zug in eine politische Krise geworfen hatte. Schon 14 Tage später wurden die Bürger wieder einberufen, um vom Kollektivrücktritt des Stadtrates Kenntnis zu

Situation der Vorstadt kurz nach der Katastrophe. Im Vordergrund die für die Quiaufschüttung verwendeten Pfähle.



nehmen. Der Rat begründete diesen Schritt mit fehlendem Vertrauen der Bürgerschaft in sein Handeln. Gleichzeitig hatten auch vier Mitglieder der Sonderkommission die Wahl ausgeschlagen, so daß hier ebenfalls neue Entscheidungen gefällt werden mußten. Eigenartigerweise war es gerade diese Verknüpfung, die den Weg zu einer Lösung freimachte. Das Kommissionsmitglied Silvan Stadlin, das die auf ihn gefallene Wahl ebenfalls zurückgewiesen hatte, schlug der Gemeinde vor, statt der Zwölfer- eine Siebnerkommission zu wählen, die die bestehenden Kommissionen verstärken sollte. Da die Anwesenden diesen Vorschlag guthießen, widerrief der Stadtrat seinen Rücktritt und erklärte sich zur Weiterführung der Geschäfte bereit. Dennoch forderte die Katastrophe auch zwei politische Opfer. Die Stadträte Baupräsident Henggeler und Spillmann teilten dem Einwohnerrat mit, daß sie an ihrem Rücktritt festhalten würden. Der Rat bescheinigte den Demissionären vor der Gemeindeversammlung am 25. September 1887, daß sie «stets unentwegt nach bestem Wissen und Gewissen zum Wohle der Stadtgemeinde gearbeitet hätten», weshalb ihnen «der vollste Dank der Gemeinde zu Protokoll auszusprechen und ihnen die gewünschte Entlassung zu ertheilen sei».³⁰ Diesem Antrag erwuchs keine Opposition, und die Wahl der Nachfolger ging ohne Schwierigkeiten vonstatten.

Die Organisation der Hilfeleistungen

Die Vorstadtbewohner in Not

Durch die Katastrophe verloren viele Vorstadtbewohner ihre gesamten Habseligkeiten. Der Verlust der Werkstätten entzog den Handwerkern ihre Lebensgrundlage. Die meisten der Geschädigten waren nicht nur obdachlos, es mangelte ihnen auch an Kleidern und Verpflegung, an den lebensnotwendigsten Dingen. Die Aussage der Witwe von Simon Keller – der bei der Katastrophe ums Leben kam – zeigt, wie hart das Unglück einige Familien traf:

«Ich bin mit Keller seit 10 Jahren verheirathet, wir hatten sechs Kinder, die aber alle gestorben sind. Mein Mann war seit ca. 12 Jahren als Cigarrenmacher bei Hrn. Wemans in hier angestellt, derselbe hat durchschnittlich 30 Fr. p. Woche verdient. Wir wohnten beim Hrn. Moos Bäckermeister in der Vorstadt und bei der Katastrophe im Monat Juli ist mein Mann verunglückt.

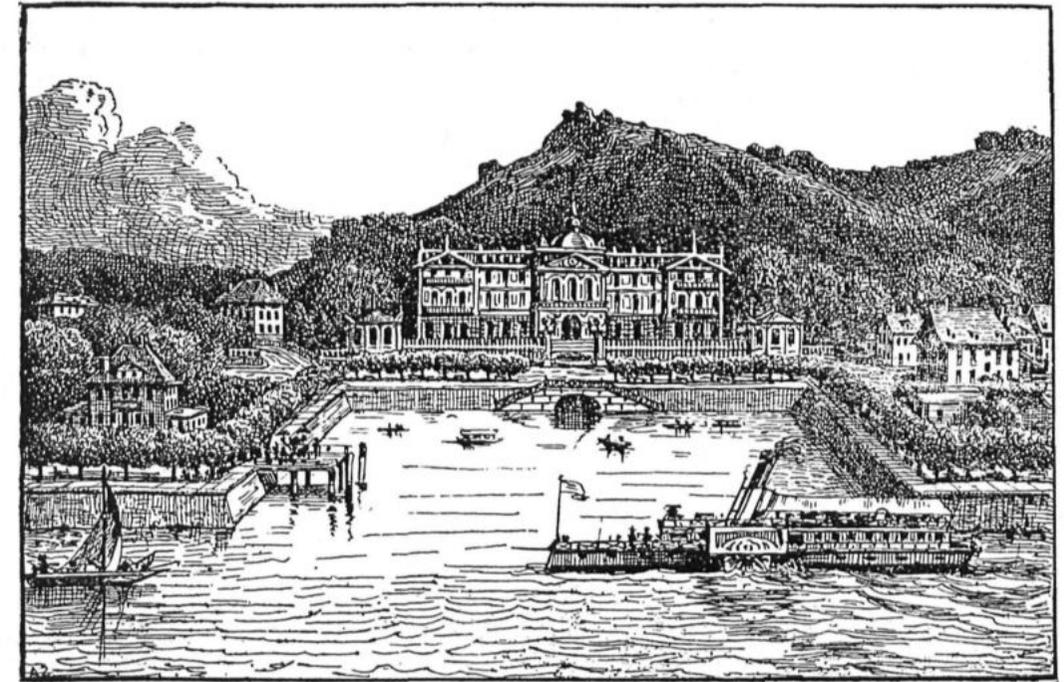
Ich arbeite auch bei Hrn. Wemans und verdiene p. Woche Fr. 11. Gegenwärtig habe ich eine Wohnung beim Ziegler Brandenburg b. Schutzengel. Meine Mutter, die 62 Jahre alt ist, wohnt bei mir. Die Eltern von Keller leben noch, können mir aber keine Unterstützung verabreichen. Bis jetzt habe ich als Liebesgabe erhalten: 10 Fr. vom deutschen Hilfsverein in Zürich, 10 Mark von einem Deutschen durch den Herrn Kaplan in Steinhausen und etwas Naturalgaben. Für das Zimmer, in dem ich mit meiner Mutter wohne, zahle ich p. Jahr ca. 100 Fr. Wir kochen auch in diesem Zimmer mit einer Petro-

Oben: Die Unglücksstätte nach der Räumung.

Unten: Winterstimmung in der Vorstadt.
Die untere Häuserreihe ist noch nicht abgetragen worden.



Unter den Vorschlägen über die Ausgestaltung des Zuger Vorstadtquais befand sich auch dieses Projekt, welches die Abbruchstelle zur Erinnerung an die Katastrophe vom 5. Juli 1887 für alle Zeiten als Gedenkstätte eingerichtet sehen wollte.



leumküche. Die Mutter kann außer mir von niemandem Unterstützung erhalten. Wenn ich nur soviel erhalten würde, daß uns aus dessen Zins jeweilen die Wohnung bezahlt würde.»³¹

Die Sammlung der Liebesgaben – freundeidgenössische Hilfe für Zug

Das städtische Hilfskomitee, das sich unmittelbar nach der zweiten Katastrophe gebildet hatte, konstituierte sich am 6. Juli mit dem Regierungsrat zu einem kantonalen Komitee unter dem Vorsitz von Dr. Silvan Stadlin.

Der Regierungsrat bewilligte gleichentags einen Kredit für die Verpflegung der Opfer des Unglücks und ordnete die Durchführung einer Hauskollekte in den Gemeinden an. Die Gebäudeschatzungskommission wurde angewiesen, den Schaden an Mobilien und Immobilien festzustellen. In einem Bericht vom 16. Juli an den Kantonsrat berechnete der Regierungsrat den direkten Schaden (d. h. den Verlust an Grund und Boden, Immobilien, Straßen, Gas- und Wasserleitungen und die Entwertung des gefährdeten Gebietes) auf rund 1,5 Mio. Franken. Die Zentralkommission der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft übernahm im Einvernehmen mit dem Bundesrat die Organisation der Hilfeleistungen im Inland, während im Ausland die schweizerischen Gesandtschaften Spendengelder sammelten. Am 13. Juli erließ die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft einen Aufruf an das Schweizervolk. Das Eidgenössische Departement

des Innern ordnete Portofreiheit für die Spenden an.

Die Gaben flossen reichlich: innerhalb weniger Wochen trafen einige Hunderttausend Franken in Zug ein.

In verschiedenen Schweizerstädten wurden Feste und Wohltätigkeitskonzerte für Zug veranstaltet. In Vevey beispielsweise organisierten die Stadtmusik und der Männerchor ein Konzert, das allerdings mehr einem Fasnachtsball als einer Wohltätigkeitsveranstaltung geglichen haben soll. In Schaffhausen fand am Rhein ein Nachtfest statt, und in Zürich gab der Zirkus Wulff eine Extravorstellung, deren Erlös für Zug bestimmt war. Auch aus dem Ausland gelangten Spenden nach Zug. In Südamerika, im Fernen Osten und in Australien, überall wo Schweizer sich niedergelassen hatten, wurde für Zug gesammelt.

Die Tätigkeiten des Hilfskomitees gingen nicht immer reibungslos vonstatten. Die Streitigkeiten zwischen der Einwohnergemeinde und dem Einwohnerrat im August 1887 beeinträchtigten auch die Arbeit des Hilfskomitees und schädigten zudem das Ansehen der Stadt.

Einige Zuger versuchten, die Spendefreudigkeit ihrer Mitbürger zu ihrem Vorteil zu nutzen. In verschiedenen Berichten wird erwähnt, daß nicht alle geretteten Gegenstände an die richtigen Eigentümer zurückfanden. Der Einwohnerrat mußte sogar einige Familien ausweisen, die die Katastrophe benützten, um sich zu bereichern. In wenigen Fällen

KATASTROPHE IN ZUG

5. 6. 7. Juli 1887.

wurden auch über den erlittenen Schaden unrichtige Angaben gemacht.

Am 27. Januar 1888 versammelten sich die Delegierten der Kantonsregierungen, des Bundesrates, der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft und der Zuger Regierung im Regierungsgebäude in Zug, um über die Verteilung der Spendengelder Beschluß zu fassen. Die Sammlung hatte die für damalige Verhältnisse hohe Summe von 690752 Franken eingebracht.

Das Hilfskomitee und eine Spezialkommission hatten den Schaden an Immobilien auf 473000 Franken und den Mobiliarschaden auf 217000 Franken geschätzt (die betroffenen Vorstadtbewohner hatten allerdings einen Mobiliarschaden von 271000 Franken geltend gemacht). Als Entschädigung für den Verlust von Familienmitgliedern wurden 28000 Franken vorgeschlagen.

Die Delegiertenversammlung beschloß

- den Mobiliarschaden zu mindestens 90 Prozent zu vergüten,
- den Schaden an Immobilien durchwegs mit 80 Prozent zu entschädigen. Eine Auszahlung der Entschädigungen sollte erst nach einer Regelung mit den Kapitalgläubigern erfolgen,
- die Angehörigen, der bei der Katastrophe Verunglückten mit 28000 Franken zu unterstützen.

Für die Abgeltung des indirekten Schadens (Verlust von Miete, Umzug) wurde eine Summe von 10000 Franken bereitgestellt. Den Überschuß der «Liebesgabensammlung» ließen die Delegierten der Stadt Zug für die Sicherungs- und Rekonstruktionsarbeiten im Vorstadtgebiet zukommen.

Der Bericht der Expertenkommission

Die Ursachen der Katastrophe

Mit der Untersuchung der Ursachen des Ufereinbruchs beauftragte der Einwohnerrat Prof. Albert Heim, Ingenieur Robert Moser und den Quai-Ingenieur A. Bürkli-Ziegler. Der Bundesrat ordnete Ingenieur Hörnlimann vom topographischen Bureau für Seetiefenmessungen nach Zug ab.

Der von dieser Kommission im Dezember 1887 veröffentlichte Bericht faßte die Resultate der vorgenommenen Bohrungen, Seetiefenmessungen, Boden- und Grundwasseruntersuchungen zusammen und versuchte die geologischen Vorgänge am 5. Juli zu rekonstruieren.

Als primäre Ursache für das Unglück nannten die Experten das «Vorhandensein einer ausgedehnten mächtigen Lage von weichem Schlamm- sand unter jüngerem, festerem, aufgelagertem Boden von bloß wenigen Metern Mächtigkeit».³²



Nach der Natur gezeichnet von Hofler & Berger, Zürich.
Zug Juli 6. 1887.

Lith. & Verlag v. Hofler & Berger

Preis: 80 Cts.

1. Bahnhof, 2. Zürcherhof, 3. Festschiffsteg, 4. Vorstadt, 5. Schützenhaus, 6. Kapuzinerthurm, 7. Quai, 8. Regierungsgebäude, 9. Schönsfelds.

- a. Versunkener nördl. Ufer der Vorstadt (32 Gebäude)
- b. Zum grossen Theil demölrte Häuser, deren Wüstentum wahrscheinlich.
- c. In Arbeit befindliche Quai baute, mit Festschiffsteg versunken.
- d. Versunkenes Stück der Quai Mauer mit Rondelle
- e. fertig erstellter Quai. (unbeschädigt)

Der Reinertrag ist für die Geschädigten.

Wie die Grundwasseruntersuchungen ergaben, war der Grundwasserstand im ganzen Vorstadtgebiet vor dem 5. Juli außergewöhnlich hoch. Die durch die Pfählungen für die Quaianlage ausgelösten Erschütterungen des Bodens hatten zur Folge, daß sich die grundwasserdurchweichte feste Schlammsandschicht wieder lockerte. Die Auffüllungen für den Quai im Abbruchgebiet wirkten auf der schiefen Ebene des Ufergeländes als Belastung, der die Schlammsandschicht nicht standzuhalten vermochte. Der Expertenbericht widerlegte verschiedene andere Interpretationen der Vorgänge am 5. Juli. Linth-Ingenieur Legler beispielsweise hatte in einem Gutachten für den Regierungsrat der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß eine Stauung des Grundwassers und eine daraus resultierende Ausschwemmung einer Triebandschicht die Katastrophe ausgelöst habe. – Unterirdische Quellen oder eine Felsbewegung schlossen die Experten als Ursachen ebenso aus wie die Erklärung des Geologen Rézal von der Pariser Akademie der Wissenschaften. Rézal hatte behauptet, daß die Dürre des Sommers einen sich in den See ergießenden unterirdischen Fluß ausgetrocknet habe und die dabei entstandenen Hohlräume eingestürzt seien.

Die Sicherheit der Vorstadt

Die geologischen Bedingungen seien, so betonten die Experten, für große Teile der Stadt die gleichen wie im eingebrochenen Teil, ein Nachsturz der inneren Vorstadt sei jederzeit möglich. Der Abbruch habe aber möglicherweise die Schlammsandschicht gegen das Land hin verbarrikadiert, so daß die Gefahr für die übrigen Uferpartien gering sei. Für die Sicherung der Vorstadt schlug die Expertenkommission folgende Maßnahmen vor:

- a) Die Entwässerung des rückliegenden Bodens und Entlastung desselben.
- b) Die Unterlassung neuer Uferbelastungen durch Schutttablagerungen etc.
- c) Die Unterlassung von umfassenden Pfählungen in der Nähe der gefährdeten Ufer.
- d) Die Entlastung des Bodens durch Abbruch von Gebäuden.
- e) Auffüllungen an der Basis des Gehänges zur Herstellung eines festen Fußes daselbst.»³³

Das umliegende Terrain in der Vorstadt solle insbesondere durch die Abtragung der unteren Häuserreihe (bis zum Regierungsgebäude) und den Abbruch der Restauration Spillmann entlastet werden.

Der Regierungsrat beschloß im November 1887, einen Nachwächter für die Vorstadt einzustellen, der allfällige Geländebewegungen rechtzeitig melden würde. Der Einwohnerrat sprach sich aber gegen diese Maßnahme aus und wies die Polizei an, das Quartier stündlich zu kontrollieren.

Die Rekonstruktion des Vorstadtgebietes

Im September 1887 stimmte die Gemeindeversammlung einer Erweiterung des Stadtrayons zu. Den Vorstadtbewohnern war damit die Möglichkeit gegeben, am Stadtrand neues Bauland zu erwerben.

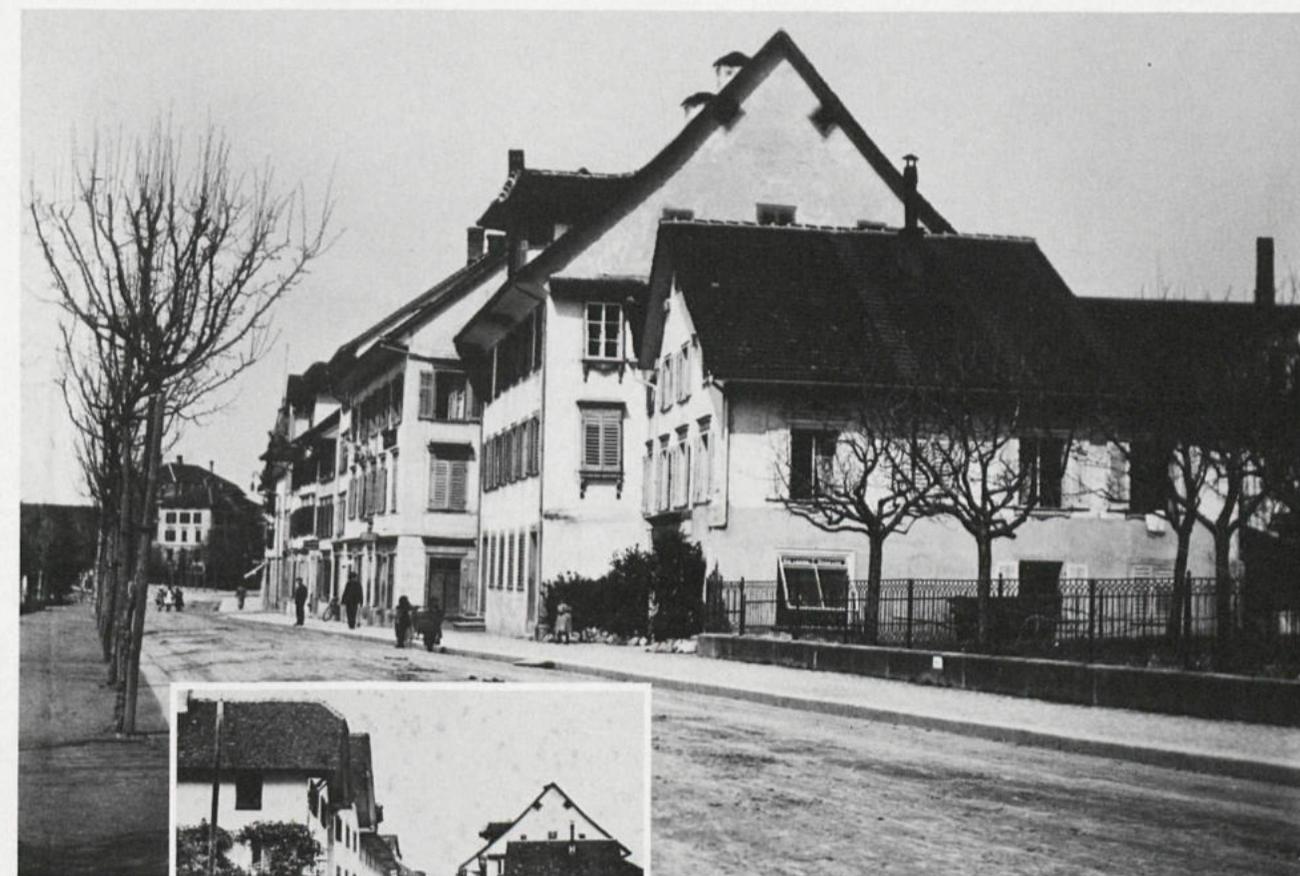
Verschiedentlich hatte sich die Nachbarschaft Vorstadt in Eingaben an den Einwohnerrat über den Verzug der Arbeiten im Vorstadtgebiet beklagt und die Erstellung eines neuen Stadtquartiers gefordert. Albert Uttinger-Ineichen hatte diesbezügliche Vorschläge ausgearbeitet.

Die Veröffentlichung des Expertenberichtes im Januar 1888 erlaubte dem Einwohnerrat, die Planung für die Sicherungsarbeiten im Vorstadtgebiet und die Wiederherstellung der Kantonsstraße Zug–Cham voranzutreiben. Ingenieur Moser wurde beauftragt – ausgehend von den im Expertenbericht festgelegten Richtlinien – ein Projekt für die Rekonstruktion der Vorstadt auszuarbeiten.

In seinem vom 2. Mai 1888 datierten Bericht errechnete Moser ungefähre Baukosten von 480 000 Franken. Um die Finanzierung der Wiederherstellungsarbeiten sicherzustellen, ersuchte der Einwohnerrat den Bundesrat (mit Schreiben vom 16. Mai) um Subventionen.

Der Voranschlag des Einwohnerrates rechnet mit folgenden Ausgaben:

Landerwerb und Entschädigungen	Fr. 382 150.—
Bauarbeiten	Fr. 186 102.41
Projektierung und Bauleitung	Fr. 20 000.—
	<u>Fr. 588 252.41</u>



Eine frisch gepflanzte Baumreihe säumt anstelle der abgebrochenen Häusergruppe die Seeseite der Vorstadtstraße.

Die Differenz zur Kalkulation von Moser erklärt sich dadurch, daß der Einwohnerrat eine Entschädigung von 90,6 Prozent für die Häuserbesitzer in der unteren Vorstadt vorsah, während Moser mit 80 Prozent rechnete.

Die Bundesversammlung verabschiedete am 29. Juni 1888 einen Beschluß, der Bundessubventionen von 50 Prozent (im Maximum aber Fr. 294 000) an die Kosten der Rekonstruktion vorsah.

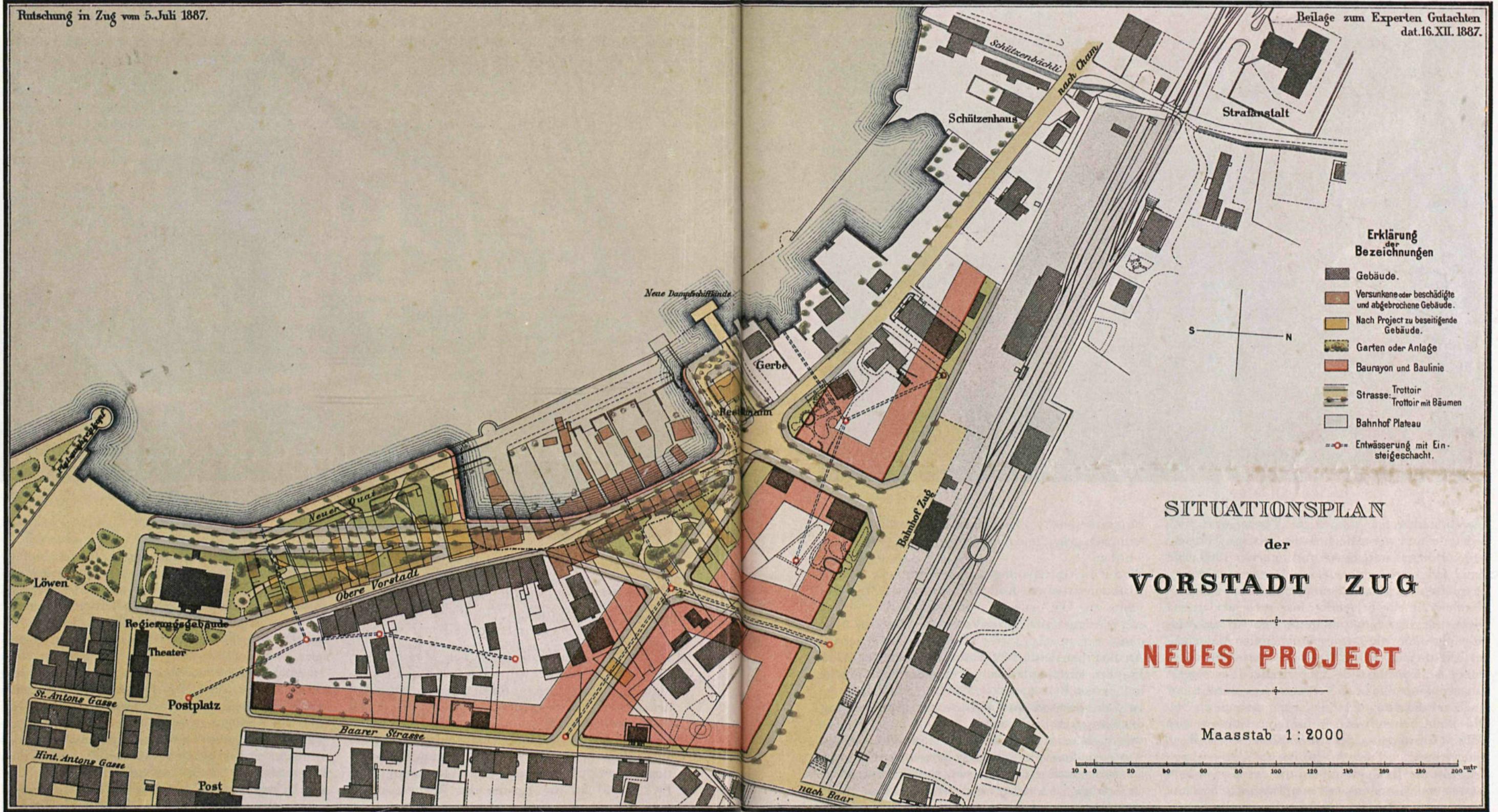
An den Zuschuß des Bundes war die Auflage geknüpft, die projektierten Arbeiten innerhalb von zwei Jahren vom Inkrafttreten des Bundesbeschlusses an auszuführen. Außerdem wurde der Kanton verpflichtet, die neu zu erstellenden Anlagen «stetsfort in zweckentsprechendem Zustand und als öffentliches, jedem Privatbesitz entzogenes Eigentum zu erhalten».³⁴

Im August 1888 bewilligte auch der Kantonsrat einen Kredit von 90 000 Franken (einschließlich 40 000 Franken, die der Kantonsrat schon im Juli 1887 zur Verfügung gestellt hatte). Die Einwohnergemeinde folgte im Oktober 1888 dem Antrag des Einwohnerrates, für die Restfinanzierung Anleihen aufzunehmen.

Im Dezember 1888 wurden die Expropriationsverhandlungen mit den Liegenschaftsbesitzern in

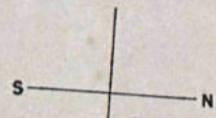
Rutschung in Zug vom 5. Juli 1887.

Beilage zum Experten Gutachten
dat. 16. XII. 1887.



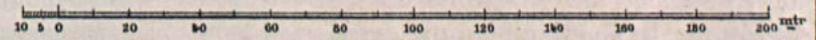
Erklärung
der
Bezeichnungen

- Gebäude.
- Versunkene oder beschädigte und abgebrochene Gebäude.
- Nach Project zu beseitigende Gebäude.
- Garten oder Anlage
- Baunayon und Baulinie
- Strasse: Trottoir
Trottoir mit Bäumen
- Bahnhof Plateau
- Entwässerung mit Einsteigeschacht.



SITUATIONSPLAN
der
VORSTADT ZUG
NEUES PROJECT

Maasstab 1:2000





der Vorstadt aufgenommen. Die Versteigerung der Gebäude und der Abbruch der unteren Häuserreihe erfolgten im Januar und Februar 1889. Die obere Häuserreihe wurde aus Kostengründen in ihrem Zustand belassen, obwohl sich die Vorstadtbewohner für eine Schleifung ausgesprochen hatten. Die Landesregierung billigte im Februar die Ausführungspläne, die im wesentlichen den Vorschlägen Mosers folgten. Die Planungskommission hatte einzig beschlossen, die Querstraße vom Regierungsgebäude nach der Vorstadt wegzulassen, um eine Zerstückelung der Anlage zu vermeiden. Die Bauarbeiten wurden für eine Summe von 122000 Franken an den Mindestbietenden, Bauunternehmer F. Valentini-Müller aus Uster, vergeben. Mit der Bauleitung betraute der Einwohnerrat den von Moser empfohlenen Ingenieur Süß aus Zürich. Am 18. März 1889 begannen die Siche-

rungsarbeiten, wobei zuerst die Entwässerungsleitungen gelegt und die Uferschutzanlagen erstellt wurden.

Bis auf die Gartenanlagen waren sämtliche Rekonstruktionsarbeiten Ende Dezember 1890 abgeschlossen. Die neue Chamerstraße konnte schon am 1. August 1890 dem Verkehr übergeben werden.

An die Finanzierung der Gesamtkosten von 579 144 Franken leistete die Stadt gemäß der Schlußrechnung einen Beitrag von 65 537 Franken.

Im Schlußbericht an die Einwohnergemeinde zog der Einwohnerrat Bilanz:

«Aus den Ruinen sind hübsche Anlagen, gutgebaute Straßen und Wege entstanden und das rückliegende Terrain ist durch eingelegte Entwässerungsstränge und Kanalisationen gesichert worden, so daß die Gemeinde nun wieder getrost der Zukunft entgegen blicken kann.»³⁵



Links: Die neue Vorstadtanlage.

Rechts: Gesamtansicht der Vorstadt nach Abschluß der Wiederaufbauarbeiten.

Seeufergestaltung

1931 stellte der Stadtrat ein Kreditgesuch für die Seeufergestaltung an die Gemeindeversammlung. Auslöser für diesen Schritt war die damals vor der Realisierung stehende Strandbadplanung.

Im Januar 1933 verabschiedete der Stadtrat das Programm für den Wettbewerb. Er beschloß, nur zugerische Architekten ohne eigenes Baugeschäft, sowie etwa vier speziell eingeladene auswärtige Architekten für den Wettbewerb einzuladen. Am 18. Mai besichtigte der Stadtrat die eingegangenen Projekte: «Der Einwohnerrat konstatiert, daß eigentlich wenig neue Ideen zum Ausdruck kamen und daß es gut war, daß auswär-

tige Architekten zur Planconcurrentz zugezogen wurden, fielen ja die drei ersten Preise auswärtigen Architekten zu.»

1946 legte der Stadtrat ein überarbeitetes Projekt vor, das eine großzügige Neugestaltung des Ufergeländes in der Vorstadt vorsah. Geplant war eine Erweiterung der Grünanlagen, ein Sommercafé, der Ausbau der Katastrophnbucht zu einem Schiffshafen und ein Parkplatz im Dreieck Rigi-straße-Gartenstraße-Vorstadt. Ferner sollten ein Musikpavillon und ein Hotel errichtet werden.

Teile dieses Projekts, die Schützenmatt-Turnhalle und die Badeanstalt Siehbach wurden schließlich in den sechziger Jahren realisiert.

Studien für die CH-91 in Zug beziehen das Seeufer vom Regierungsgebäude bis zum Bootshafen in die Planung mit ein. Vorgesehen ist, Teile des Ausstellungsgeländes am See zu errichten.

Christof Buri, Christian Raschle

Am 5. Februar 1891 erteilte das Eidgenössische Departement des Innern den Verbaubarbeiten in der Vorstadt die Schlussgenehmigung. Aufgrund von Artikel 5 des Bundesbeschlusses vom 29. Juni 1888 verpflichtete sich der Kanton Zug im Kollaudationsprotokoll (die Verpflichtungen wurden 1893 der Stadt Zug überbunden) dafür besorgt zu sein, daß:

«1. Die Anlagen zwischen Garten-, Rigi- und Chamerstraße einerseits und Chamerstraße, See und Regierungsgebäude andererseits, wie selbe in dem vom Bundesrathe genehmigten, dem Collaudations-Protocolle als integrierender Bestandtheil einverleibten Plane in rother Punktierung begrenzt sind, in unveränderter Gestalt beibehalten und darauf weder Gebäude errichtet, noch Ablagerungen gemacht werden.

Wenn Häuser in der Vorstadt vom Hotel Rigi No. 489a bis Postplatz gebaut oder umgebaut werden, so dürfen behufs Verhinderung weitreichender Erschütterungen keine Pfählungen vorgenommen werden, sondern die Fundationsart ist diejenige auf möglichst breitem Betonguß. Erst 50 Meter hinter dem Abrißbrande und erst in gleicher Entfernung hinterhalb genannter Häuserreihe würde eine Pfahlfundation gestattet sein, immerhin ist auch hier eine breite Beton-Fundation vorzuziehen.

3. Im Abrißgebiet und längs dem Quai bis zum Regierungsgebäude hin dürfen am Ufer keine Pfählungen vorgenommen werden.

Die Erstellung eines neuen Dampfschiffsteges an genannten Stellen darf nur mit Einwilligung des Bundesrathes geschehen.

8. In der Nähe des ganzen Abrißgebietes sind genaue Nivellements nach einem aufzustellenden Reglement auszuführen und von Zeit zu Zeit zu wiederholen, um sich stets von dem thatsächlichen Verhalten der Bauten Rechenschaft geben zu können.»³⁶

1893 verabschiedete der Einwohnerrat ein Reglement, das auch heute noch im Abstand von vier Monaten vorzunehmende Kontrollmaßnahmen zwischen der Seelikon und der Schützenmatte einführt.

ANMERKUNGEN

- ¹ Der freie Schweizer, Nr. 6/8.2. 1833.
- ² Drieling, Aantekeningen op eene Reize naar Zwitserland en Lombardien, 41.
- ³ PA W. Bossard, C. Bossard, Aufzeichnungen, Band I, Heft 1, 9.
- ⁴ Fecht, Der Fußwanderer, 99 ff.
- ⁵ BAZ, A 39 26 64, Protokoll des Stadtrates, 8.5. 1841.
- ⁶ StAZ, Theke 3.6.0 Bauwesen, Vertrag zwischen J. Landtwing und der Baukommission der Stadt Zug, 1.5. 1840.
- ⁷ StAZ, Theke 3.6.0 Bauwesen, Vertrag zwischen OWB und Stadt Zug, 30.12. 1859.
- ⁸ StAZ, Gemeindeprotokolle 1874–1891, Vorlage «Quaianlage», Jan. 1883.
- ⁹ BAZ, A 39 26 74, Protokoll des Stadtrates, 19.12. 1863.
- ¹⁰ StAZ, Theke 3.6.0 Bauwesen, Schreiben Schell an Stadtrat, 12.9. 1863.
- ¹¹ StAZ, Theke 3.6.0 Bauwesen, Schreiben Pestalozzi an Stadtrat, 16.9. 1865.
- ¹² Ebenda.
- ¹³ Zuger Volksblatt 16.7. 1887.
- ¹⁴ StAZ, Gemeindeprotokolle 1874–1891, Versammlung, 17.7. 1881.
- ¹⁵ StAZ, Einwohnerratsprotokoll, 22.7. 1881.
- ¹⁶ StAZ, Plan der Vorstadt-Quaibaute, 1882.
- ¹⁷ StAZ, Gemeindeprotokolle 1874–1891, Vorlage «Quaianlage», Jan. 1883.
- ¹⁸ Ebenda.
- ¹⁹ StAZ, Einwohnerratsprotokoll, 2.5. 1884.
- ²⁰ StAZ, Theke 3.6.0 Bauwesen, Gutachten Heim/Moser, 17.7. 1884.
- ²¹ Ebenda.
- ²² Ebenda.
- ²³ StAZ, Gemeindeprotokolle 1874–1891, Versammlung, 30.5. 1886.
- ²⁴ StAZ, Theke 3.10 Bauwesen, Schreiben an Zürcher, Stadtpräsident, vom 24.10. 1887.
- ²⁵ STA ZG, Abt. 1878–94, Theke 106, Nr. 1, Polizeilicher Untersuch.
- ²⁶ Ebenda.
- ²⁷ StAZ, Bauwesen, 3.10, Schreiben Heim an Zürcher, 6.7. 1887.
- ²⁸ Zuger Nachrichten, 10.7. 1887.
- ²⁹ Kansas Telegraph, zit. in: Zuger Nachrichten, 24.8. 1887.
- ³⁰ StAZ, Gemeindeprotokoll 1874–1891, Versammlung 25.9. 1887.
- ³¹ StAZ, Theke 3.10 Bauwesen, Aussage von Witwe Keller.
- ³² Die Catastrophe von Zug, 31.
- ³³ Die Catastrophe von Zug, 40.
- ³⁴ Bundesbeschluß vom 29. Juni 1888, Art. 5.
- ³⁵ StAZ, Theke 3.10, Zusatzbericht über die Verbauung der Vorstadt zum Verwaltungsbericht für das Jahr 1891, 39.
- ³⁶ STA ZG, Abt. 1878–94, Theke 107, Kollaudationsprotokoll vom 5.2. 1891.

Entstehung und Sicherheitsaspekte des Zuger Seeufers

Ufereinbrüche, Schicksalsschläge oder voraussehbare Ereignisse?

Rutschungen des Zuger Seeufers sind durch die Katastrophenjahre 1435, 1594 und 1887 historisch dokumentiert. 1987 sind 100 Jahre vergangen seit dem verhängnisvollen Ufereinbruch in der Vorstadt von Zug. Diesen Ereignissen waren aber bereits in prähistorischer Zeit Instabilitäten vorausgegangen.

Die vorliegende Arbeit versucht, in möglichst allgemeinverständlicher Weise die Zusammenhänge solcher Ufereinbrüche mit der Entstehungsgeschichte des Zuger Baugrundes einerseits und den Eingriffen des Menschen andererseits aufzuzeigen.

Bei diesen Zusammenhängen spielen Gletscherablagerungen der letzten Eiszeit sowie die seither im Uferbereich des Sees abgelagerten Schwemmmaterialien eine wesentliche Rolle. Die entstandenen Gleichgewichte werden sowohl von der Natur als auch vom Menschen beeinflusst. Bei der Vorstadt-Katastrophe 1887 hat der Mensch mit Bauarbeiten wesentlich auf dieses wenig stabile Gleichgewicht eingewirkt, was zum bekannten fatalen Ereignis führte. Der Stand der heutigen Kenntnisse der Ingenieurgeologie zeigt, daß dieses Unglück kein reiner Schicksalsschlag der Natur war.

Erdgeschichtlicher Rückblick

Um den gegenwärtigen und künftigen Zustand unserer Erde zu verstehen, sollten wir ihre Vergangenheit möglichst genau kennen. Da die Erdgeschichte aber nur in verschlüsselter Form aufgezeichnet ist, mußten Generationen von Geologen Indizien sammeln und diese als Tausende von Puzzleteilen zu einem zusammenhängenden Bild ergänzen.

Jeder bauliche Eingriff des Menschen bedeutet grundsätzlich eine Störung des Gleichgewichts der Natur. Glücklicherweise ist einerseits solch menschliches Tun in der Regel von untergeordneter Größenordnung, andererseits sind die vorhandenen Gleichgewichte der Erdoberfläche vorwiegend auf der stabilen, d. h. sicheren Seite. Treffen aber größere bauliche Eingriffe mit labilen Zuständen

der Natur zusammen, so kann das Gleichgewicht empfindlich gestört werden. Ein Beispiel hierfür ist die Seeuferkatastrophe des Jahres 1887 in Zug. Gerade die Stadtgründung von Zug zeigt, wie wichtig die Kenntnisse der geologischen Entstehungsgeschichte für ein Gemeinwesen sein kann. Aufgrund von Feststellungen an der Oberfläche des Baugrundes hielt man den Bereich der heutigen Altstadt für tragfähig, wies er doch bis in Ufernähe

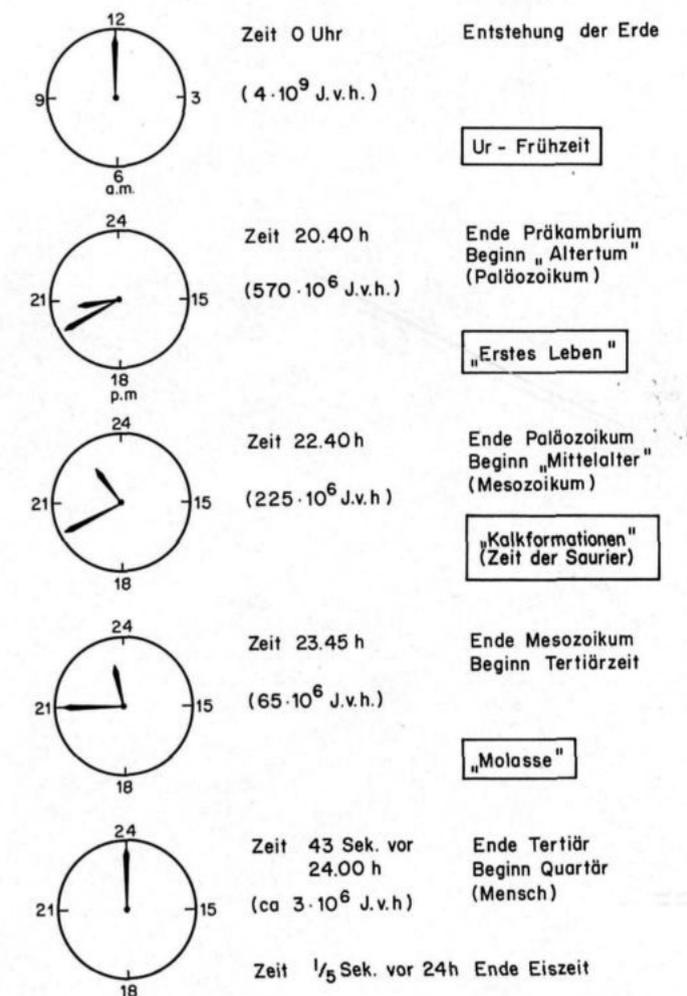


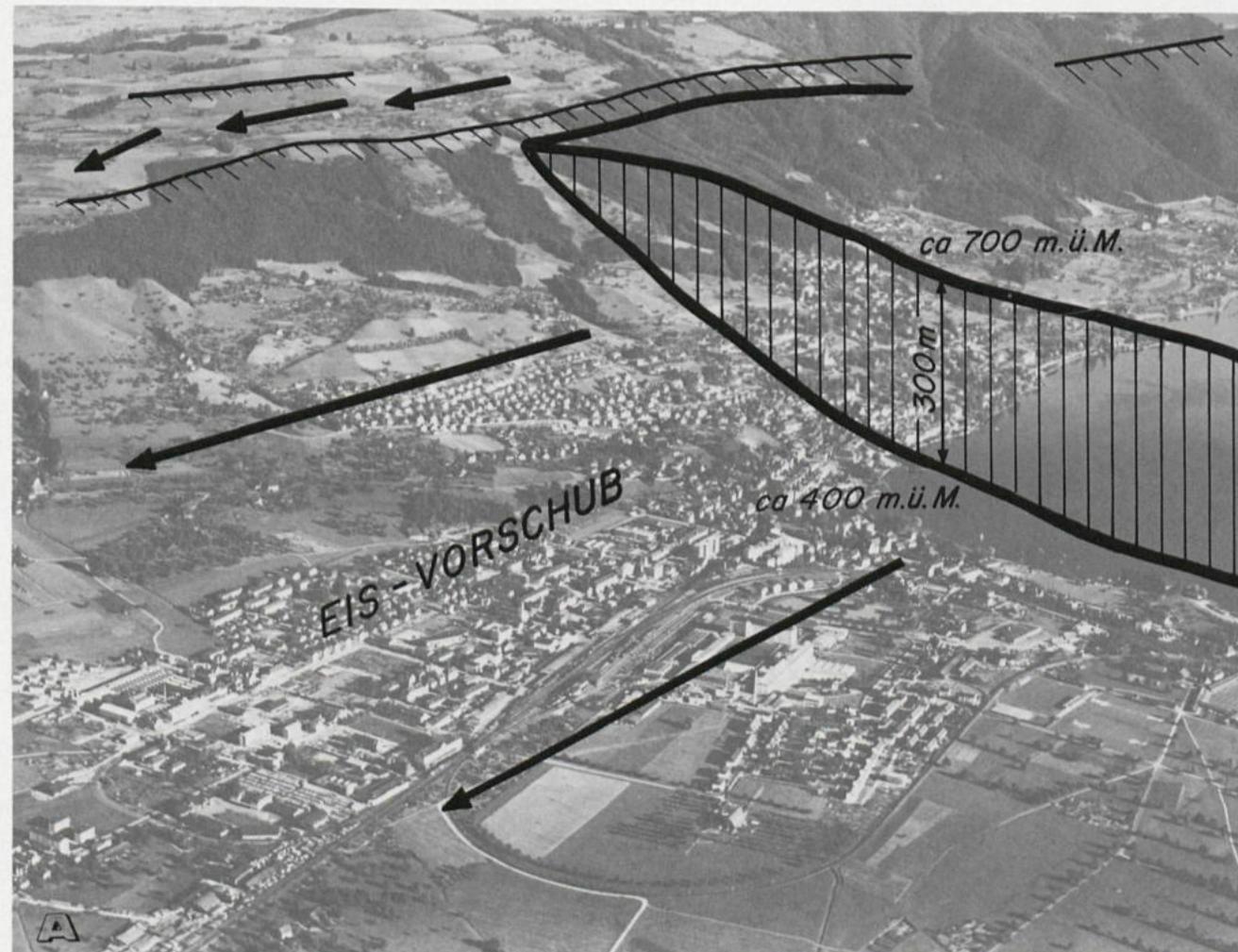
Abb. 1 Geologische Uhr. Die Darstellung veranschaulicht geologische Zeitbegriffe, indem sie die Zeit seit Entstehung der Erde auf die Dauer eines Tages reduziert. Älteste Zeugnisse menschenähnlicher Geschöpfe wurden auf drei Millionen Jahre vor heute datiert. Dies entspricht bei obiger Darstellung den letzten 45 Sekunden vor Mitternacht. Seit der letzten Eiszeit sind vergleichsweise 0,2 Sekunden Zeit verstrichen!

den gleichen schweren Kies- oder Moränenboden auf, wie er sich andernorts seit Jahrhunderten als zuverlässig erwiesen hatte. Daß darunter heimtückischer organischer Seeboden liegen könnte, paßte nicht in damalige Vorstellungen der Entstehung der Erde.

Könnte man die Geschichte der Erde in einem kurzen Film zeitlich gerafft darstellen, so würde man den ungeheuren Wandel der Gestalt der Erdoberfläche feststellen: Kontinente verschieben sich, Gebirge werden aufgeschoben und abgetragen, Eiszeiten kommen und gehen, katastrophale Erdbeben und Vulkanausbrüche verändern schlagartig die Oberfläche, während ungeheure atmosphärische Einflüsse über Jahrtausende mitwirken.

Reduziert man die rund vier Milliarden Jahre seit der Entstehung der Erde auf den Ablauf eines einzigen 24stündigen Tages, so beginnt erst um 21 Uhr das Erdaltertum (allererste Lebewesen), 15 Minuten vor Mitternacht erleben (während rund hundert Millionen Jahren) die Saurier ihre große Zeit, 45 Sekunden vor Mitternacht taucht etwa der Mensch auf, und jene Zeit, welche für unsern Zuger Baugrund am entscheidendsten war, nämlich die

Abb. 2 Eisüberdeckung im Zugerseebecken während einer länger andauernden Rückzugsphase der letzten Eiszeit. Über dem Bereich der heutigen Stadt Zug lagen ca. 300 m Eis. Längs dem Zugerberg entstand eine Randmoräne mit seitlichen Abflußrinnen der kräftigen Schmelzwässer (kurze Pfeile). (Aufnahme Swissair)



rund 10 000 Jahre seit dem Ende der letzten Eiszeit, umfaßt einen Bruchteil der letzten Sekunde vor 24 Uhr! (Abbildung 1).

Spuren der Eiszeit

Während der maximalen Ausdehnung der letzten Eiszeit war der größte Teil des schweizerischen Mittellandes mit Eis bedeckt. Mit einem Eisniveau von rund 1000 m ü.M. ragten im Zugerland nur noch vereinzelte Stellen des Zugerbergs, der Roßberg und der Höhrnonen aus dem Eis heraus. Über dem Gebiet der heutigen Stadt Zug lag eine bis 600 m mächtige Eisdecke, welche in der Darstellung von Abbildung 2 (Rückzugsphase) noch rund 300 m betrug.

Als das Klima wärmer wurde, zogen sich die Gletscher zurück. Dabei wurden große Schmelzwassermengen sowie Schuttmassen am Rande des Eises freigegeben. Ein Wechselspiel von Wiedervorstöß und erneutem Rückzug der Gletscher komplizierte die Vorgänge. Unsortierte Ablagerungen des abschmelzenden Eises mischten sich mit sortierten Kies- und Sanden der Schmelzwässer.

Von besonderem Interesse für den Baugrund von Zug sind die Vorgänge an den Abhängen des Zugerbergs bis zum Seeufer. Randmoränen von stationären Zwischenstadien verloren während oder nach Abschmelzen des Eises ihr Gleichgewicht und rutschten talwärts. Eine komplizierte Wechsel-schichtung von feinkörnigen Böden und Rutschmasse war die Folge.

Abbildung 3 veranschaulicht schematisch die Vorgänge in den entscheidenden Phasen. Die wichtigsten Rutschungen sind noch heute erkennbar. In Abbildung 4 sind diese einskizziert. Die oberen Halbmonde verdeutlichen die eigentlichen Anriß-nischen, während die elliptischen Umrundungen die Lage der Schuttmassen verdeutlichen. Bei den vier mit Pfeilen markierten Rutschbereichen sind von links nach rechts erkennbar: St.-Verena-Rutschung (ca. Chämistal bis Ägeristraße), Rutschbereich Tschuopis bis St. Michael, der Rutschbereich Guggital (Brüschrain bis Neufrauenstein) und der letzte Bereich mit besonders großem Anriß-trichter ist der Rutschhang von der Schönegg-Gimenen bis St. Karl.

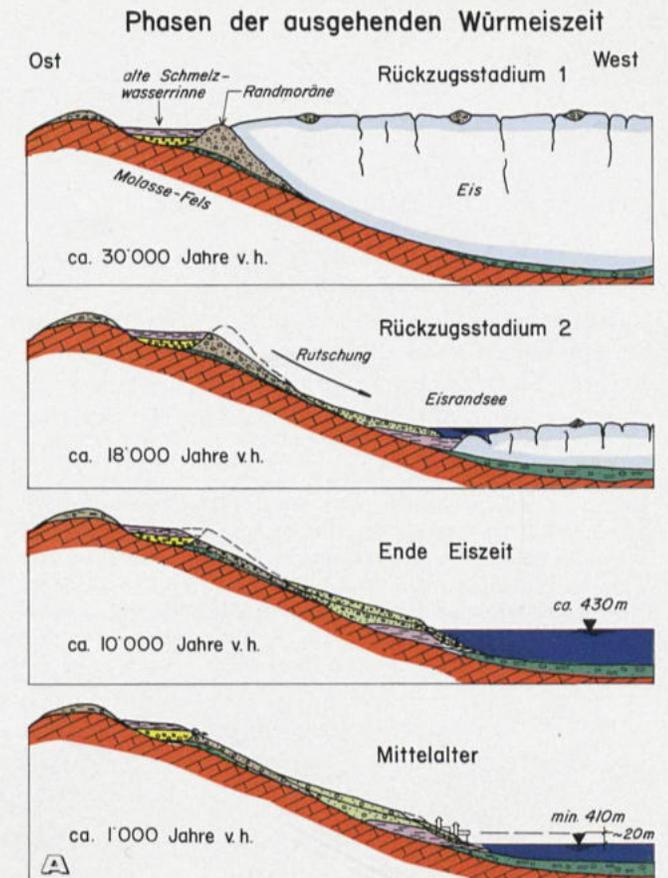
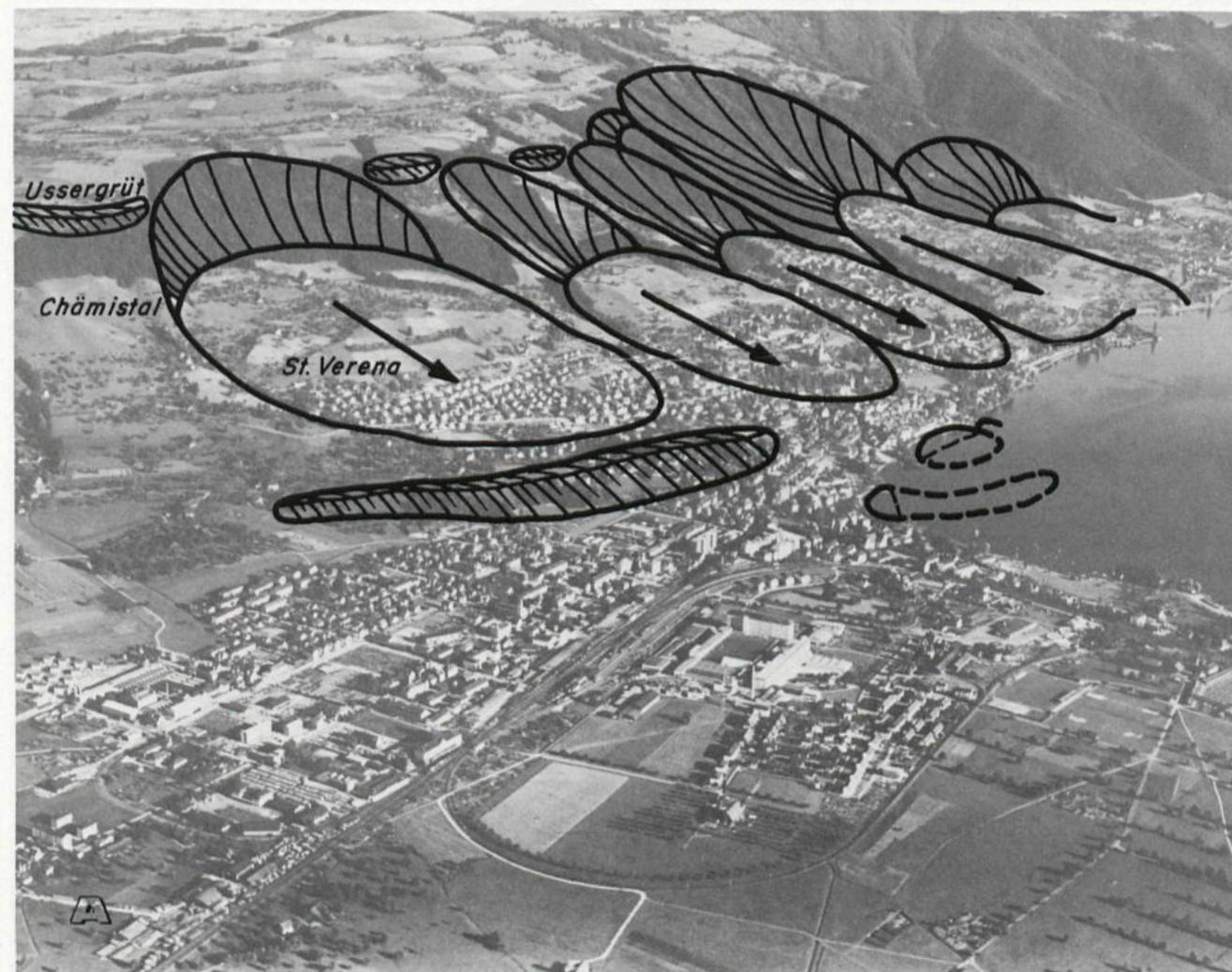


Abb. 3 Phasen der ausgehenden Würmeiszeit (unmaßstäbliche Prinzipskizzen). Beim Abschmelzen des Eises verloren die Randmoränen den seitlichen Halt, was zu vielfachen Rutschereignissen führte. Die Rutschmassen überschoben feinkörnige Seeablagerungen von Eisrandseen. Am Ende der Eiszeit lag der Spiegel des Zugersees mindestens 20 m über dem heutigen Niveau. Spätere natürliche Absenkungen des Sees führten zu weiteren Uferrutschungen. Der Bereich der Zuger Altstadt liegt vermutlich auf einer kompakten abgerutschten Scholle von glazialen Materialien, welche sich über feinkörnige Seeuferablagerungen geschoben hat.

Über die Einzelheiten dieser Rutschbereiche ist noch recht wenig bekannt. Aufgrund von Sondierungen und Geländebeobachtungen ist in Abbildung 5 ein Modell der vermuteten Rutschmechanismen dargestellt. Bei der Flurbezeichnung «Chämistal» ist die Fortsetzung der Randmoräne «Usergrüt» mit Höhenlage ca. 700 m ü.M. eingetragen. Das dargestellte Profil enthält einen Teil dieser Rutschmasse (zwischen St. Verena und Bohl-gutsch). Der Bereich Bohl-gutsch dürfte selbst eine Rutschmasse sein, über dessen ursprüngliche Lage wenig ausgesagt werden kann. Unter letztgenannter Rutschmasse wird ein Rutschbereich vermutet, welcher bis in die Altstadt und ans Seeufer reicht. Soweit dem Verfasser bekannt ist, haben geodäti-

sche Lagemessungen im Bereich der Rutschmasse St. Michael keine Hinweise auf mögliche noch stattfindende Bewegungen ergeben. Wir dürfen daher von der Annahme ausgehen, daß beim Rutschereignis die Bewegungsenergie der Rutschmasse zu einem relativ stabilen Endzustand geführt hat, so

Abb. 4 Haupttrutschbereiche an den Abhängen des Zugerbergs. Die schematische Darstellung zeigt die zahlreichen Anrißnischen (obere Halbmonde) und die darunter befindliche Rutschmasse: Links im Bild die Rutschung «Chämistal/St. Verena», südlich folgen die Rutschbereiche «Tschuopis/St. Michael», «Guggital» sowie «Schönegg/Gimenen». Der Grat im Vordergrund ist der Moränenzug des Guggi (Aufnahme Swissair).



daß die prähistorischen Rutschbereiche in Zukunft ohne außergewöhnliche menschliche Eingriffe oder besondere geologische Vorkommnisse nicht zu Sorgen Anlaß geben sollten.

Nacheiszeit: 10000 Jahre Zugerseegegeschichte

Der heutige Zugersee weist einen mittleren Seespiegel von ca. 413,5 m auf. In einer ersten nacheiszeitlichen Phase wird ein wesentlich höherer Seespiegel von mindestens 430 m vermutet. Damit waren weite Bereiche zwischen Zug, Baar, Steinhaußen und Cham unter Wasser. Seither hat sich der

Überhöhung zweifach

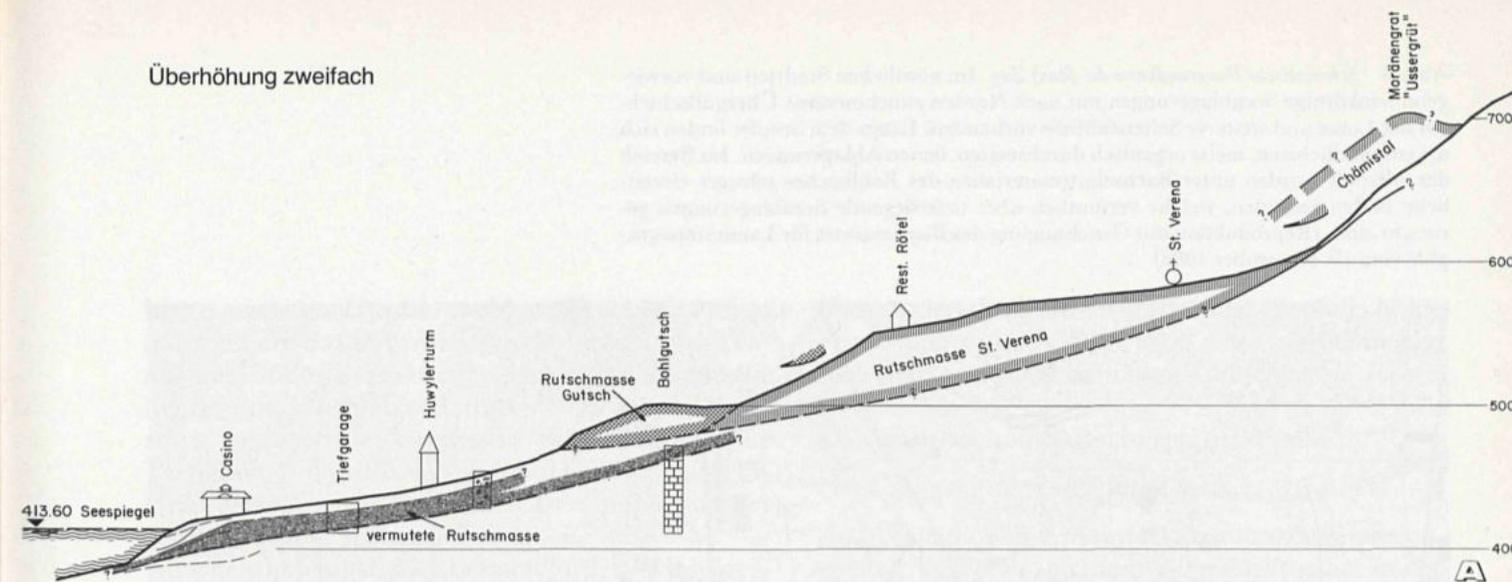
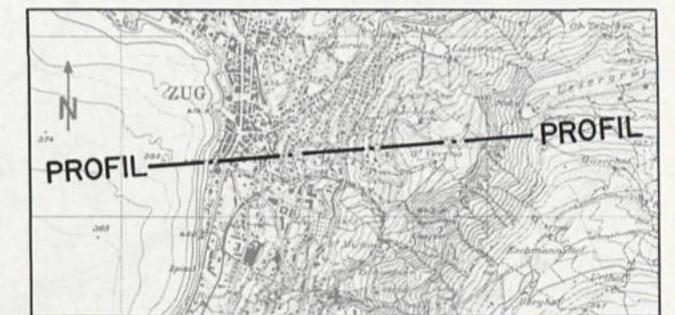


Abb. 5 Querprofil Altstadt-Bohlgutsch-St. Verena. In diesem zweifach überhöhten schematischen Querprofil durch den Abhang des Zugerbergs sind drei vermutete Rutschmassen erkennbar: eine unterste Rutschmasse kompakter glazialer Ablagerungen im Bereich Secufer bis ca. Huwylerturm, eine mittlere Rutschmasse beim Bohlgutsch sowie die erwähnte große Rutschmasse von «Chämistal/St. Verena». Rechts im Bild ist schematisch der ursprüngliche Verlauf der Randmoräne «Ussergrüt» dargestellt. Diese prähistorischen Rutschungen sind heute nicht mehr aktiv, dürften daher ohne außergewöhnliche menschliche Eingriffe oder besondere geologische Vorkommnisse nicht zu Sorgen Anlaß geben.



Seespiegel in prähistorischer Zeit – vermutlich in verschiedenen Schüben – wesentlich gesenkt. Wie die Höhenlage von Pfahlbausiedlungen vermuten lassen, bestand sogar während längerer Zeit ein etwas tieferer Spiegel als heute.

Im Mittelalter betrug der Seespiegel ca. 415,5 m, also rund 2 m über dem heutigen Niveau, bevor Ende des 16. Jahrhunderts in Cham eine künstliche Absenkung durchgeführt wurde. Zahlreiche Secuferinstabilitäten waren die Folge. Als großer Vorteil hingegen ergab sich u. a. die Möglichkeit einer sicheren Straßenverbindung von Zug über den Choller nach Cham.

Während all diesen verschiedenen Seespiegeln erfolgten die entsprechenden Seeuferverlandungen. Geschiebmaterialien der Bäche, Schwebstoffe der Flüsse sowie Kalkausscheidungen von Mikroorganismen führten zu Uferverlandungen.

Während die Katastrophe von 1435 in der Altstadt eher auf ufernahe Schichtzusammenhänge zurückzuführen ist, bei welchen prähistorische Rutschungsvorgänge am Hangfuß des Zugerbergs mitspielten, handelt es sich bei der Katastrophe von 1887 in der Vorstadt um ein Versagen strukturrempfindlicher Böden, welche der Zugersee und einmündende Bäche in Ufernähe abgelagert hatten.

Überblick über die Baugrundverhältnisse der Stadt Zug

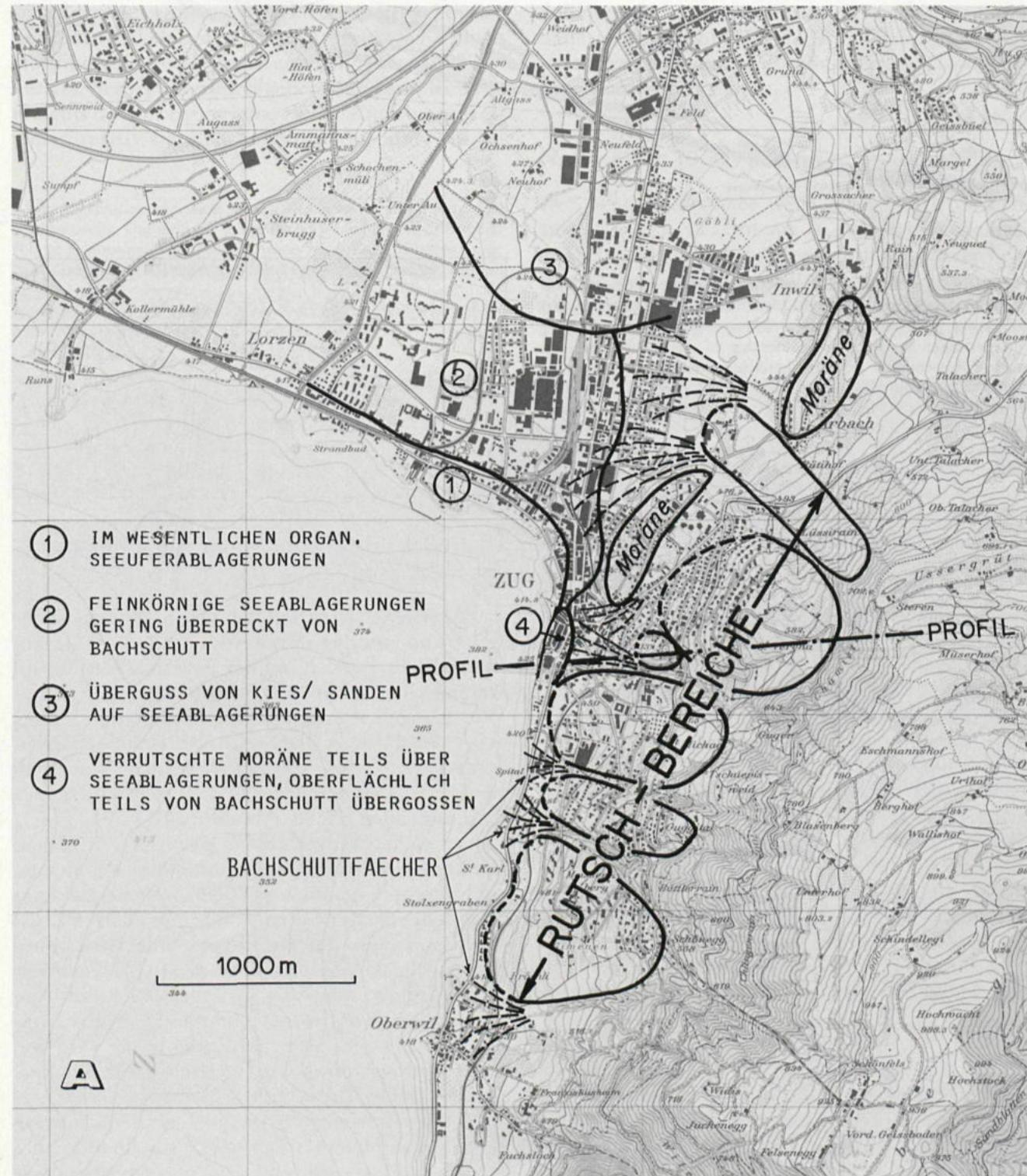
Entsprechend seiner Entstehungsgeschichte ist der Baugrund von Zug sehr unterschiedlich. Während der südliche Bereich mit der heutigen Altstadt im wesentlichen durch späteiszeitliche Vorgänge und Rutschungen entstanden ist, besteht der Untergrund im Norden der Stadt (Vorstadt und Neustadt bzw. Chamerstraße) vorwiegend aus noch jüngeren Ablagerungen des Zugersees und seiner einmündenden Bäche (Abbildung 6).

Aus diesem Grunde finden sich im nördlichen Stadtteil weiche, setzungsempfindliche und ausschwemmungsgefährdete Böden, welche aus feinsten Sanden oder Silten* oder gar aus Kalkausscheidungen von Kleinstlebewesen des Sees bestehen. Solche Ablagerungen werden in der Fachwelt als Seekreide bezeichnet. Es handelt sich um eine zunächst noch leicht steife, schmierige Masse, welche aber bei geringster Belastung breiig wird wie verarbeitungsfähiger Gips und ebenso beim Eintrocknen zu weißer Kreide erhärtet.

Eine besonders heimtückische Eigenschaft dieser Bodenart war lange zu wenig bekannt: in ungestörtem Zustand weist sie eine zwar geringe, aber doch

* feiner als Sand, aber gröber als Ton

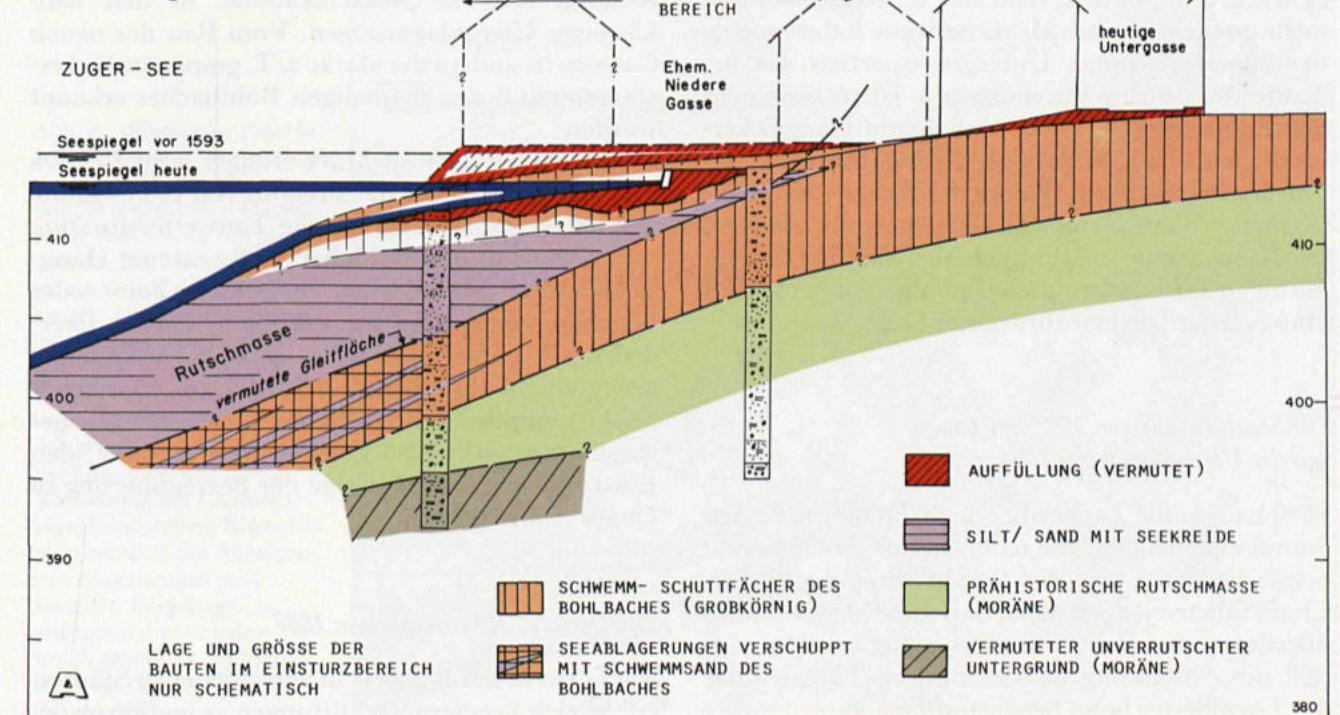
Abb. 6 Schematische Baugrunderkarte der Stadt Zug. Im nördlichen Stadtteil sind vorwiegend feinkörnige Seeablagerungen mit nach Norden zunehmenden Übergusschichten der Lorze und weiterer Seitenzuflüsse vorhanden. Längs dem Seeufer finden sich die empfindlichsten, meist organisch durchsetzten, feinen Ablagerungen. Im Bereich der Altstadt wurden unter Bachschuttmaterialien des Bohlbaches schwere eiszeitliche Böden gefunden, welche vermutlich über tieferliegende Seeablagerungen gerutscht sind. (Reproduktion mit Genehmigung des Bundesamtes für Landestopographie vom 19. November 1986)



bis zu gewissem Grad brauchbare Festigkeit auf, so daß kleinere Bauten auf diesem Untergrund durchaus gegründet werden können. Wird die Struktur der Seekreide jedoch z. B. durch Überbelastung gestört, verliert sie kurzfristig diese bescheidene Festigkeit. Sie verflüssigt sich buchstäblich und erlangt erst nach einer gewissen Beruhigung wieder einen Teil ihrer früheren Festigkeit. Im eigentlichen Altstadtbereich finden sich in größerer Tiefe unter schwerem Moränenboden feinkörnige Ablagerungen des ehemaligen Eisrandsees sowie, besonders in Ufernähe, teils überdeckt von

Abb. 7 Schematisches Querprofil durch die Altstadt (West-Ost). Eine bergwärts auskeilende Schicht von feinkörnigen, locker gelagerten Seeablagerungen unter dem Bereich der ehemaligen niederen Gasse war vermutlich von grobkörnigem Bachschuttmaterial des Bohlbaches überdeckt. Unter der heutigen Untergasse finden sich unter wenigen Metern kompakten Bachschutts schwere glaziale Böden (Moräne), welche vermutlich einer prähistorischen Rutschmasse zugehören. Als Hauptgrund für den Einsturz der ehemaligen niederen Gasse werden extreme Sickerwasserdrücke in der plötzlichen Tauphase nach hartem Winter vermutet.

Altstadt Zug



Kiessanden des Bohl-/Burgbaches, ebenfalls junge Seeablagerungen, welche lokal einen beträchtlichen Anteil an Seekreide enthalten können.

Die historischen Rutschereignisse

Der Untergang der Zuger Altstadt am 4. März 1435

Zum Thema von Erdenbrüchen am Zugersee berichtet A. Weber in einem längeren Aufsatz in der «Neuen Zuger Zeitung» von 1887:

«... Plötzlich um 5 Uhr abends ertönt ein dumpfer Knall, der Boden wankt, ein Angstschrei, ein schrillendes Rauschen des sich aufstauenden Sees, eine aufquappende dunkle Staubwolke und – versunken war die niedere Gasse. Ein Schrei des Entsetzens erschallt in der mittleren und oberen Gasse, die Einwohner fliehen auf Anhöhen, um der hereinbrechenden Wasserflut, wie man im ersten Augenblick glaubte, zu entgehen. Viele denken an die Rettung der Verunglückten, laufen jammernd und mit Händen ringend am Rand des Abgrundes hin und her, der ihr Teuerstes verschlungen. Die Beherztesten bestiegen die wenigen Schiffe, welche in der Nähe zu erreichen sind – allein es war Weniges mehr zu retten...»

Das Studium der Akten von damals hat wenig Angaben zum Verständnis der geologischen Ursachen und Zusammenhänge dieses Unglücks geliefert. Baugrunduntersuchungen, speziell vereinzelte Bohrungen der letzten Zeit, gestatten hingegen heute ein etwas besseres Bild der Zusammenhänge. Überliefert ist jedoch, daß der Winter 1434/35 äußerst kalt war und eine totale Seegfröni brachte. Gegen Ende Februar wurde es wärmer, und die Eisdecke des Sees löste sich auf.

Aus dem Querschnitt (Abbildung 7) durch die Altstadt mit schematischer Rekonstruktion des Einsturzbereiches ist ersichtlich, daß vor allem im Bereich der damaligen untersten Häuserreihe eine bergwärts auskeilende Schicht von feinkörnigen, locker gelagerten Seeablagerungen in die an sich vertrauenerweckenden Bachschuttmaterialien und schweren Moränenböden ragte, den die damaligen Stadtgründer für tragfähig gehalten hatten.

Anhand der Schnittskizze (Abbildung 7) ist zu vermuten, daß durch die unterste Häuserreihe der Untergrund bis an die Grenze seiner Tragfähigkeit belastet war. Das plötzliche Tauwetter nach hartem Winter muß zu einem extremen Sickerwasserdruck geführt haben, dem der Untergrund nicht mehr gewachsen war. Möglicherweise haben außerdem noch gefrorene Untergrundpartien das bei Tauwetter in der durchlässigen Übergusschicht des Bohlbaches reichlich anfallende Hangsickerwasser zu neuen Sickerwegen gezwungen und dadurch die genannten Drücke des Sickerwassers zusätzlich erhöht. Demnach wäre zusammenfassend die Katastrophe auf Tragfähigkeitsverlust in feinkörnigen Uferverlandungen infolge von extremen Hangwasserdrücken zurückzuführen.

Die Seeabsenkung von 1592 in Cham und der Ufereinbruch von 1594

1540 bauten die Zuger über den Choller durch den Sumpf eine neue Straße nach Cham. Zunehmende Schwierigkeiten mit der Seeabflußregulierung in Cham führten jedoch dazu, daß diese Straße häufig überflutet war. Der Stadtrat von Zug beschloß daher, die Absenkung des Sees durch Tieferlegung des Lorzebettes beim Seeausfluß in Cham.

Diese schwierigen Arbeiten unter der Leitung von Stadtbaumeister Jost Knopflin (dem Jüngeren) – bei welchen dramatische Augenblicke nicht fehlten (es erfolgte eine Überschwemmung im Frauenthal und in Maschwanden) – glückten dann im Jahre 1592. Wie aus den Unterlagen erkennbar ist, dürfte die Absenkung mindestens 1,5 wenn nicht 2 m betragen haben.

Der Erfolg war eklatant: einerseits war nun die Straßenverbindung zwischen Zug und Cham gesichert, andererseits aber erfolgten rund um den Zugersee zahlreiche kleinere Rutschungen und Einbrüche. In diesem Zusammenhang ist auch die Uferrutschung vom 7. März 1594 bei der Seelikon (Seelücke?) zu sehen, bei welcher neun Häuser im See versunken sind (siehe Walter E. Bossard, Literaturverzeichnis). Die Bevölkerung der Stadt glaubte wiederum an eine größere Katastrophe. Glücklicherweise waren jedoch keine Menschenleben zu beklagen.

Baugrunduntersuchungen aus der Zeit des Baus der Badanstalt Seelikon (ca. 1948) sowie spätere Aufschlüsse zeigen in diesem Bereich südlich der Altstadt erhöhte Seekreideanteile in den feinkörnigen Uferablagerungen. Vom Bau des neuen Casinos ist zudem der starke z. T. gespannte Sickerwasserzufluß des ehemaligen Bohlbaches erkannt worden.

Daß der Einbruch im März erfolgte, also zu etwa der gleichen Zeit wie das Ereignis von 1435, könnte ein Hinweis auf eine ähnliche Tauwettersituation sein. Zu vermuten ist daher, daß extreme Hangsickerwasser-Verhältnisse in einer Tau- oder Schneeschmelzphase zu erhöhten Porenwasserdrücken* führten, was sich zusätzlich zur unlängst erfolgten Seeabsenkung nachteilig auf die Festigkeit der empfindlichen organischen Seeuferablagerungen auswirkte. So gesehen liegt es nahe, den Einsturz von 1594 als Folge der Seeregulierung in Cham zu betrachten.

Die Vorstadt-Katastrophe von 1887

Nachdem in der Schweiz in verschiedenen Städten erfolgreich Seeuferaufschüttungen ausgeführt wor-

den waren, welche u. a. der Öffentlichkeit willkommene Freizeitanlagen boten (vgl. Seeuferaufschüttungen in Zürich), wünschte sich verständlicherweise auch Zug eine vergrößerte Seepromenade. Das Projekt (Abbildung 8) sah Aufschüttungen in der Vorstadt bis zur damaligen Schützenmatte vor. Als Ufersicherung waren Pfähle mit aufgesetzter Ufermauer vorgesehen. Abbildung 10 zeigt als Schnittskizze die grundsätzliche Anordnung im Bereich der äußeren Vorstadt.

1884, als die Pfählungsarbeiten bereits fast zur Hälfte durchgeführt waren (Abbildung 9), zeigten sich bedenkliche Risse in Nachbarbauten. Die geologischen Experten Heim und Moser warnten mit ihrem Gutachten von 1884 vor diesem Vorgehen. Ihr Gegenvorschlag verlangte u. a. wesentliche zusätzliche Schüttungen auf der Seeseite zur Stabilisierung der Auffüllgewichte (Abbildung 10). Dessen ungeachtet blieb man aber beim bisherigen Projekt.

Bereits während den Pfählungsarbeiten wurden erste umfangreiche Aufschüttungen im Uferbereich

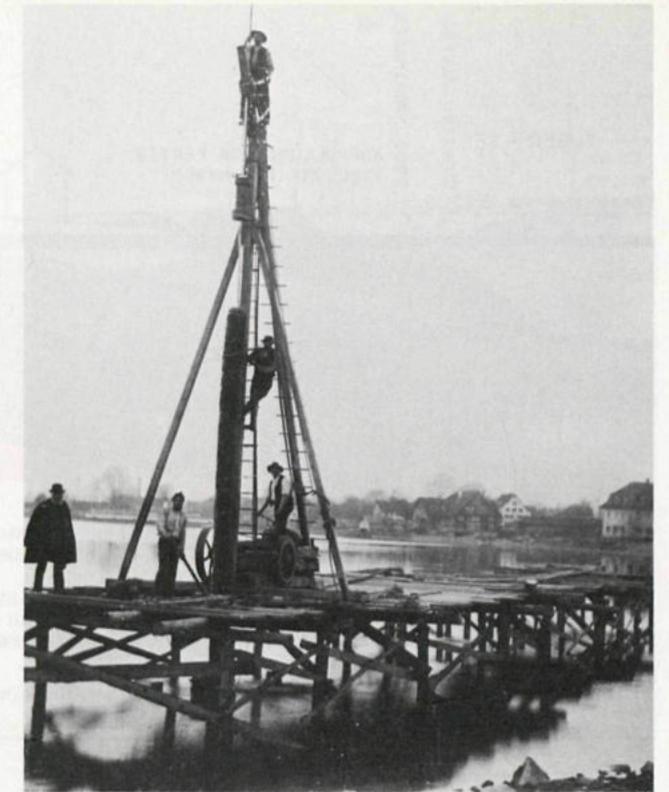
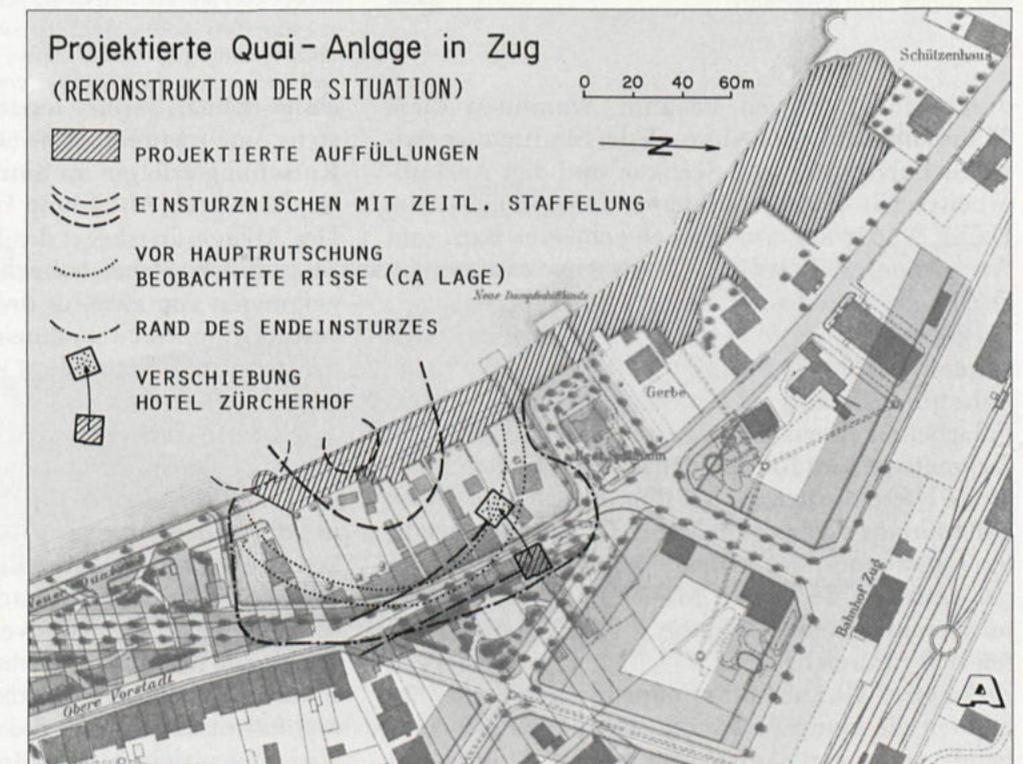


Abb. 9 Pfählungsarbeiten für die neue Quaimauer. Das Bild zeigt, wie die bis 12 m langen Holzpfähle gerammt wurden. Im Vordergrund rechts glaubt man erstes Schüttmaterial zu erkennen. Im Hintergrund der Seeuferbereich der heutigen Schützenmatte (Foto: Archiv Dr. W. Spillmann, Zug).

Abb. 8 Situation des Projektes (ca. 1884–1887). Vorgesehen war die Auffüllung der gesamten schraffierten Fläche. Mitte 1887 waren von Süden und von Norden her je ca. ein Drittel der Ufermauer erstellt. Die Auffüllarbeiten im südlichen Drittel waren weit vorangeschritten. Der Einsturz begann beim südlichsten Rondell. Das Vordringen der zeitlich gestaffelten Einbrüche und die am Nachmittag des Unglückstages festgestellten Risse sind entsprechend den Aussagen von Augenzeugen einskizziert. Eingezeichnet ist außerdem die nach dem Einbruch gemäß Abb. 13 feststellbare Lage des Hotels Zürcherhof.



* Druck des Wassers in den Poren des Bodens, d.h. in den Zwischenräumen zwischen den Bodenteilchen.

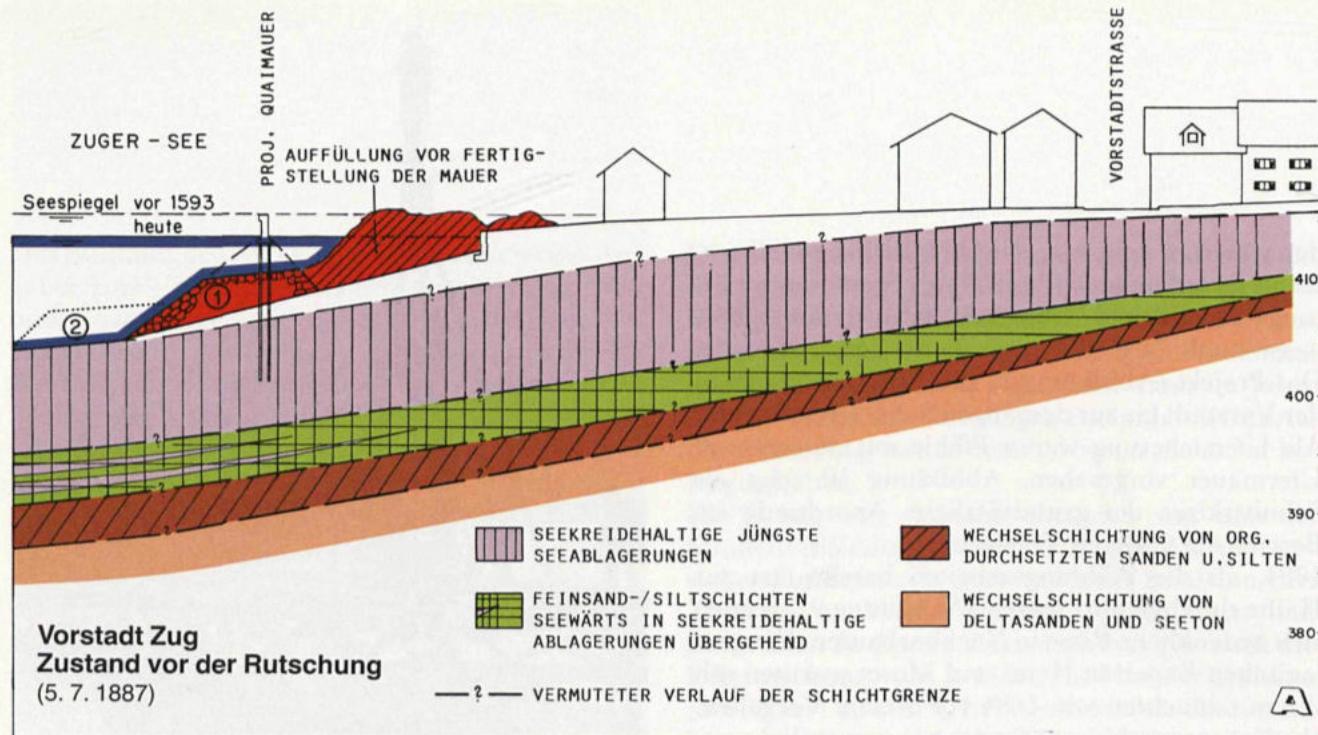


Abb. 10 Querprofil durch die Vorstadt vor der Rutschung. Diese schematische Darstellung zeigt den Aufbau des Untergrundes, die Lage des früheren Seeufers sowie das Projekt der Uferanlagen. Die Pfählungsarbeiten sind seit Frühjahr 1886 vollendet. Die 1883 begonnenen Auffüllarbeiten werden nun beschleunigt. Der Steindamm ① ist zu ca. zwei Dritteln geschüttet. Die Fußschüttung ②, welche 1884 nach ersten Rißbeobachtungen bei Nachbarhäusern von den Experten zur Sicherung gefordert worden war, wurde nicht ausgeführt.

durchgeführt. Soweit bekannt, stammten diese Materialien aus dem Abbruch der Stadtmauer zwischen Pulverturm und Seelikon und den Aushubarbeiten für Kasernenplatz und Schulhausplatz. Damit wurde außerordentlich schweres Bau- und Aushubmaterial auf den weichen, wenig tragfähigen Seegrund geschüttet. Im Juni 1887 waren die Pfählungsarbeiten längst abgeschlossen, der Steindamm beidseits der Pfahlreihe aber erst zu zwei Dritteln gebaut, als die Auffüllarbeiten intensiviert wurden. Am 5. Juli 1887 ereignete sich im Bereich der äußeren Vorstadt der fatale Ufereinbruch in drei Phasen; um halb 4 Uhr nachmittags versank ein erster Teil der neuerstellten Quaimauer, kurze Zeit später folgte ein längeres Teilstück der neuen Mauer mit zwei Fischerhütten und einem Wohnhaus. In der Vorstadt zeigten sich zahlreiche Risse. Zirka um 7 Uhr abends erfolgte innert weniger Sekunden die Hauptrutschung. Vom See her beginnend, versanken Aufschüttung und Bauten um

einige Meter, wobei letztere gleichzeitig mindestens um mehrere 10m seewärts rutschten. Die Rutschung erfolgte im Sinne einer Kettenreaktion landeinwärts (Abbildung 11)*. Der Ablagerungskegel des Hauptrutsches auf dem Seegrund erreichte bei sehr geringen Böschungswinkelneigungen von zwei bis drei Grad (unter Wasser) eine Distanz von über einem Kilometer. Die Breite des Schuttstromes variiert zwischen 100 und 200m (vgl. Abbildung 14). Nach der Katastrophe (Abbildung 13), welche elf Menschenleben kostete und 650 Stadtbewohnern ihr Obdach raubte, wurden die gleichen Experten mit der Beurteilung der Zusammenhänge und Risiken beauftragt. In ihrer Expertise aus dem Jahre 1887 erklärten sie die Rutschung als eine Folge der ungünstigen Untergrundverhältnisse: «Die primäre Ursache ... liegt in dem Vorhandensein einer ausgedehnten mächtigen Lage von weichem Schlamm- sand unter jüngerem, festerem aufgelagertem Boden von bloß wenigen Metern Mächtigkeit.» (siehe Heim/Moser/Bürkli, S. 31)

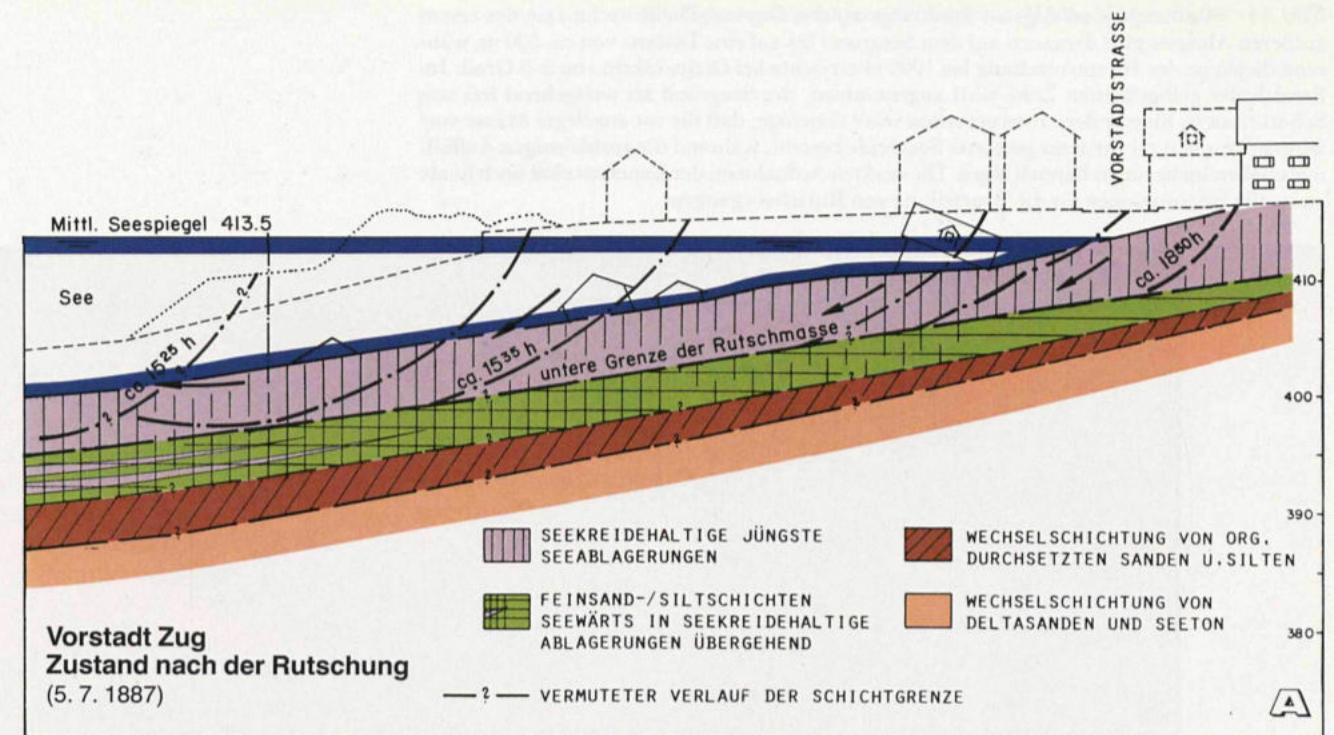
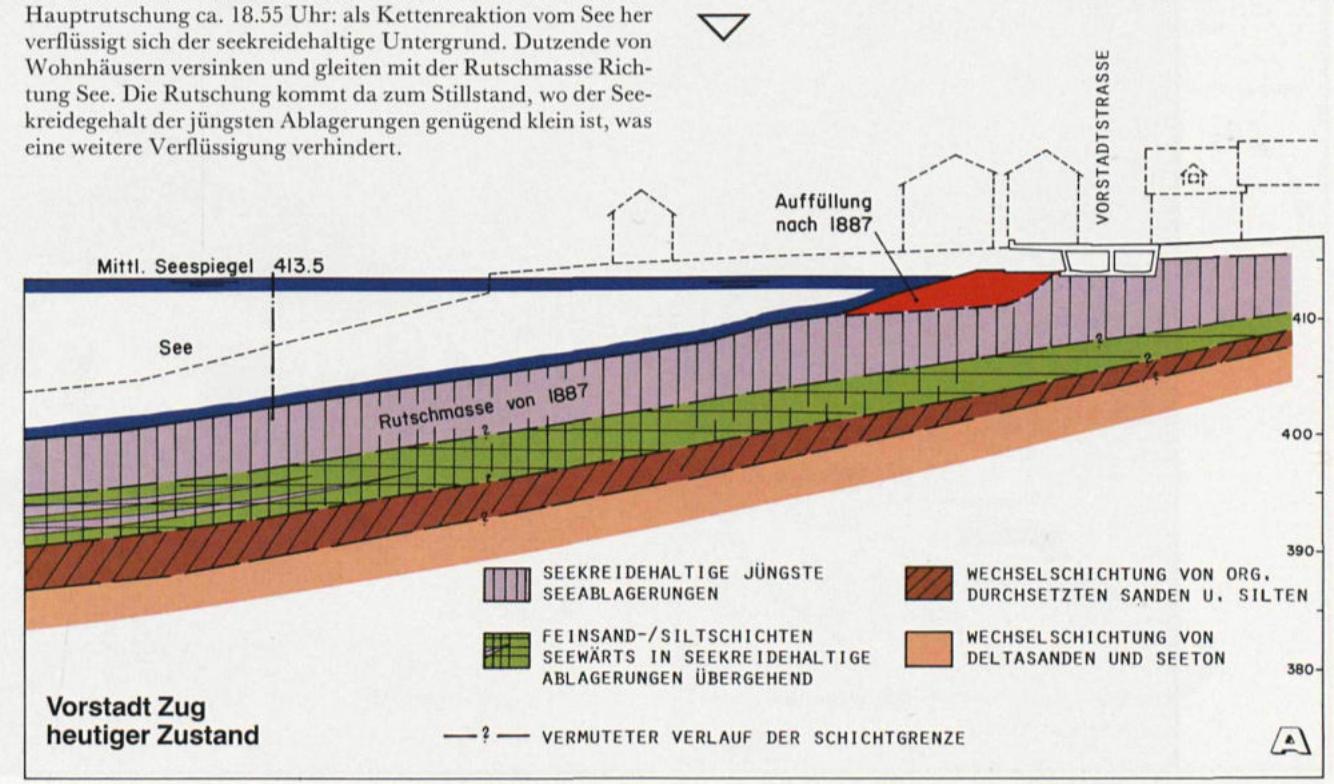


Abb. 11 Querprofil durch die Vorstadt nach dem Ufereinbruch (schematische, d. h. ungefähre Rekonstruktion). Erste Rutschung von 15.25 Uhr: Versagen des Untergrundes im Fußbereich des Steindammes (statischer Grundbruch). – Zweite Rutschung ca. 15.35 Uhr: der steile Uferanriß überfordert die strukturempfindlichen seekreidehaltigen Schichten. Mauer und Hinterfüllung versinken samt Pfählung. Weiterer Strukturzusammenbruch führt zum Einsturz zweier Fischerhütten und eines Wohnhauses. – Hauptrutschung ca. 18.55 Uhr: als Kettenreaktion vom See her verflüssigt sich der seekreidehaltige Untergrund. Dutzende von Wohnhäusern versinken und gleiten mit der Rutschmasse Richtung See. Die Rutschung kommt da zum Stillstand, wo der Seekreidgehalt der jüngsten Ablagerungen genügend klein ist, was eine weitere Verflüssigung verhindert.

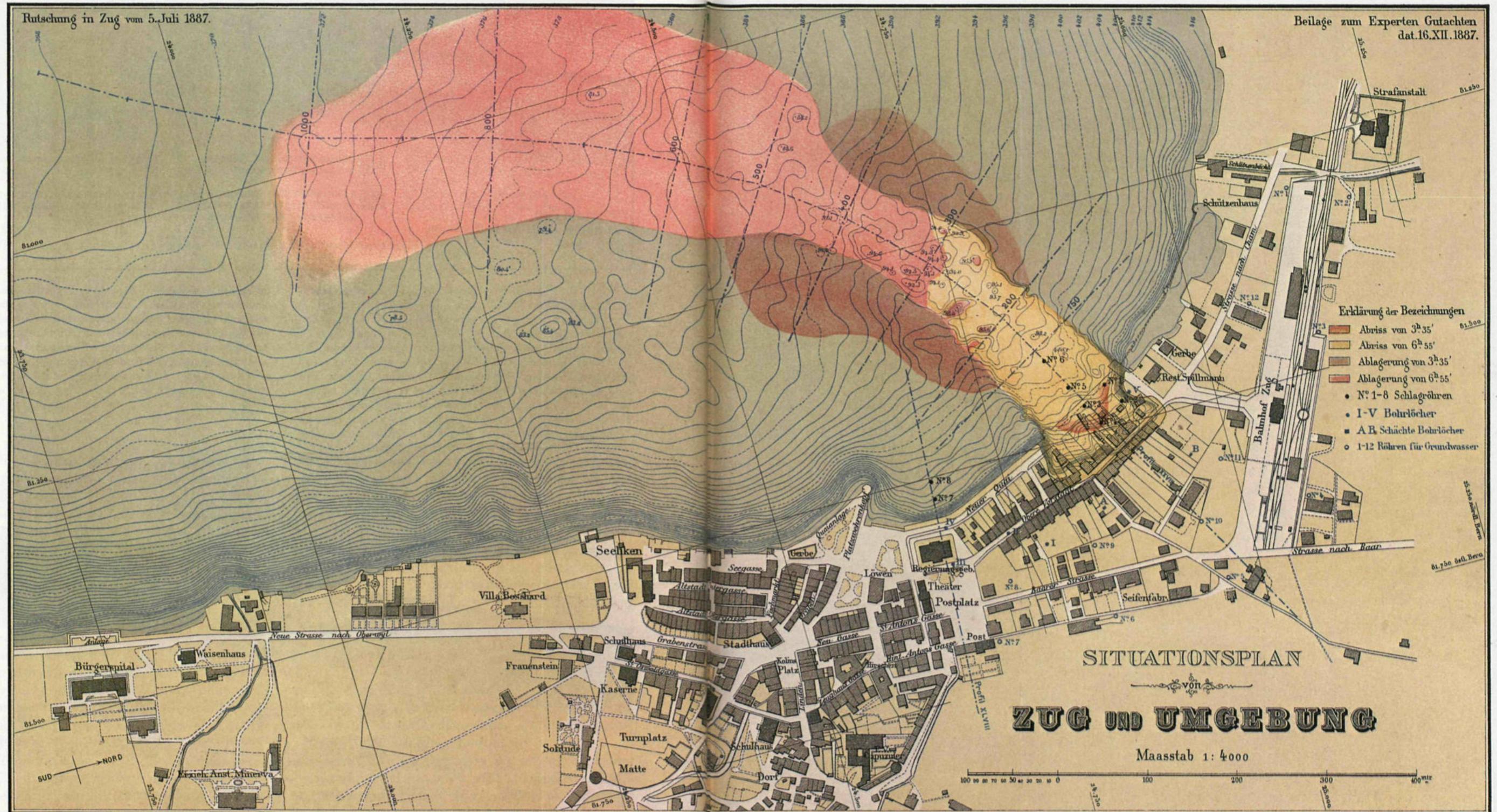
Abb. 12 Querprofil durch die Vorstadt im heutigen Zustand. Die strukturempfindlichen Untergrundmaterialien liegen in reduzierter Mächtigkeit und sind durchsetzt von Resten der zerstörten Bauten. Die Katastrophe hat zu einer Entlastung und damit zu einer erhöhten Sicherheit in diesem Bereich des Seeufers geführt. Die heutige Uferstraße liegt auf einer leichten Hohlkonstruktion.



* Vgl. detaillierte Schilderung im Aufsatz von Dr. Christian Raschle «Der Untergang der Zuger Vorstadt vom 5. Juli 1887», S. 24 ff.

Abb. 14 Situationsplan mit Lage der Schuttzunge auf dem Seegrund. Die Rutschmasse des ersten größeren Abrisses glitt demnach auf dem Seegrund bis auf eine Distanz von ca. 500 m, während diejenige der Hauptrutschung bis 1000 m erreichte bei Gleitwinkeln von 2–3 Grad. Im Bereich der gelbgefärbten Zone wird angenommen, der Seegrund sei weitgehend frei von Schuttmassen. Eine andere Interpretation wäre diejenige, daß die rot angelegte Masse vorwiegend aus in ihrer Struktur gestörter Seekreide besteht, während die grobkörnigen Auffüllmaterialien im braunen Bereich lägen. Die exakten Aufnahmen der Experten sind noch heute wertvolle Informationen für die Beurteilung von Rutschvorgängen.

(Beilage des Gutachtens der Experten Heim, Moser, Bürkli von 1888)



Seegrundvermessung des eidgen. topogr. Bureau (aufgen. von Jng. Hörnlmann & Suter.)

Graph. Anst. Hofer & Bürger, Zürich.



Abb. 13 *Bild der Zerstörung.* Diese Aufnahme der Katastrophengebucht in Richtung Süden kurz nach dem Unglück zeigt im Vordergrund das Dach des ehemaligen Hotels Zürcherhof, welches sich auf der Ostseite der Vorstadtstraße befunden hatte. Der Verschiebungsweg dieses hintersten von der Rutschung erfaßten Gebäudes dürfte ca. 40 m horizontal und ca. zehn bis zwölf Meter vertikal betragen haben. Im Hintergrund rechts ist die noch heute bestehende Ecke der Seeuferanlage ersichtlich (Foto aus Archiv Luchsinger, Hermann, Rotzetter AG, Ingenieure, Zug).

Die Experten kamen zum Schluß, daß diese ungünstigen Verhältnisse ein unsicheres Gleichgewicht (geringe Sicherheitsreserve) bedeuten, so daß verschiedene gleichzeitige Ursachen im Zusammenhang mit den Bauarbeiten zur Katastrophe führen konnten. («Jedenfalls handelt es sich um ein sehr unsicheres Gleichgewicht..., wo das ungünstige Zusammentreffen mehrerer, für sich allein unbedeutender Umstände den Ausschlag geben kann.») (Abbildung 14)

Konsequenzen aus der Katastrophe von 1887

Nach dem Unglück erfolgten umfangreiche eidgenössische Hilfsaktionen vor allem seitens des Bundes. Das Ereignis wurde erkannt als eine Angelegenheit, welche die Kräfte einer einzelnen Gemein-

de übersteigt. Aufgrund der Expertise Heim/Moser/Bürkli von 1877 übernahm daher der Bund die Oberaufsicht für das weitere Vorgehen, das heißt die entsprechenden Sanierungsarbeiten wurden durch Bundesbeschluß vom 29. Juni 1888 mit Bundessubventionen durchgeführt.

Nach Abschluß dieser Arbeiten (vor allem Entlastung durch Abbruch sämtlicher verbliebener Häuser auf der Westseite der Vorstadt sowie weitreichendes Entwässerungssystem) (Abbildung 12) wurden diese am 5. Februar 1891 vom eidgenössischen Bauinspektorat begutachtet und abgenommen (kollaudiert). Das entsprechende sog. Kollaudationsprotokoll enthält außer der Abrechnung die gemäß Bundesbeschluß dem Kanton Zug über-

bundenen Verpflichtungen «... die baulichen und sonstigen Anlagen ... stetsfort in zweckentsprechendem Zustande und als öffentliches, jedem Privatbesitz entzogenes Eigentum zu erhalten...»

In Ausübung dieser Verantwortung wurden in den letzten 50 Jahren u. a. alle fünf Jahre Nivellemente durchgeführt, welche die Setzungenbewegungen des Geländes um die Katastrophengebucht überwachen. Aufgrund solcher Beobachtungen hoffte man, allfällige weitere akute Geländebewegungen rechtzeitig zu erkennen oder eine Aussage über die Sicherheit des Ufers machen zu können.

Heutige Beurteilung der Sicherheiten

Noch 1950 kam im Zusammenhang mit dem Neubau der Kantonalbank ein erfahrener Zuger Bauingenieur und Augenzeuge des Unglücks zum Schluß, daß ein Bauvorhaben wie dasjenige der heutigen Kantonalbank am Postplatz in solcher Nähe des Katastrophengebiete unter keinen Umständen ausgeführt werden dürfe. Mit der Einhaltung verschiedener Vorsichts- und Sicherheitsmaßnahmen wurde dieses Bauwerk dennoch erfolgreich realisiert. Seither sind weitere, dem Katastrophengebiete selbst noch näherliegende Bauten ausgeführt worden.

In den bald 100 Jahren seit jenem Ereignis hat die Wissenschaft der Ingenieurgeologie/Geotechnik einige wesentliche Fortschritte gemacht. Die Erkenntnisse über das Verhalten von Böden, die Untersuchungsmethoden sowie die Berechnungsverfahren sind verschiedentlich verbessert worden. Es ist daher heute möglich, die Zusammenhänge anhand neuer Gesichtspunkte zu überprüfen.

So darf heute festgestellt werden, daß die Katastrophe von 1887 kein reiner Schicksalsschlag der Natur, sondern im wesentlichen eine Folge menschlicher Eingriffe war. Bereits die Bedenken der damaligen Experten hätten wohl das Schlimmste verhüten können. Die Anwendung des heutigen Standes der Baukunst würde zusätzliche Sicherheitsvorkehrungen bedingen, welche insbesondere das Gleichgewicht der Mauerkonstruktion mit Hinterfüllung im Verband mit dem bestehenden Untergrund betreffen.

Wie die Rekonstruktion der Vorgänge von 1887 zeigt, erfolgte der Ufereinbruch eindeutig als Folge der Überbelastung des Untergrundes. Mitwirkende Einflüsse («Factoren», wie sich die Experten Heim, Moser und Bürkli ausdrückten) wie der tiefe Seepegel, besonderer Andrang von Grundwasser, die Erschütterungswirkung der Rammarbeiten oder die Rückstauung von Sickerwässern müssen als gering oder nicht maßgeblich wegfallen.

So hat der tiefe Seespiegel das durch die Disposition prekäre Ungleichgewicht der Kräfte höchstens noch geringfügig erhöht. Aus Nachrechnungen bei anderen Rutschereignissen ist zwar der nachteilige Einfluß von Sickerwasserströmungen bekannt. Im vorliegenden Falle finden sich jedoch Verhältnisse (drainierende Sandschichten), die nicht im entscheidenden Ausmaß zu den sonst gefürchteten Nachteilen führen können.

Was die Pfählungsarbeiten betrifft, die mindestens 12 Monate vor der Katastrophe abgeschlossen worden waren, ist zu bemerken, daß Erschütterungswirkungen sofort oder höchstens innert Tagen nach der Rammung hätten erfolgen müssen.

Näherungsberechnungen anhand von Erfahrungswerten von Kenngrößen der heute bekannten Untergrundarten im Bereich der Vorstadt zeigen, daß das gewählte Projekt wie auch die Reihenfolge der Ausführung ungenügende Sicherheiten mit sich brachte. Auch ohne Bearbeitung einer konkreten Projektalternative läßt sich immerhin feststellen, daß an Schweizer Seen mit ähnlicher Baugrundsituation bereits in jener Zeit zahlreiche vergleichbare Bauwerke erfolgreich realisiert wurden, d. h. daß mit geeigneten Mitteln und einem den Untergrundverhältnissen angepaßten Vorgehen zumindest bei Auswertung des heutigen Standes der Erkenntnisse ein Bauvorhaben dieser Art durchführbar sein sollte.

Die ersten Einbrüche, welche schlagartig ca. zwei Drittel der Pfählung samt Ufermauer im Bereich der heutigen Bucht erfaßten, erfolgten somit als statische Grundbrüche. Die nachfolgende Haupt-rutschung stellt eine fortgesetzte Instabilität dar, indem sich die strukturempfindlichen, seekreidehaltigen Silte und Feinstsande durch lokale Überforderung verflüssigten, in sich zusammenstürzten und als kontinuierlicher Schlammstrom seewärts

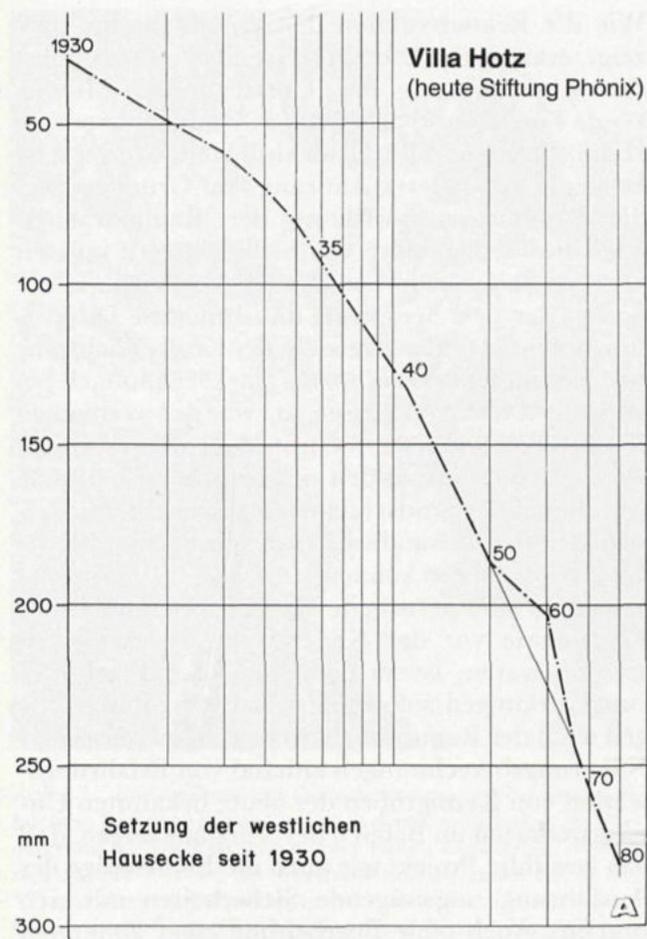


Abb. 15 Setzungsdiagramm «Villa Hotz» (Chamerstraße 1). In dieser halblogarithmischen Darstellung erscheinen die seit 1930 regelmäßig durchgeführten Setzungsmessungen in den letzten 40 Jahren als gerade Linie. Dies entspricht dem bei ähnlichem Untergrund andernorts festgestellten Verhalten von organischen Seeböden, welche sich noch in Eigensetzung befinden. Eine direkte Aussage bezüglich der Seeufersicherheit ist aufgrund dieser Messungen nicht möglich, jedoch waren diese nützlich zur frühzeitigen Erkennung besonderer Bewegungen.

flossen. Der Vorgang wurde daher erst dort abgebrochen, wo der abnehmende Gehalt an Seekreide eine weitere Verflüssigung verunmöglichte.

Seit der Katastrophe wurde die Frage nach der Sicherheit des Seeufers wiederholt gestellt. Im Sinne eines Alarmsystems zur frühzeitigen Erkennung von außergewöhnlichen Bewegungen wurden gemäß Punkt 8 des Kollaudationsprotokolles «in der Nähe des ganzen Abrißgebietes ... genaue Nivellemente ... von Zeit zu Zeit ... wiederholt». Die Ergebnisse dieser Setzungsbeobachtungen (siehe Abbildung 14) zeigen, daß natürliche Setzungsvorgänge in den Seeuferbereichen im Gange sind, die bereits vor der Katastrophe hätten beobachtet werden können. Wie aus Abbildung 14 am Beispiel der «Villa Hotz» ersichtlich ist, verlaufen die alle fünf Jahre gemessenen Setzungen kontinuierlich und zeigen das bei ähnlichem Untergrund bekannte Setzungsverhalten.

Eine direkte Aussage bezüglich der Sicherheit ist daher anhand dieser Nivellemente nicht möglich. Der Wunsch nach einer weitergehenden Beurteilung führte u. a. zur Idee der Schaffung eines Zuger Baugrundarchivs. Dieser Mitte der siebziger Jahre vom Verfasser (leider noch ohne Erfolg) an die zuständigen Behörden gerichtete Wunsch hatte u. a. zum Ziel, alle verfügbaren Baugrundakten zu sammeln, um auf dieser Grundlage Risiken wie z. B. des Zuger Seeufers besser beurteilen zu können.

In Zusammenarbeit mit Fachleuten der ETH wurde 1975 die Durchführung der vom Verfasser vorgeschlagenen zusätzlichen Beobachtungsmessungen (Präzisionslagemessungen) beschlossen. Inzwischen ist ein Expertenbüro beauftragt worden, diese zusätzlichen Beobachtungsdaten auszuwerten. Es wird erwartet, daß diese Auswertung 1987 veröffentlicht wird.

Ohne die Ergebnisse dieser bevorstehenden Auswertung vorwegnehmen zu wollen, kann aus den vorliegenden Unterlagen geschlossen werden, daß das Seeufer im heutigen Zustand trotz knappen Sicherheiten nicht zu Bedenken Anlaß gibt. Für die Durchführung größerer Bauten in Nähe der Katastrophengebiete ist jedoch weiterhin größte Vorsicht geboten, wenn das Risiko eines erneuten Uferabbruchs vermieden werden soll.

Zusammenfassung

Abschließend ist festzuhalten, daß auch der heutige Stand der Wissenschaft noch immer unvollständig ist. Beispielsweise sind die Erkenntnisse bezüglich Feststofftransporte des Grundwassers in vieler Beziehung noch ungenügend. Die zahlreichen baulichen Eingriffe im nordöstlichen Bereich der Katastrophengebiete mit tiefen Unterkellerungen können nicht unwesentliche Engpässe für den Abfluß des Grundwassers bedeuten. Es stellen sich Fragen nach erhöhtem Feststofftransport, welcher mit den Jahren zu einer Verminderung der Uferstabilität führen könnte. Auch hydrochemische Auswirkungen auf die Festigkeit von Tonen, z. B. infolge von Grundwasserverschmutzung, sind bekannt, aber im Detail noch wenig erforscht.

Ein weiterer wichtiger Aspekt sind Auswirkungen von Erdbeben. Obwohl neuere Forschungen nur eine sehr geringe Erdbebenwahrscheinlichkeit für unsere Gegend errechnet haben (ein Erdbeben wie 1985 in Mexico-City ca. alle 10000 Jahre), könnten auch leichtere Beben in Bereichen geringer Sicherheit zu Uferinstabilitäten führen.

Die Frage, ob die bekannten Uferabbrüche in Zug reine Schicksalsschläge der Natur sind, welche vorprogrammiert auftreten, oder durch menschliche Eingriffe provoziert wurden, ist daher auch heute, trotz Vorliegen wesentlich verbesserter Erkenntnisse, nicht in letzter Konsequenz eindeutig beantwortbar. Gewiß sind die Risiken dank sorgfältiger Bauplanung und Projektierung und dank der Anwendung der neuesten Methoden der Ingenieurgeologie und Geotechnik reduzierbar. Aber noch immer sind gewisse Fragen unerforscht oder zu wenig geklärt. Größte Wachsamkeit im Umgang mit unseren Zuger Seeuferbereichen wird daher auch in Zukunft nötig sein.

John F. Ammann

Der Verfasser dankt Herrn Dr. Josef Speck herzlich für den anregenden Gedankenaustausch und die kritische Durchsicht des Manuskripts.

LITERATURVERZEICHNIS

- Bossard Walter E.: Bericht betr. Vorstadtkatastrophe vom 5. Juli 1887, die Verpflichtungen des H. Regierungsrates gegenüber dem H. Bundesrat und die Gefährdung des Regierungsgebäudes durch den Neubau der Kantonalbank. Vom 21. Januar 1950
- Bütler Max: Nacheiszeitliche Seespiegelschwankungen und Strandlinienverschiebungen am Zugersee. Schweiz. Bauzeitung, Jg. 68, S. 552 ff.
- Eidg. Landestopographie: Senkungsmessungen Zug, Bericht XX vom März 1981
- Hantke René: Zur Quartärgeologie im Grenzbereich zwischen Muota/Reuß und Linth/Rheinsystem. Geografica helvetica 1961, S. 212 ff.
- Eiszeitalter, Die jüngste Erdgeschichte der Schweiz und ihrer Nachbargebiete, Ott Verlag, Thun
- Heim A., Moser R., Bürkli A.: Die Catastrophe von Zug, 5. Juli 1887, Gutachten der Experten, Zürich, Verlag Vonhofer und Burger 1888.
- Kelts Kerry: Geological and sedimentary evolution of lakes Zurich and Zug, Switzerland. Dissertation ETH 1978.
- Kopp Josef: Die großen Rutschungen von Bethlehem und Chämistal. Zuger Neujahrsblatt 1963
- Die urzeitlichen Schwankungen des Zugersees im Lichte seiner Standlinien. Zuger Neujahrsblatt 1949, S. 17 ff.
- Lang H. J.: Katastrophengebiete Zug, Beurteilung der Senkungsmessungen, Bericht des Instituts für Grundbau- und Bodenmechanik an der ETH Zürich, Nr. 1468/3
- Bendel Louis: Baugrund der Badanstalt Seelikon Zug, undatiertes Gutachten von ca. 1948
- Baugrunduntersuchung beim sogenannten Katastrophengebiete in Zug, Bericht vom Januar 1959
- Schindler Conrad M.: Ingenieurgeologie in der Schweiz – Ursprung und Entwicklungsmöglichkeiten. ETH-Bulletin Nr. 183, Januar 1984
- Schnitter Gerold: Vorstadtstraße – Zug, Beurteilung der Baugrundverhältnisse. Untersuchungsbericht der Versuchsanstalt für Wasserbau und Erdbau an der ETH vom 16. November 1960 (VAWE 1468/1)
- Speck Josef: Erdgeschichtliches Werden, Das Buch vom Lande Zug, S. 17 ff.
- Staub W.: Strandzonenverschiebung am Zugersee und ihr Verhältnis zu den Pfahlbauten, Zuger Neujahrsblatt 1933, S. 45 ff.
- Utinger-Speck Albert: Die freiwillige Feuerwehr der Stadt Zug an der Vorstadtkatastrophe vom 5. Juli 1887. Zuger Neujahrsblatt 1913
- von Moos Armin: Setzungsmessungen 1887–1944 und Baugrund im Rutschgebiet von Zug; Eclogae geologicae helvetiae, Bd. 41, Nr. 1, 1948
- Weber A.: Erd-Einbrüche am Zugersee. Neue Zuger Zeitung 1887, Nr. 57–62 sowie 67
- Anonymus: Seeabgrabung 1592 durch Knopflin Jost, Abschrift aus einer zeitgenössischen Urkunde (Stadtbibliothek Zug), (Manuskript von Dr. W. Spillmann)
- Anonymus: Reglement über die Vornahme periodischer Kontrollmaßnahmen beim Regierungsgebäude und im Rekonstruktionsgebiet bei der Vorstadt in Zug. Quelle: Rechenschaftsbericht des Regierungsrates des Kantons Zug an den Kantonsrat über das Amtsjahr 1893, S. 32 ff.
- Anonymus: Kollaudationsprotokoll betr. die Wiederherstellungs- und Sicherungsarbeiten in der Vorstadt Zug vom 5. Februar 1891. Quelle: I. Hildebrand, Gesetzgebung des Kantons Zug, Bd. I, S. 286 ff.



Zu den Anziehungspunkten des Zuger Alpenquais gehörte während Jahrzehnten das beim Rondell unterhalb des Hirschparkes aufgestellte Alpenpanorama. Unzählige Spaziergänger und Besucher verglichen bei schönem Wetter Wirklichkeit und Abbild; bei trüber oder gar schlechter Witterung tröstete das Panorama über die entgangene Aussicht hinweg. Zwar werden viele den Namen des Erbauers Xaver Imfeld gelesen haben, aber nur wenigen dürfte er etwas bedeutet haben. Ebenso deutlich war dem Betrachter, daß die Entstehung

des Panoramas schon Jahre zurückliegen mußte, denn vor allem seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges begann sich das Weichbild der Stadt Zug stark zu verändern.

Der 1986 verstorbene Geograph und Kartograph Eduard Imhof bezeichnete Xaver Imfeld als den «bedeutendsten topographischen Gebirgsdarsteller des 19. Jh. in der Schweiz». Ein berühmter Zeit- und Berufsgenosse Imfelds, ETH-Professor Albert Heim, verfaßte folgende Würdigung über Imfeld und sein Werk:

«Er stellte die Natur seiner geliebten Berge mit solcher Treffsicherheit, solcher Reinheit und göttlicher Klarheit dar, als wäre er selbst ihr Schöpfer gewesen. In seiner Hand wurden alle Formen verständlich und dadurch

schön, und erst seine Darstellungen führten Tausende zum bewußten Schen, zum Verständnis der Bergwelt. (...) Imfelds topographische Werke beweisen, daß die äußerste Genauigkeit, Meßkunst, und daß Treue und Liebe bis ins Kleinste sich mit genialer Auffassung und Wiedergabe harmonisch verträgt.» (Jahrbuch SAC, 1910)

Xaver Imfeld (1853–1909), in Sarnen geboren, arbeitete nach Abschluß seiner Studien als Ingenieur-Topograph am Polytechnikum (ETH) in Zürich einige Jahre für das Eidgenössische Topographische Bureau (Landestopographie) und eröffnete später in Zürich ein eigenes Ingenieurbüro. Seine 40 Panoramadarstellungen und Alpenzeiger entstanden zwischen 1875 und 1906. Die meisten von ihnen stellen Berglandschaften dar, unter ihnen Mont Blanc, Monte Rosa und Jungfrau; vereinzelt entstanden auch Ortspanoramen, so zu Aarburg, Bern, Freiburg, Luzern, Neuenburg, Schaffhausen, Uster, Zofingen und Zug. Das Zuger Panorama vollendete Imfeld im Jahre 1905.

In Zug lebten um 1900 etwas mehr als 6500 Personen. Seit 1850 hatte sich die Stadtbevölkerung verdoppelt und das Wachstum hielt auch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten an. Ebenso wie viele andere Schweizer Orte profitierte Zug in der Periode vor dem Ersten Weltkrieg vom Fremdenverkehr. Dies mag mit ein Grund für die Schaffung des Panoramas gewesen sein. Zeitgenössische Fremden- und Reisebücher rühmen Zugs zentrale Verkehrslage, die Schönheit der Altstadt und die malerische Landschaft, begrenzt durch den Zugersee und den Zugerberg.

Aus dem Stadtbild des Panoramas ragt der Turm der in den Jahren 1899 bis 1902 neu erbauten St.-Michaels-Kirche hervor. Erkennbar sind auch die Kirche St. Oswald, der Pulver- und der Zyturm sowie am linken Bildrand das Regierungsgebäude. Dem Betrachter zugewendet, erstreckt sich die baumbestandene Quaianlage, die 1891 eingeweiht

worden war. Auf dem Zugerberg sind die Namen der beiden Kuranstalten Schönfels und Felsenegg verzeichnet. Im weiteren findet sich auch ein Hinweis auf die Drahtseilbahn, obwohl diese erst 1907 eröffnet werden konnte. Andererseits gilt es zu beachten, daß es nicht Imfelds Ziel war, Gebäude und Anlagen der Stadt Zug detailliert festzuhalten, sondern für ihn stand das Panorama, das sich dem Besucher vom Zuger Alpenquai her bietet, im Brennpunkt des Interesses.

Christian Raschle

WICHTIGSTE LITERATUR:

- Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs, 45. Jahrgang, Bern 1910.
- Neue Deutsche Biographie, Berlin 1974.
- Brandenburg Rolf: Die Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung des Kantons Zug 1850–1960, Diss. Zürich 1969.

Stolzes Gebäude mit bewegter Geschichte

Wer um 1875 mit der Kutsche entlang des Zugersees in Richtung Arth fuhr, entdeckte «links auf sanft ansteigendem Wiesenplan ein stattliches neues Gebäude, wohl an die 150 Fuß lange».¹ Prospekte jener Zeit zeigen einen breit gelagerten, dreigeschossigen Bau mit erhöhten Risaliten, die Mittelachse durch einen Dreiecksgiebel betont. Auch dem heutigen Touristen mag auf der Fahrt gegen den Gotthard dieser Bau auffallen. Der flüchtige Blick erfaßt zwischen mächtigen Zypressen und Laubbäumen eine vornehme spätklassizistische Architektur. Automatisch denkt man dabei an den Palast eines Adelsgeschlechts, wobei das rostige Zifferblatt der Uhr im Giebfeld wie eine Wappenkartusche erscheinen mag – erste Ankündigung renaissancehafter Repräsentation südlich der Alpen? Die Wenigsten kommen wohl auf die Idee, daß es sich hier um eine über hundertjährige Schule handelt. Eine Schule freilich, deren wechselhafte Geschichte, Jahre der Blüte und des Niederganges, sich tatsächlich wie die Schicksalshistorie einer Dynastie anhört, die einst weltweite Handelsbeziehungen pflegte, dann wieder verarmte und wo auch tragische Unglücksfälle und Wahnsinn nicht fehlten.

Die Entstehung eines Schultyps

Die Idee, Handels- und Sprachschule mit einem Internat zu verbinden, um möglichst umfanglich auf die geistige, seelische und körperliche Entwicklung der Zöglinge einwirken zu können, verwirklichte in der Schweiz wohl erstmals Kaspar Fierz (1777–1814). Der Überlieferung nach war er ein Genie, denn er half schon als Neujähriger seinem Stiefvater beim Unterrichten. Dann wurde er zur Kinderarbeit herangezogen und lernte während dem Spinnen autodidaktisch französisch. Mit vierzehn verdiente er als privater Sprachlehrer seinen Unterhalt. Mit etwa dreißig hatte er sein Ziel erreicht; er eröffnete eine Privatschule mit Internat. Kaspar Fierz erlebte offensichtlich keine Kindheit, und er wird kaum für Verspieltheit oder ausgelassene Streiche seiner Zöglinge Verständnis gehabt haben. Vielleicht wird aus dem Schicksal einzelner die strenge Zucht der Internate des 19. Jahrhun-

derts verständlicher. Der Unterrichtsplan war damals schon erstaunlich vielfältig. Der eigentliche Gründer einer Handelsschule war in Berlin Julius Hecker (1707–1768). Er führte Manufaktur-, Ökonomie- und Buchhaltungsklassen, sowie Architektur- und Bergwerksklassen ein. Der Ablauf des Unterrichts und auch der Ablauf der Freizeit im Internat lief nach strengsten Regeln ab.

Die spartanische Erziehung zukünftiger Handelsherren

Ohne eine Geschichte der frühen Handels-Privatschulen anstreben zu wollen, sei noch ein typisches Institut mit der straffen Disziplin des 19. Jahrhunderts genannt. Johann Emil Ryffel (1807–1875) kam aus England und führte 1833–1850 in Meilen für englische Zöglinge eine Sprach- und Handelsschule mit Internat. Seine Zöglinge lernten auch reiten, fechten, schwimmen usw. In den Unterrichtsräumen standen Stehpulte, denn eine gerade Körperhaltung mußte immer, auch während Übungen der Buchhaltung, eingehalten werden. Kleine Schülergruppen garantierten die stete Beobachtung des einzelnen. Spezielle Tanzkurse machten mit Gesellschafts- und Anstandsregeln vertraut. Auf die Beherrschung der Etiketten und Rangstellungen wurde gerade so Wert gelegt wie auf Selbstdisziplin und Standesbewußtsein. Typisch hierfür war die Sorge, «daß die Zöglinge auf keinen Fall mit den Dienstboten in Berührung kommen».²

Das Ideal der Gleichheit

Zeitgenossen von Ryffel waren Giuseppe Curti (1809–1895) und Alois Hegglin (1811–1874). Beide gründeten in den dreißiger Jahren das Katholische Handels-Institut in Menzingen. Neben den obligaten Handels- und Sprachfächern wurde Physik, Gesundheitslehre, Technologie, Haus- und Landwirtschaft vorgetragen. 1837 lehrte der Architekt Vignatti Architekturzeichnen. Anstandslehre, Turnen, Schwimmen und Schießübungen rundeten das vielfältige Programm ab. Curti und Hegglin hatten sicher von der Ryffel-Schule gehört, vielleicht von dort auch gewisse Anregungen gesammelt, aber sie waren zugleich auf ein eigenes unver-



Zeitgenössisches Aquarell
der ehemaligen Institutsliegenschaft
noch vor dem Bau der Gotthardbahn 1897

wechselbares Profil bedacht. Sie unterrichteten nach der Methode Jacotots, «welche bei den Schülern Heiterkeit und Anteilnahme» erweckte.³ Diese Methode ist für die Eigenart der Schule äußerst aufschlußreich. Joseph Jacotot (1770–1840) war 1815, während Napoleons «Herrschaft der hundert Tage» Abgeordneter. Von der Gleichheit aller Menschen war er so überzeugt, daß er meinte, jeder könne bei genügender Geduld ein Genie werden.

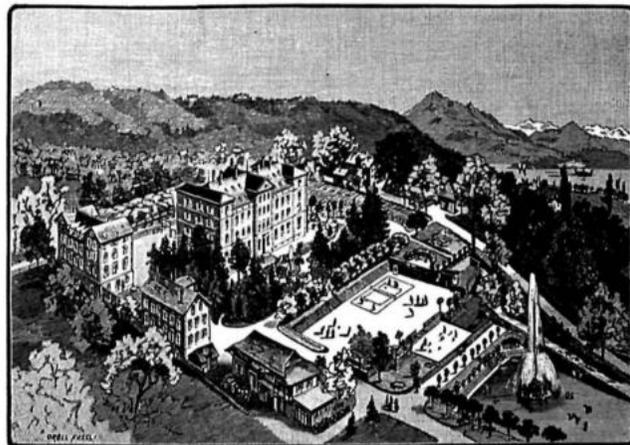
Der Mensch könne alles, wenn er nur den Willen dazu habe. Die Schule stärkte also vor allem den Willen des Schülers. Schwere Themen lernte er zunächst auswendig und memorierte den Text so lange, bis er über das Auswendiggelernte nachdenken konnte. Anschließend böte sich die mannigfaltige Anwendung des angeeigneten Stoffes an.⁴ Jacotots Geist in der katholischen Schule von Menzingen weckte Mißtrauen seitens der konservativen Kreise. Vergessen wir nicht, daß es die unruhigen Jahre zwischen Restauration und Bürgerkrieg waren. Man warf vor allem Hegglin «liberale Tendenzen» vor.⁵ Pikant an der Sache war, daß Hegglin als

Geistlicher die Sorge um eine «solide, echt christliche Erziehung» immer wieder betonte.

Johann Baptist Staub gründet Neu-Frauenstein

Als Geistlicher konnte Hegglin in Menzingen vielleicht doch zu wenig frei schalten und walten. Die durch Kritiken erschwerte Arbeit führte auch zu Spannungen zwischen ihm und Curti. Giuseppe Curti fand einen Ausweg, indem er in Cureglia ein eigenes Collegium eröffnete. Hegglin erhielt 1861 eine neue, wohl ruhigere Aufgabe als Professor der Klosterschule in Disentis. Die Leitung des Instituts übergab er seinem Verwandten Johann Baptist Staub (1833–1879). Mit Staub begegnen wir einer äußerst seltsamen und eigenwilligen Erzieherpersönlichkeit. Als Sohn eines Arztes besuchte er die medizinischen Fakultäten von Zürich, Würzburg und Prag. 1857 heiratete er Agathe Hotz und von 1858 an führte er die väterliche Praxis in Menzingen. Die Tätigkeit des Landarztes befriedigte ihn nicht. Als nach kaum vierjähriger Ehe seine Frau starb, stürzte er sich mit großem Ehrgeiz in den neuen Wirkungskreis. Aber Menzingen erschien ihm, besonders angesichts der gesammelten Erfahrungen Hegglins, zu eng. 1862 verlegte er das Handels-Institut nach Zug. Hier fand er bald die gemieteten Räume ungenügend – der Bauplan eines großen Schulpalastes reifte. Nach der Vermählung mit

Vogelperspektive des Institutsgeländes.
Aus einem Prospekt von J. Staub.

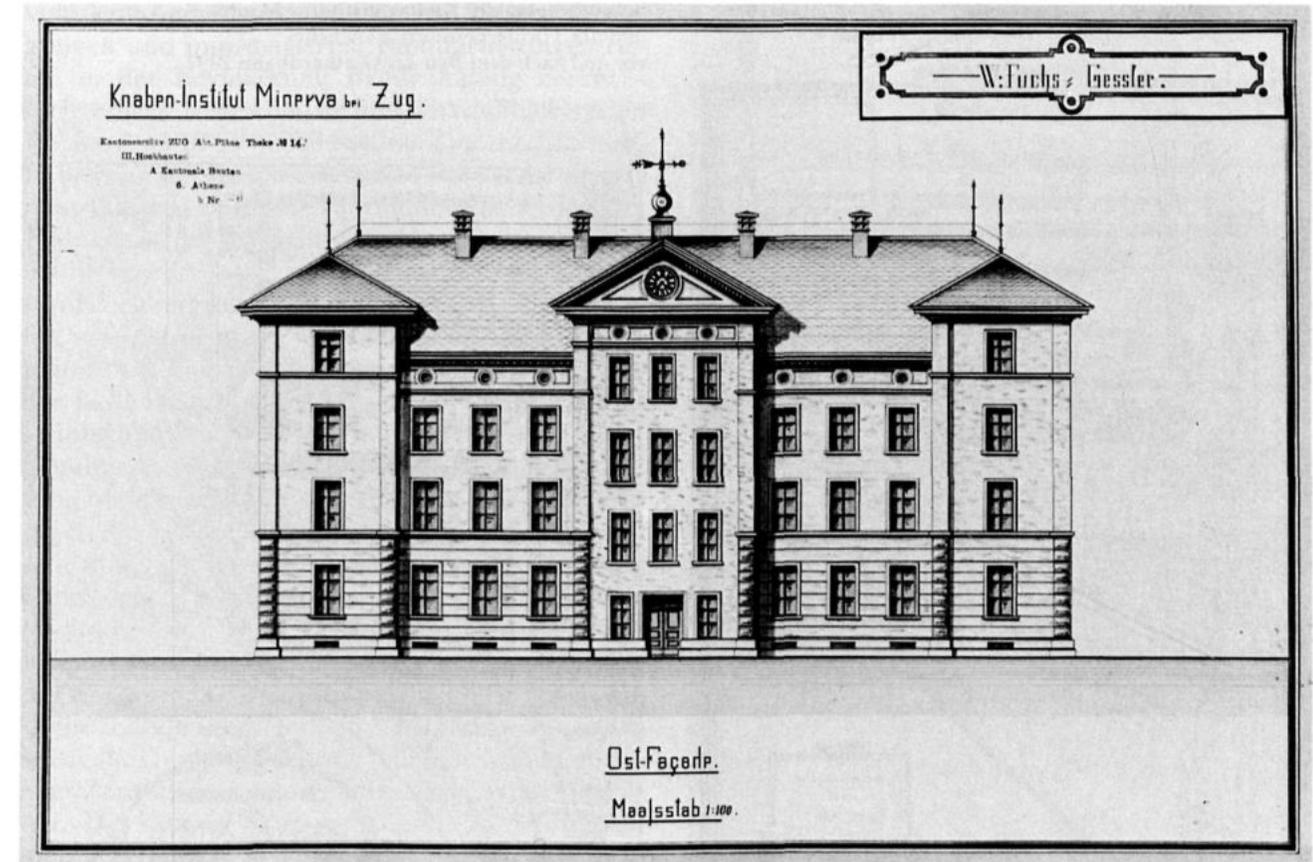


der Mailänderin Adelina Mazzuchetti 1868, konnte er seine vorwiegend aus Italien stammende Schülerzahl vergrößern. 1869 erwarb er ein großes Grundstück südlich der Stadt. 1869/70 entstand der Schulpalast, ein Muster der damaligen Schulbaubestrebungen. Deutlich zeigt sich, daß Staub nicht vorsichtig Schritt für Schritt sein Institut aufbaute. Er handelte impulsiv, scheute keine Opfer und war gewillt – wie wir es noch sehen werden, seine ganze Familie zu verschulden. Nicht ohne Pathos stellte er fest: «Das Streben, die Zustände in unserem Schul- und Familienleben immer vollkommener zu gestalten, arbeitet lebendig und mächtig in mir.»⁶ Der große, spätklassizistische Bau konnte 1870 bezogen werden. 1872 folgte die Turnhalle mit Nebengebäuden. Zur gleichen Zeit trieb Staub die Umgebungsarbeiten voran; Spielwiesen, Alleen, Park, Zierpflanzungen usw. Sogar ein Bauernhaus mit angebauter Scheune mußte verschwinden, weil es «nahe der Gemarkung etwas unschön ...» war. Zug verdankte dem rückhaltlosen Einsatz eine neue Sehenswürdigkeit.

Ein «Schulmann» plant und baut

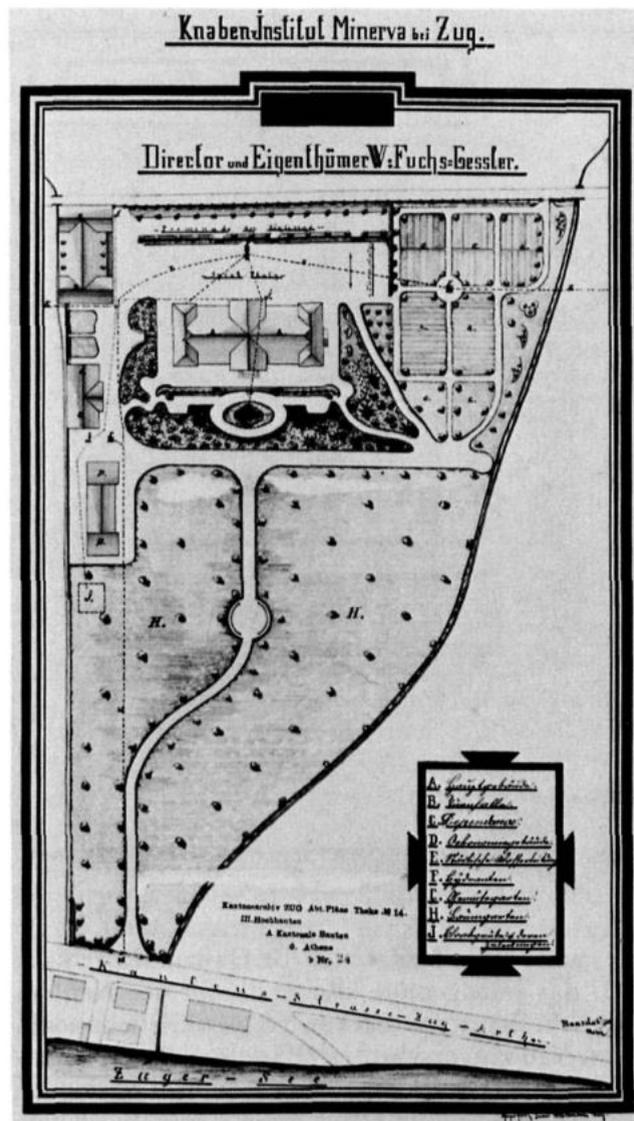
Stolz schrieb die Zuger Zeitung 1869: «Während die schönen Festbauten fürs eidgenössische Schießen für und für verschwinden, haben wir dagegen das Vergnügen recht bald ein anderes imposantes Gebäude entstehen zu sehen. Herr Dr. Staub hat nämlich behufs Unterbringung seines sichtlich blühenden italienischen Handelsinstituts die Ausführung seiner Bauten den Herren Maurermeister Mark in Baar und Zimmermeister Garnin übertragen ... das Werk verspricht eine der schönsten Zierden Zugs zu werden.»⁷ Es wurde immer wieder betont, daß die Schule ganz nach Staubs Plänen errichtet wurde: «Der ehemalige Arzt und nunmehrige Schulmann wurde zum trefflichen Architekten.»⁸ Ein Vorprojekt entstand von Leopold Garnin und die eigentliche Bauführung hatte Paul Trinkler. Die Frage bleibt offen, von wo Staub die fachlichen Kenntnisse hernahm, wenn Garnin nach seinen Ideen das Projekt entwickelte. Denkbar wäre, daß der St. Galler Architekt Gustav Adolf Müller Staub beriet. Müller taucht als «Architekt, St. Gallen» in der Referenzliste des «Internatio-

Ostfassade des Instituts «Minerva».
Aus dem Mappenwerk von J. Blattmann.

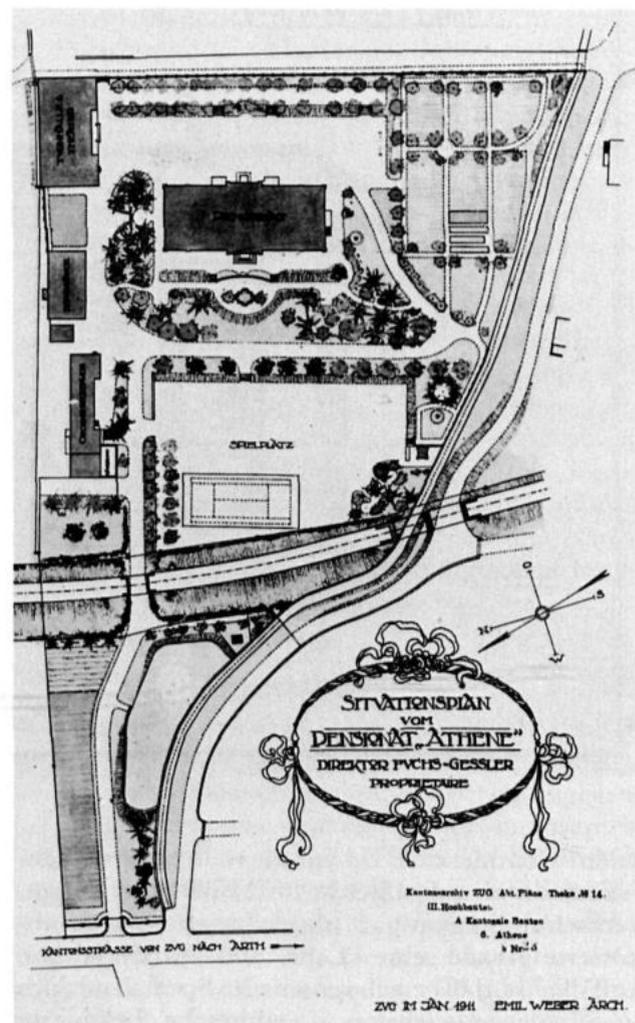


nen Commerziell-Technischen Instituts Neu-Frauenstein» auf. 1869 hatte Müller die Baugewerkschule in Stuttgart abgeschlossen und er absolvierte gerade seine «Lehr- und Wanderjahre». Auffällig ist, daß er sich später zum Spezialisten des Schulbaus entwickelte – zahlreiche prämierte Wettbewerbsprojekte belegen dies. Staub standen damals aber auch schon zahlreiche Veröffentlichungen über den Schulbau zur Verfügung. Die Weltausstellungen förderten die Publikationen von vorbildlichen Schulanlagen – Grund- und Aufrisse, detaillierte Beschreibungen waren meist beigegeben. Als ausgebildeter Arzt beachtete Staub zudem sicher die medizinisch-schulhygienischen Schriften. Zu den bekannten Namen, welche in den 60er Jahren durch spezielle Arbeiten in Erscheinung traten, gehörten: Theodor Becker, Eugen Pappenheim, Max Pettenkofer. In der Schweiz gelangen

wir zunächst wieder nach St. Gallen. Dort kam 1867 das erste genaue «Regulativ für den Neubau von Schulhäusern» heraus. 65 Artikel behandeln darin Neubauvorschriften (Bauplatz, Bauart, Bauteile, Möblierung, Installationen usw.). Bemerkenswert sind schließlich spezielle Broschüren wie «Das Kind und der Schultisch» von Fahrner, Zürich 1865. Ein Schulmann konnte sich also gut und vielseitig auf den Schulbau und damit verbundenen Fragen vorbereiten. Staub stand in seiner Universalität nicht alleine da. Im benachbarten Kanton Luzern wirkte als Reallehrer Joseph Bühlmann. Mit unerhörtem Fleiß sammelte er alle nur erdenklichen Schulbeispiele. 1873 erschien sein Buch «Eine Schulreise in Deutschland – Ein Beitrag zur Kenntnis der Schulzustände der Gegenwart». Die beigegebenen Tafeln zeigen Schulöfen, Bänke usw. Bühlmann war aber auch Verfasser



Situationsplan des Knabeninstituts «Minerva» und des Töchterpensionats «Athene» vor und nach dem Bau der Gotthardbahn 1897.



einer Bauformenlehre und schrieb über Architekten des Altertums und der Renaissance. Gleichfalls ein Mann also, der genau bestimmen konnte, wie eine Schule gebaut werden muß – von der Klassen-Anordnung bis zum Fassadendetail.

Schweizerische Schulzustände um 1870

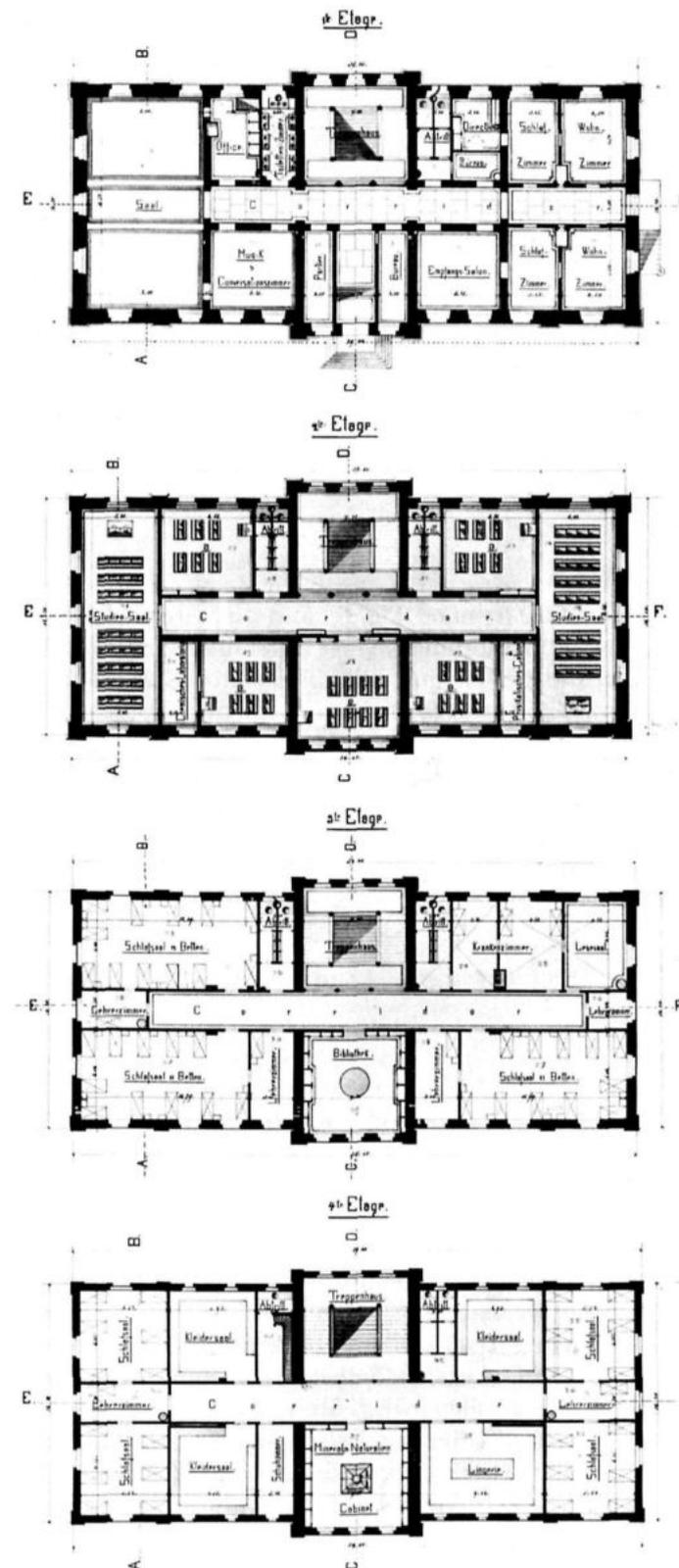
Zur Verdeutlichung, wie hervorragend damals Neu-Frauenstein erschien und welches Wagnis der Aufbau dieses Unternehmens war, seien einige

wirtschaftliche, soziale und politische Situationen geschildert, die das Unterrichtswesen beeinflussten. Die Vollendung des Institutes fiel mit dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zusammen. Die Eltern zögerten, ihre Kinder über eine Landesgrenze zu schicken, auch wenn weder Italien noch die Schweiz direkt vom Krieg betroffen waren. Die Schweiz lag aber an einer heißumkämpften Grenze, und schon am 15. Juli wurden aus allen Kantonen 35000 Mann an die Grenzen

vom Jura und Rhein entsandt. Die Truppenbewegungen und improvisierten Einquartierungen riefen in der Bevölkerung Beunruhigung hervor – nicht zuletzt wegen den da und dort aufflackernden Epidemien. 1870/71 nahmen in Zug die Blatternfälle ein epidemisches Ausmaß an. In den Zuger Amtsblättern wurden Aufrufe zur Isolierung der Kranken und zu hygienischen Vorsichtsmaßregeln veröffentlicht.

Ein Krieg mit solcher Heftigkeit und internationalen Spannungen kam vielleicht überraschend – die politischen und religiösen Spannungen, welche in den Kulturkampf mündeten, waren bei der Grundsteinlegung der Schule schon da. Dies spürte der Schulmann täglich. Die Schweizerische Lehrerzeitung berichtete 1871, wie der Zuger Erziehungsrat gegen die Lehrer Villiger und Ruppli vorging, weil sich ihre rationalistischen Ansichten, ihre Darlegung der Schöpfungsgeschichte nicht mit den «Grundsätzen des Christentums» vereinigen ließen.⁹ Die Qualität des Unterrichts war von Kanton zu Kanton sehr unterschiedlich. Der Schweizerische Lehrerverein erhoffte sich vom Bund Direktiven. Es gab aber genug wütende Stimmen, die eine Zentralisierung irgendwelcher Art verurteilten. Der Tenor «Wer nicht zahlt, befiehlt auch nicht», herrschte. Beispielsweise durften eidgenössische Inspektoren nicht über kantonale gestellt werden, denn «je höher die Inspektoren sind, desto bessere Mittagessen und höhere Taggelder werden

Die von J. Blattmann neu gezeichneten Grundrißpläne des unter Werner Fuchs renovierten Hauses wurden an der Schweizerischen Landesausstellung 1883 in Zürich in einem eindrucklichen Mappenwerk als Musterbeispiel einer modernen Schulbaute gezeigt.



sie erhalten ... und so frißt die schweizerische Schulinspektion einen schönen Teil der Staatseinkünfte weg.»¹⁰ Die Lehrer selbst hatten in manchen Kantonen Hungerlöhne. Zwischen 1867 und 1870 verließen im Tessin 150 Lehrer den Schuldienst wegen ungenügender Besoldung – und sicher nicht die Schlechtesten. Viele Lehrer hielten sich mit zusätzlichen Privatstunden über Wasser und waren überlastet. Gewalttätigkeiten nahmen zu, zum Beispiel in Glarus, wo ein Lehrer einem Mädchen mit der Faust auf den Kopf schlug. Das Mädchen starb einige Tage später.¹¹ Der jährliche Durchschnittslohn eines Lehrers bewegte sich 1870 zwischen Fr. 600.– und Fr. 1000.–.¹² Staub verlangte aber schon 1862 für seine Zöglinge eine Jahrespension von Fr. 800.–. Nach kriegsbedingten Startschwierigkeiten im neuen Haus hatte er 1872 immerhin schon 66 Zöglinge. Auf der andern Seite aber stand eine Verschuldung wegen der hohen Investition. Um die besten und verlässlichsten Lehrer zu bekommen, durfte er auch nicht mit dem Lohn knausern. Zudem zahlte Zug gegenüber den andern Kantonen sehr gut. Ein Primarlehrer bekam 1872 Fr. 1050.– Jahresgehalt und Fr. 150.– für ergänzenden Musikunterricht.¹³ Staub hatte 1872 zehn bis zwölf Lehrer angestellt. Es kam also auf etwa sechs Schüler ein Lehrer.

Schulbetrieb unter Johann Baptist Staub

Der erste Satz eines Prospektes des katholischen Handelsinstitutes Frauenstein lautete 1862, als es sich noch in Mietsräumen befand: «Das Institut macht es sich zur Pflicht, Knaben von 7 bis 14 Jahren nach den Grundsätzen echter Religiosität zu erziehen und ihnen die ausgedehntesten, gründlichsten Kenntnisse beizubringen.»¹⁴ Es wurde erwähnt, daß die Zöglinge «Tag und Nacht unter immerwährender Aufsicht stehen». Auch in der freien Zeit würde man die Knaben durch «nützliche Spiele, Turnen usw. immer beschäftigen» und «... unbedingter Gehorsam, Selbstverläugnung, Selbstbeherrschung sollen früh geübt werden». Im Prospekt um 1870, welcher zur Eröffnung der neuerbauten Schule herauskam, sind die Disziplin-Bestimmungen etwas gemildert. Dort steht, es stünden Lehrer zur Verfügung, welche für die «Erziehung der Ju-

gend Geist und Herz geweiht haben».¹⁵ Dieser Prospekt konnte nun «die Lage, Bauart, Eintheilung und Einrichtung der Gebäude ... treffliche Lehrmittel, Turnlocale, Spiel- und Badeplätze» hervorheben. Die Zöglinge mußten Achtung vor den Vorschriften des Erziehungshauses erweisen ... aber sie würden sich zugleich doch «fern von aller Reglementiersucht bewegen». Zu den Unterrichtsgegenständen gehörten: Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch. Dazu kamen Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, Volkswirtschafts- und Gesundheitslehre, Warenkunde, Freihand- und technisches Zeichnen und Kalligraphie. Es gab außerdem eine Abteilung für Handelsgeschichte und Geographie. Gesang, Schwimmen und Turnen rundeten das vielseitige Programm ab. Im erhaltenen Prospekt um 1870 ist das «halbjährlich voraus zu entrichtende Pensionsgeld» nicht eingetragen. Doch dürfen wir annehmen, daß es wie 1862 den Durchschnittsjahreslohn eines Lehrers übertraf. Dazu mußte der Zögling eine reiche Ausstattung mitbringen, von welcher damals ein Knabe aus dem bürgerlichen Mittelstand nur träumen konnte: Zwei Winter- und Sommerkleidungen, Überzieher, zwei bis drei Paar Schuhe und Stiefel, 12–16 leinene und wollene Hemden, Taschentücher, Strümpfe, Servietten usw. Auch Bettwäsche mußte mitgebracht werden und «ein silbernes Besteck». Es sei in diesem Zusammenhang erinnert, daß damals viele Schüler, auch in ärmeren Stadtquartieren, im Winter der Schule fernblieben, weil ihnen das nötige Schuhwerk fehlte. Pionierhaft war in Neu-Frauenstein, daß die Schüler nach ihren Kenntnissen und ihrer Begabung eingeteilt wurden. Die Schweizerische Lehrerzeitung berichtete 1875: «In jedem der Hauptfächer wurden die Zöglinge nahezu unabhängig in Klassen eingeteilt und bildete mitunter ein einziger Schüler in einem Fache eine Klasse für sich. So kam es, daß zum Beispiel ein sechzehnjähriger Italiener in seiner Muttersprache in die oberste Klasse eingereiht werden konnte, während er im Deutschen und in der Arithmetik mit der untersten, im Französischen mit einer mittleren marschieren mußte.»¹⁶ Es war der Ehrgeiz der Schule, dem Schüler jene Grundlagen zu vermitteln, die ihm den Eintritt ins Polytechnikum ermöglichten.

Die einstigen, westlich der Turnhalle gelegenen Ökonomiegebäude (oben). Die Südseite der ehemaligen Turnhalle (unten)



Der Niedergang von Neu-Frauenstein

Was die Lehrer fühlten, wenn sie mit «Geist und Herz» ihren Schülern das Beste gaben in einer Schule, die sie ihren eigenen Kindern niemals bieten konnten, wissen wir nicht. Ebenso wenig wissen wir, ob sich Staub von sozialen Überlegungen leiten ließ, wenn z. B. die Eltern eines begabten Schü-

lers nicht mehr das nötige Pensionsgeld aufbrachten. Er selbst, aus einer einfachen Landarztfamilie stammend, gab den ganzen Gewinn einzig seinem Unternehmen und machte für sein Institut so lange Schulden, bis das Ende unausweichlich war. 1879 schrieb die Neue Zuger Zeitung: «Sein großer, ihn ruinierender Fehler war, seine Unternehmungen nie nach seinen Mitteln und Kräften zu bemessen

und keinen Rat anzunehmen. Bedenken der Eltern erhoben sich und finanzielle Verlegenheiten kamen. Ein Unglück dem andern folgend, Herz und Seele lähmend, brach auf den rastlos arbeitenden Manne ein. Was seine Freude und sein Stolz war, Neu-Frauenstein, mußte – gedrängt und genötigt von seinen Gläubigern – räumen und verlassen. Das Gesetz stellte ihn in seinen bürgerlichen Ehren ein ... für ihn hatte der Tod allein Trost und Rettung. Eine Tochter erster Ehe trauert an des Vaters Grabhügel.»¹⁷ Es wurde nur angedeutet, welche Familientragödie die wachsende Verschuldung auslöste. Dazu kam, daß die beiden Söhne im fünften und sechsten Lebensjahr starben. Seine Frau Adelina Mazzuchetti galt von da an als gemütskrank.¹⁸

Am 13. August 1879 wurde Neu-Frauenstein von Werner Fuchs-Geßler erworben. Staub verlebte die letzten Tage bis zu seinem Tode am 8. November 1879¹⁹ als gebrochener Mann in geistiger Umnachtung. Die aufopfernde Pflege der schon genannten Tochter Ottilia war wohl der letzte Trost.

Das Schicksal von Frau Adelina Staub-Mazzuchetti

Am offenen Grab bedauerten die Trauerredner das geschäftliche Ungeschick von Johann Baptist Staub, würdigten aber andererseits den genialen, selbstlosen Pädagogen. Selbst die Gläubiger wurden während der Totenandacht milde gestimmt – um so mehr, da die Behörden und ein eigenes Bürger-Konsortium sich für ihre Forderungen einsetzten. Mit der Beerdigung – des an Verzweiflung Gestorbenen – wird das Kapitel Staub für gewöhnlich abgeschlossen. Frau Adelina Staub-Mazzuchetti weiß man als Gemütskranke irgendwo versorgt – also auch hier ein Schlußstrich. Wir wollen aber doch noch einige Zeilen dem Schicksal dieser Frau widmen. Erinnern wir uns, wie Staub nach der Vermählung mit seiner zweiten Frau den Bau seines Institutes begann. Diese Frau kam aus Mailand, brachte ihr Vermögen – zwanzigtausend Franken – in die Ehe und vertraute nicht nur bedingungslos dem Unternehmen ihres Mannes, sie nahm bestimmt auch größten Anteil am Aufbau des Instituts. Sie spielte also in der Gründungsge-

schichte von Neu-Frauenstein eine wichtige Rolle. Ihre Familie vermittelte auch Zöglinge aus Italien. Da ein durchschnittlicher Schulbau Fr. 50 000.– kostete²⁰, mußte Staub von Anfang an weitere Kredite aufnehmen. Dazu gab Staubs Schwiegervater noch Fr. 6000.– zur Möblierung des Hauses. Schon im Januar 1875 zeigte sich, daß Staub niemals fähig sein würde, die Schuldenlast abzutragen. Es mußte «sämtliche Inventur und Fahrhabe im Neu-Frauenstein» zum Werte von Fr. 98 000.– der Sparkassa Zug verpfändet werden.²¹ Von nun an konnte man den Zusammenbruch des Unternehmens voraussehen. Bis 1879 nahmen die Schulden noch zu – selbst Arztrechnungen blieben unbeglichen und Tagelöhner wurden nicht ausbezahlt (ausstehende Lidlöhne).²² So gehörte schließlich nicht nur das Institut zur «Fallimentsmasse», sondern auch das ganze Familienverögen, also auch die von Frau Staub-Mazzuchetti eingebrachten «Weibermittel» – um bei der damaligen Gerichtssprache zu bleiben. Februar 1879 schrieb das Zuger Amtsblatt für die Gläubiger Neu-Frauenstein aus, zudem Haus und Hof bei St. Michael und Haus und Hof in der Bützen, Stadtgemeinde Zug. Um diesen Zugriff auf das gesamte Vermögen zu verhindern, erhob Frau Staub mit Hilfe der Tochter Ottilia aus erster Ehe, Einspruch. Die Frauen hofften, wenigstens einen Teil der einst eingebrachten «Weibermittel» den Gläubigern entreißen zu können. Der einst vermögenden Bürgerstochter drohte die völlige Mittellosigkeit. Diese Armut wog damals doppelt schwer, weil die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts mit Sozialfällen kaum Mitleid hatte. Eine Frau «ohne Geburt und Besitz» wurde gemieden. Eine Verarmung wurde eventuell bei einem Adeligen geduldet, eine Soirée empfing ihn weiterhin, wenn sie zugleich über Liebschaften, Glücksspiel und Duelle munkeln konnte. Der einst geachtete Schulmann Staub aber wurde nun selbst von seinen «ehemaligen Freunden ... zum Verbrecher gestempelt». Die Familie hatte ihre «Ehre» verloren.²³ Aus diesem Blickwinkel waren Tod und Wahnsinn nach einem selbstverschuldeten Bankrott eine standesgemäße Lösung. Für die Frau galt: mitgefangen, mitgegangen. Das Gericht zeigte deshalb keinerlei Erbarmen. Es stellte fest, daß mit Ausnahme von Schmuck und Kleidern alles in die Fallimentssum-

me gehöre. Denn laut § 33 ist «... der Ehemann befügt, über die der Frau zugehörige Fahrhabe frei zu verfügen ...». Außerdem vollzogen sich die Pfändungen des vereinten Ehegutes unter dem Mitwissen der Frau. Das «klägerische Rechtsbegehren» der Frauen wurde abgewiesen.²⁴ Im Dezember 1879 verkündete das Amtsblatt, daß die Witwe Adelina Staub, geb. Mazzuchetti, und Fräulein Ottilia Staub «den Nichtantritt des Nachlasses ihres im verflorbenen Monat in Zug verstorbenen Gatten und Vaters» erklärt haben.²⁵

16 Jahre Minerva

Werner Fuchs-Geßler (1842–1921) war zunächst bemüht, das Institut im Sinne Staubs weiterzuführen. Während den unsicheren Tagen der Handänderung leitete Professor G. Mariani die Schule. Fuchs konzentrierte sich als neuer Besitzer des Instituts auf die kaufmännischen Probleme. Meinungs-differenzen mit Mariani führten zur Berufung von Professor Kunz als Rektor. Eine besondere Rolle spielte auch die Frau von Fuchs als tatkräftige «Mutter» des Hauses. Fuchs gab dem Institut einen mehr internationalen Charakter, während es ja früher primär von Italienern besucht wurde. 1882 führte er den Namen «Erziehungs- und Erziehungsanstalt Minerva» ein. Spätestens von da an war ein neuer Führungsstil bemerkbar, auch wenn die Leistungsklassen, eine Einteilung der Schüler nach ihren Fähigkeiten, beibehalten wurde. Nach außen veränderte sich gleichfalls manches Detail. An Stelle der gewundenen Wege und romantischen Wiesenplätze westlich des Hauses trat ein durchgehender Obstbaumgarten und südlich des Hauses ein Gemüsegarten. Die Raumeinteilung des Hauptgebäudes erfuhr keine Veränderung. Fuchs konnte aber ein Wasserleitungsnetz installieren lassen. Im Keller standen nun den Schülern Bäder mit kaltem und warmem Wasser zur Verfügung. Die Pläne (Ansichten, Grundrisse, Schnitte) des renovierten Hauses, der Turnhalle und der Dependenzen wurden von Ing. Jean Blattmann neu gezeichnet und in einer schönen Mappe bei der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich, 1883, präsentiert. Schließlich sollte der 50. Geburtstag des Hausherrn nicht spurlos vorübergehen. Am 11. Juli 1892

wurde feierlich ein großer, neuer Spielplatz eingeweiht. Ihm schloß sich eine Krocket-Wiese an und von dort erreichte man über einige Stufen den neuen Teich mit Springbrunnen. Schmerzlich empfanden es aber die älteren Schüler, daß sie zur gleichen Zeit ihre Einzelzimmer verloren – zur «besseren Überwachung!» Überdies wurden die Pensionspreise erhöht.²⁶ Fuchs konnte sich der neuen Garten- und Parkanlage nur kurze Zeit erfreuen. Schon zwei Jahre nach der Fertigstellung liefen Vermessungsbeamte der Nordostbahn quer durch sein Gelände. Trotz heftigster Proteste wurde zwischen Spielplatz und Teich ein Eisenbahndamm aufgeschüttet, über welchen 1897 der erste Zug dampfte. Interne Schwierigkeiten mit neuen Lehrern, nicht zuletzt aber die neue Aussicht auf die Bahnanlage bewogen Fuchs im Herbst 1898 das Institut zu schließen.

Der Alltag im Institut Minerva

Die erhaltenen Jahresberichte und Reglemente dieses Instituts erlauben einen guten Einblick, wie der Zögling seine Zeit verbrachte. Nach vergleichenden Angaben kann man vermuten, daß Fuchs gegenüber Staub die Zügel noch straffer zog. Schon 1882, als er dem Institut den neuen Namen gab, ließ er ein «Regulativ über Stellung und Pflichten eines Lehrers» drucken. In 75 Paragraphen wurde jedes Detail festgelegt – dazu ergänzende 24 Paragraphen über Führung und Korrektur der Hefte. Immer wieder kamen die Schlagworte «Ausdauer», «Reinlichkeit» und «Ordnung» vor. Einige Kostproben: § 37 g) «Kreide, Schwamm, Zirkel, überhaupt alle Gegenstände haben ihre bestimmten Plätze», § 43) «Im Studium muß absolutes Silenzium herrschen und allem, was dasselbe stören könnte, vorgebeugt werden; so dem gegenseitigen Fragen, Verlassen der Plätze, Öffnen der Pulte.» § 58) «Damit dem Schüler die Strafe gefährlich erscheint, muß dieselbe auf sein Conto geschrieben werden und hinter einer gewissen Zahl von Fällen muß sich ihm eine schlimme Perspektive eröffnen.» (Körperliche Strafen waren verboten.) Der Tag begann im Sommer um 5 Uhr 30, im Winter wurde um 6 Uhr aufgestanden. Das Schlafenge-



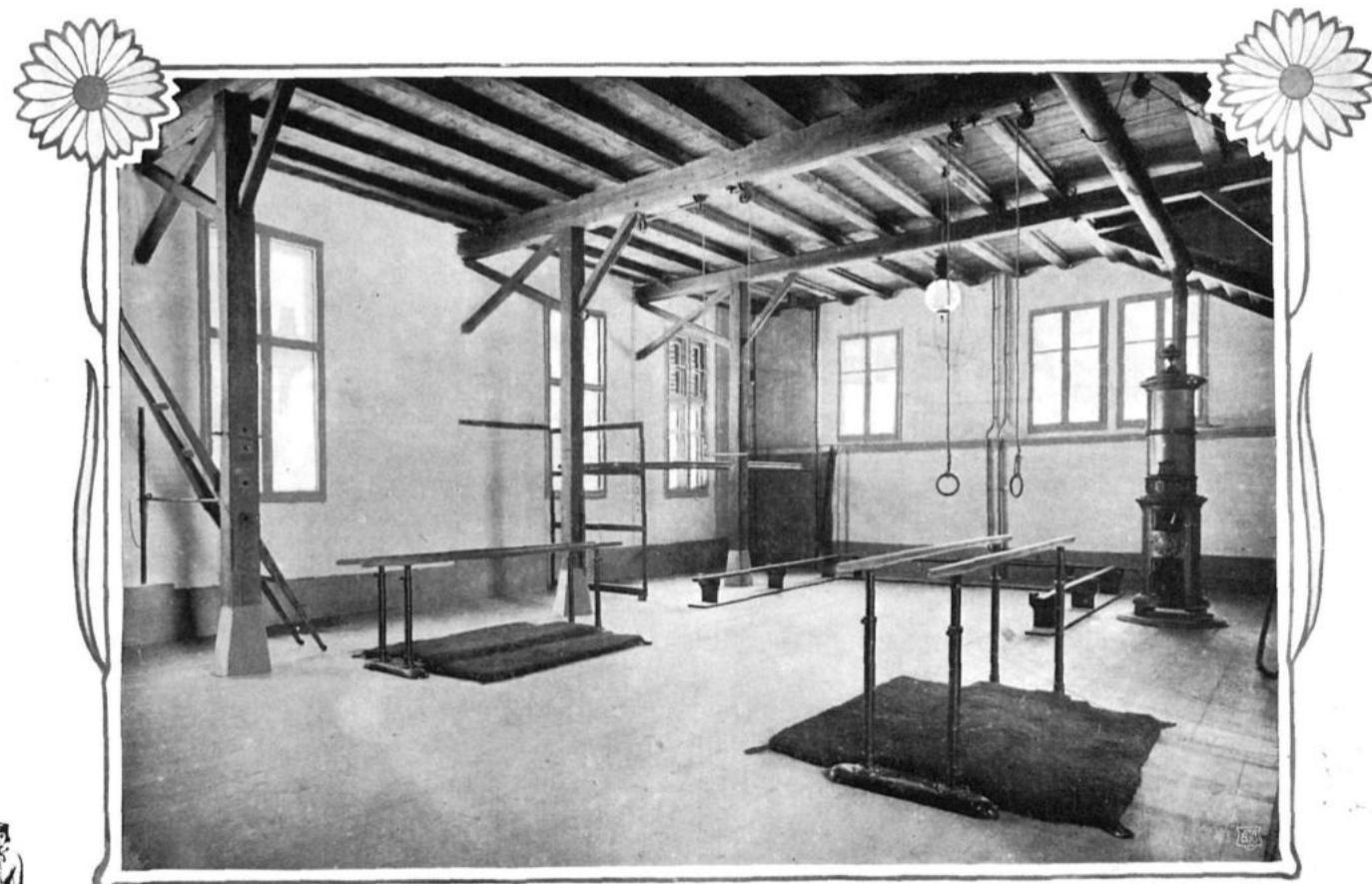
Nach dem Deutsch-französischen Krieg 1870/71 erlebte der Turnunterricht im Sinne eines «militärischen Vorunterrichts» eine erste Blüte. Rechts der Turnsaal des Instituts und Exerzieranleitungen für Turner und Schüler. Mädchenturnen galt als exklusives Angebot des fortschrittlichen Pensionats «Athene».

hen mußte sich nach § 17 um 9 Uhr innerhalb von 10 Minuten vollziehen. Der Lehrer löschte das Licht im Schlafsaal und nach § 19 war auch «das leiseste Geflüster ... sofort zu ahnden». Der Lehrer hatte in der Nacht «mit dem Lichte in der Hand die Runde durch die Schlafsäle» zu machen. Spaziergänge hatten militärischen Charakter: § 26 a) Antreten; b) Appell; c) Revue der Kleidung; d) Paarweises Marschieren ... Punkt k) verordnete einen Bericht des Lehrers über den Ablauf des Spazierganges an die Direktion.

Schulturnen

Eine große Bedeutung wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem Schulturnen beigemessen. Neu-Frauenstein, bzw. Minerva spielten mit ihrem Turnsaal und den Spielwiesen eine pionierhafte Rolle. Dieses Kapitel sei hervorgehoben, weil es zugleich sehr gut die Disziplin des damaligen Schulbetriebes spiegelt. Wenn wir das strenge Regiment von Fuchs beobachten und um 1880 sogar eine Verschärfung der Disziplin-Regeln sehen, so lag das durchaus nicht in der alleinigen Laune dieses Schulmannes. Während einer Versammlung des Schweizerischen Turnlehrervereins 1883 in Bern forderte der Referent Gelzer eine Revision der eidgenössischen Turnschule, damit die Übungen in Form und Kommando dem Militärischen näher kommen.²⁷ Als Staub sein neues Institut mit Turnsaal eröffnete, erlebte der Turnunterricht neue Impulse. Man war überzeugt, daß Deutschland 1871 wegen der besseren Turnausbildung der

Jugend über Frankreich siegte. Die Schweizerische Turnzeitung schrieb 1871: «Der letzte Krieg hat ... gelehrt, daß Körperbildung gepaart mit Geistesbildung einem Krigsheere Größe und Siegesgewißheit verschaffen.»²⁸ 1883 beklagte die gleiche Zeitung, daß in etlichen Kantonen noch immer 50 Prozent der Schüler ohne Turnunterricht seien – der Turnunterricht sei als «militärischer Vorunterricht» zu fördern. In diesem Sinne waren die preußischen Turnübungsbüchlein auch in der Schweiz beliebt, zum Beispiel «Das Exerzieren und die Vorposten der Turner und Schüler. Eine Vorbereitung zur Wehrhaftmachung der männlichen Jugend» (Berlin 1861). Der Turnunterricht des Instituts Minerva wurde durch öffentliche Schauturnfeste gekrönt: «Letzten Montag fand im Institut Minerva bei Zug ein kleines Preis- und Schauturnen statt, das sich seitens der zugerischen Bevölkerung einer zahlreichen Beteiligung erfreute. Pünktlich nach Programm marschierte Nachmittags 3 Uhr unter Vorantritt der städtischen Kadetten-Musik ... eine muntere Turnerschar strammen Schrittes durch unsere Hauptstraße ...»²⁹ Zur Ergänzung sei erwähnt, daß 1888 aber auch bereits eine Gegenströmung bemerkbar wurde. Hugo Ganz stellte in seinem Buch «Turnsaal und Exerzierplatz» fest: «Durch eine Übertragung des Exerzierens und Soldatenturnens in die Jugendschule wird der Turnunterricht mechanisiert; jede Mechanisierung des Unterrichts aber ist dem Zwecke der Schule entgegengesetzt, die eine freie Entwicklung des jugendlichen Individuums anstreben soll.»³⁰



Turner.



Rottenführer.



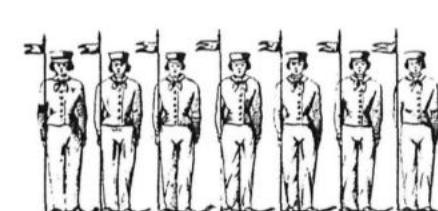
Zugführer.



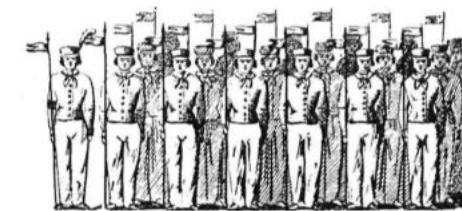
Schaarführer.



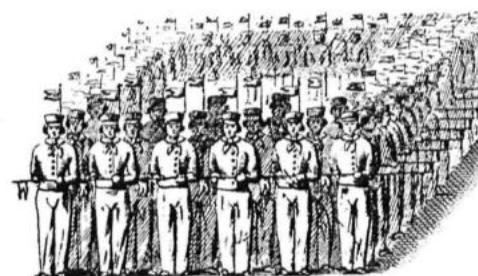
Bannerführer.



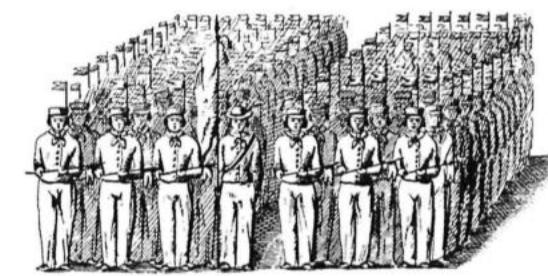
Aufstellung in 1 Gliede.



Aufstellung in 3 Gliedern.



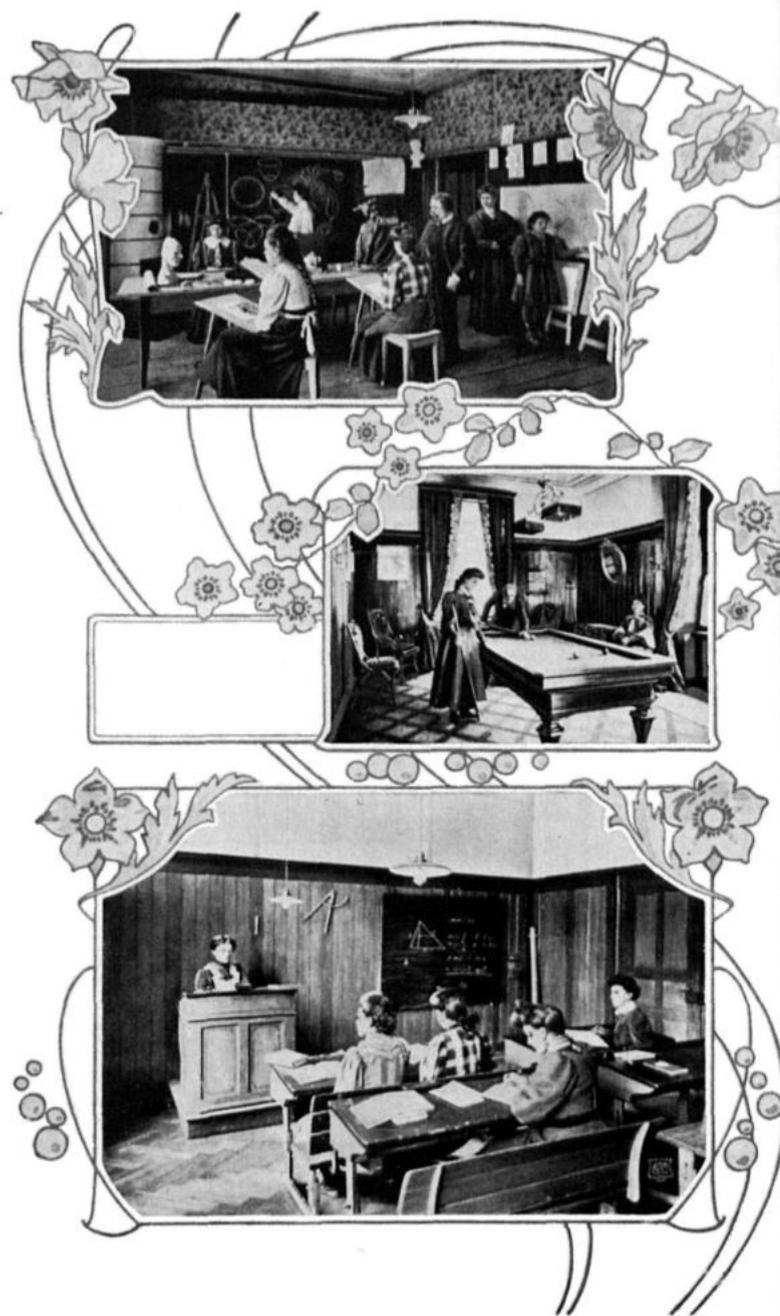
Quarrée.



Colonne nach der Mitte.

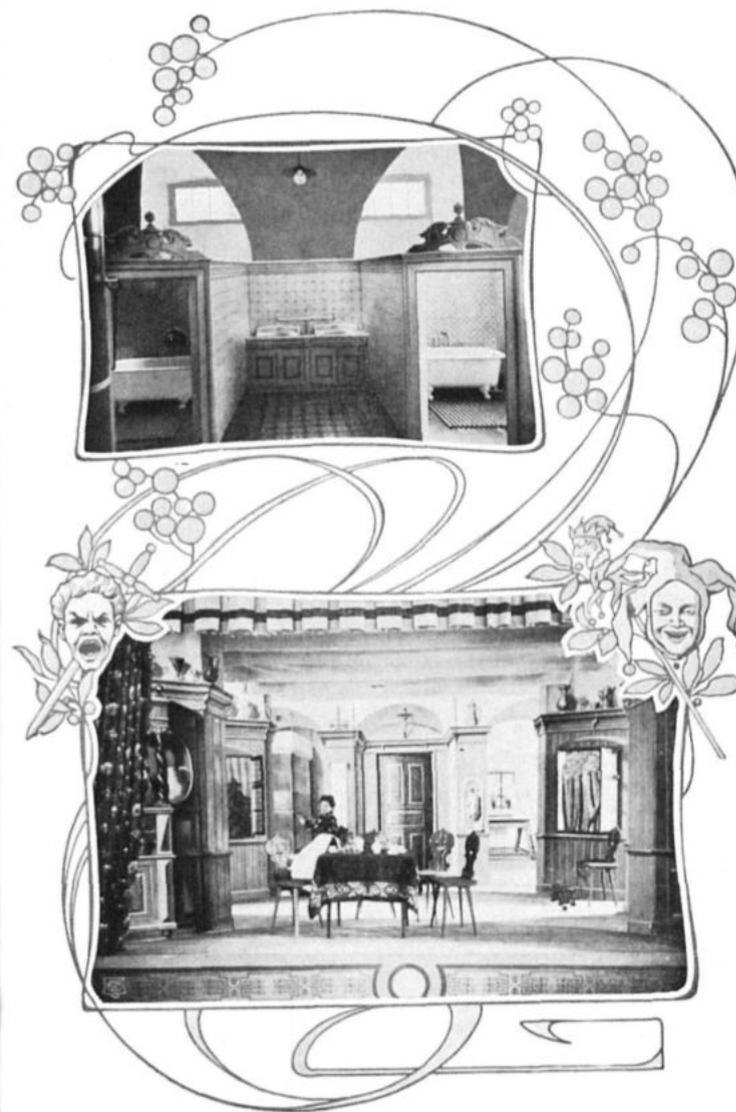


ein. Da es nur mehr rund 20 Zöglinge waren, kam der familiäre Charakter unter der «Hausmutter» Fuchs verstärkt zum Ausdruck. Zwei Gruppen von Mädchen empfahl sich das Institut besonders: Den «Bleichsüchtigen», denen die Großstadt nicht bekam und welche sich hier in ländlicher Umgebung, am Seeufer, auf Wiesen, Tennisplätzen, bei Wintersport und Eislauf usw. kräftigen konnten; den «hervorragend begabten Mädchen», deren Talente

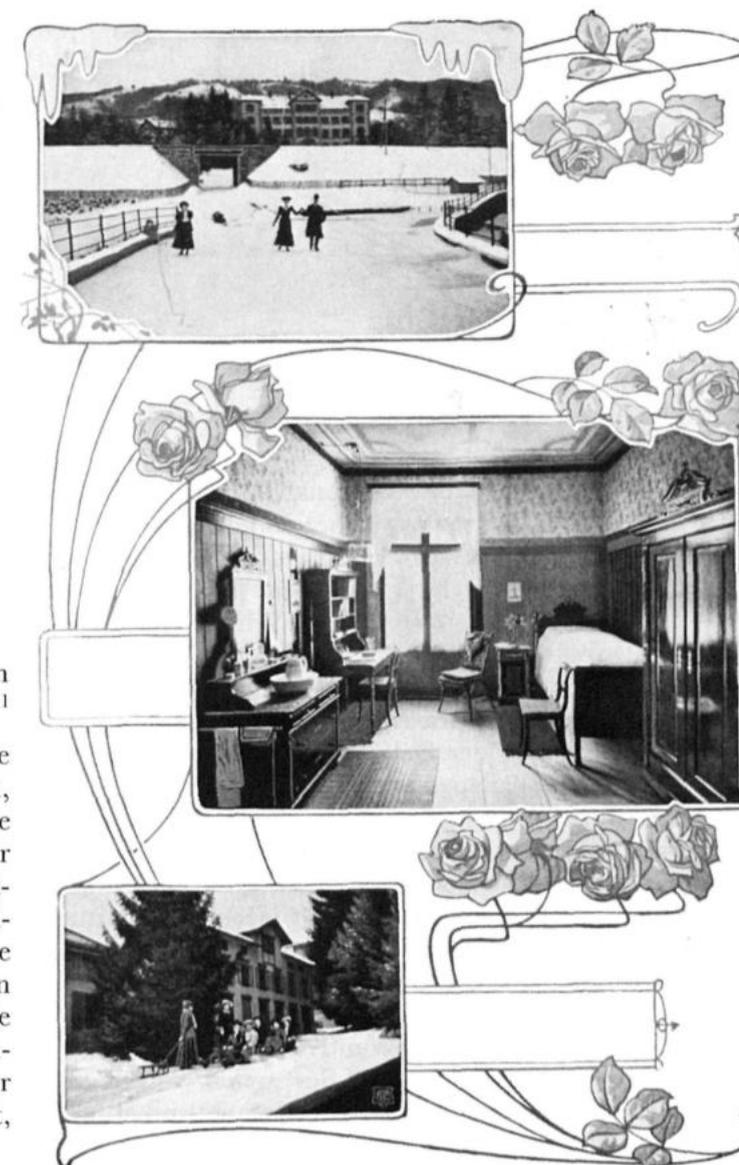


Nach 1900

Von 1898 an lebte die Familie Fuchs zurückgezogen in der Villa «Bethlehem». Zum Verkauf des Instituts konnten sie sich aber nicht entschließen. Mit Dr. Hielscher aus Zürich reifte der Plan eines Mädchengymnasiums und einer internationalen Töchterchule – «Athene» genannt. Noch einmal ließ Fuchs eine Renovation des Hauses durchführen, wobei sicherlich der Geschmack seiner Frau einen großen Einfluß ausübte. Besonders die Empfangszimmer, Musikzimmer und der Speisesaal wurden mit Jugendstildekorationen geschmückt. Dazu kamen Vorhänge, bequeme Bestuhlung, Zimmerpflanzen usw. 1906 zog die erste «Mädchenschar»



wurde immer wieder der Satz zitiert: «Die Liebe ist sittlich auch ohne die Ehe, aber die Ehe ist unsittlich ohne die Liebe.» Wir können uns heute nicht mehr vorstellen, zu welchen Diskussionen allein dieser Ausspruch führte – besonders im Klima einer Erziehungsstätte, in der begüterte Eltern ihre Töchter zur «guten Partie» heranwachsen sehen wollten. Das Ehepaar Fuchs kehrte 1911 dem Erzieherberuf endgültig den Rücken. 1920 zog die Kantonsschule in das nun schon auf eine wechselvolle Geschichte zurückblickende Haus.



durch den individuellen Unterricht besser als in staatlichen Schulen gefördert werden konnten.³¹

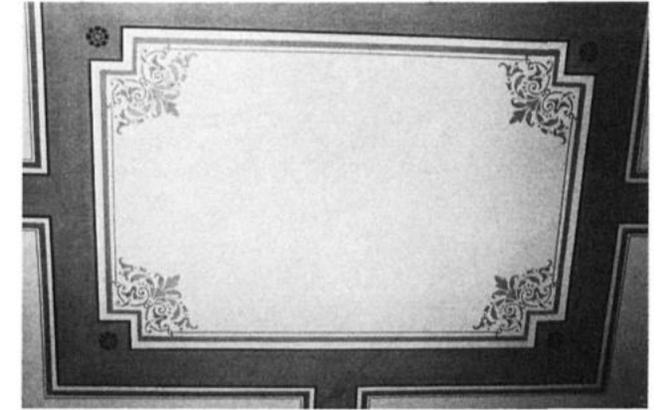
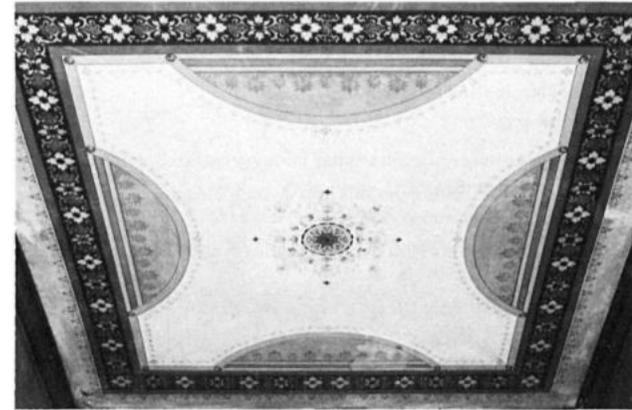
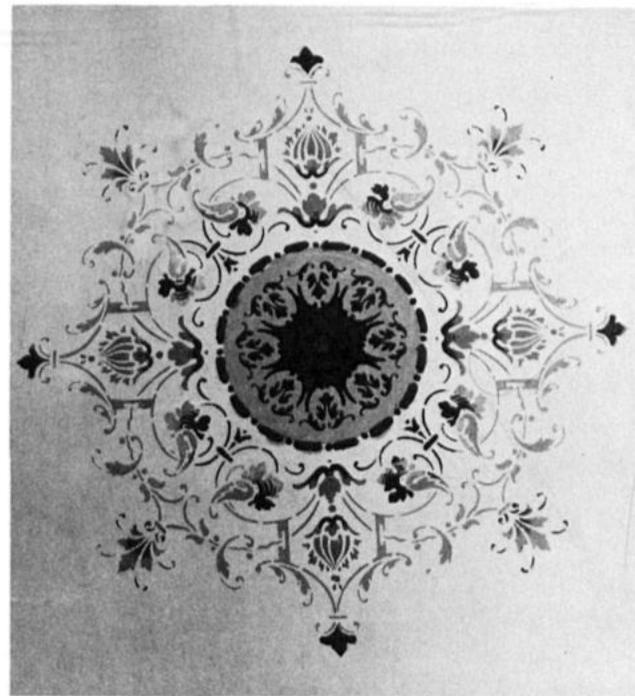
Eine Fotoserie aus jener Zeit zeigt eindrücklich die gepflegte Atmosphäre. Hinter diesen friedlichen, braven Szenen im Garten, am Kaffeetisch waltete jedoch neuerlich ein Reformgeist. Ob das nun über sechzigjährige Direktorenpaar diesen Geist mitvollzog, gar förderte, ist fraglich. Die «Jugendbibel» der Hausmutter, «Chr. Oesers Aesthetische Briefe – Ein Weihegeschenk für deutsche Frauen und Jungfrauen», wurde wohl belächelt. Die Schriften der Schwedin Ellen Key führten eine andere Sprache. Aus dem bekanntesten ihrer Bücher «Liebe und Ehe» – 1904 ins Deutsche übersetzt,



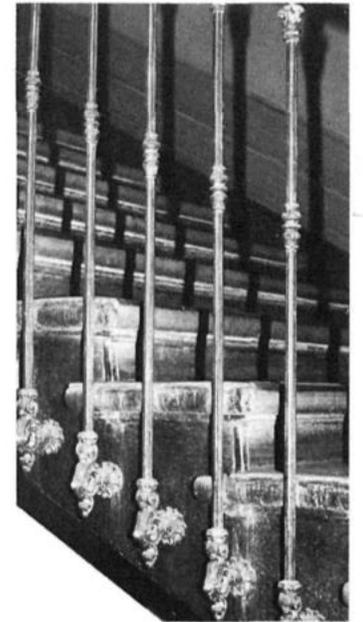
Der heutige Bau

Nachdem auch die Kantonsschule ausgezogen war, diente das Gebäude jahrzehntelang als Depot und Büro verschiedener Institutionen. Dadurch verwahrloste das Haus einerseits – andererseits blieb der Zustand aus dem 19. Jahrhundert weitgehend erhalten. Das heißt, nicht nur in der Außenerscheinung blieb die spätklassizistische, bzw. renaissancehafte Repräsentation erhalten! Im Innenausbau und in der Dekoration können wir heute noch nachvollziehen, wie ein vornehmer «Tempel der Bildung» gestaltet wurde. Ein kurzer Rundgang möge dies veranschaulichen:

Wir betreten die Vorhalle und das großzügig angelegte Treppenhaus. Wände und Decken sind antikisierend mit reicher Schablonenmalerei verziert. Im Südflügel befand sich die Wohnung und das Büro des Direktors mit einem großen Empfangssalon. Auch wenn eine Wand des Empfangssalons herausgerissen wurde, ist der schön eingelegte Parkettboden noch erhalten. Zwischen Empfangs-



Zimmer, Treppenhaus, Gänge, Wände und Decken sind mit reicher, antikisierender und barockisierender Schablonenmalerei im Stil der Zeit dekoriert. Die gußeisernen Beschläge und Geländer stehen in der Tradition des Biedermeier.



salon und Empfangsvorhalle befand sich das Portier- bzw. Anmeldungsbüro. Die mit Kränzchen und Lilien verzierte Jugendstiltapete stammt wohl aus der «Athene-Aera». Gänge und Treppenhaus

sind in jedem Geschoss durch eine gläserne Wand (zart sprossierte Glastüren) getrennt. Die Treppen wirken gleichfalls filigran mit den Gußeisenstäben der Geländer und den schlanken Holzsäulen. In allen Geschossen sind die Vertäfelungen und Türblätter mit Beschlägen in der Tradition des Biedermeiers weitgehend erhalten. Alle erhaltenen Einbauten, Beschläge von Fenstern und Türen zeugen von hoher handwerklicher Qualität und erwiesen

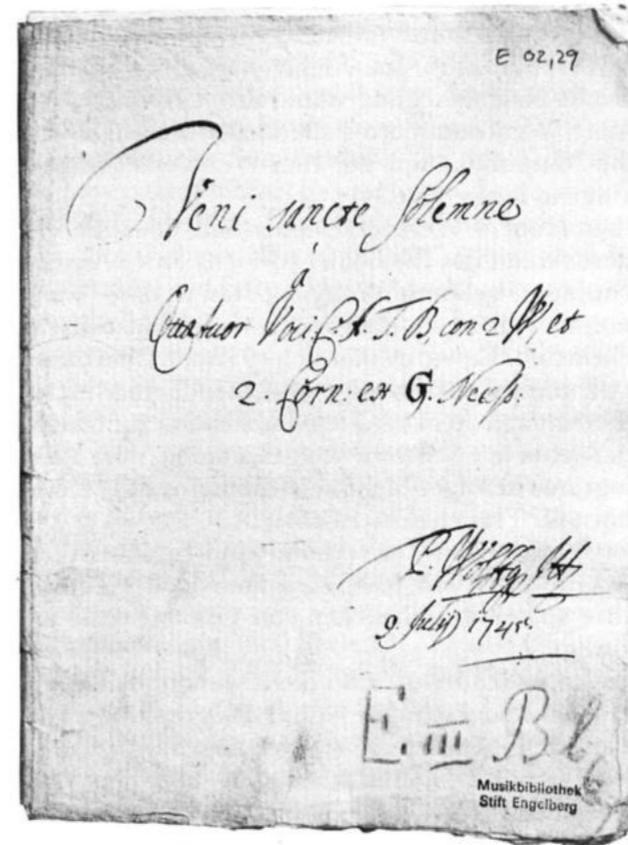


sich über Generationen als unverwüstlich. Wenn wir vom obersten Treppenabsatz nochmals auf die dekorierten Wände und zu den hoch gelegenen Rundfenstern blicken, bestätigt sich der palastartige Eindruck der ganzen Gebäulichkeit. Es lohnt sich auch ein Besuch der vierten Etage, wo sich im Nordflügel eine Wohnung mit alten Tapeten, Deckenmalereien und sogar ein Zylinderofen aus dem 19. Jahrhundert erhalten hat. Die Erhaltung barocker Ausstattungen steht außer Diskussion. Aber wo sind historistische Raumkonzeptionen gesichert? Bei Baugattungen wie Villen oder Schlösser haben historistische Interieurs noch eine gewisse Chance. Schulen waren von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Modernisierungen unterworfen. Sie erfassten nicht nur die sicher notwendigen Installations-Erneuerungen, sondern meist auch die dekorativen Ausstattungen. Erst kürzlich wurde in Schönenwerd die Jugendstil-Ausschmückung einer 1908 erbauten Schule entfernt. Sattes Rot und Grün wich einem modernistischen Violett und Himmelblau. Die Post-Moderne mag ihre gewagten Farbkombinationen kreieren – Historismus und Jugendstil sollen aber ihre typischen Farbgebungen und Dekorationen nicht verlieren.

Othmar Birkner

ANMERKUNGEN

- ¹ Schweizerische Schul-Zeitung, Nr. 40, 5. 10. 1872
- ² E. Tobler, Instituts-Erziehung, 1944, S. 167
- ³ wie ², S. 170
- ⁴ Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, Bd. 3, 1897, S. 73 ff.
- ⁵ Chr. Raschle, Landammann Franz Joseph Hegglin 1810–1861 und die Politik des Kantons Zug 1831–1847, S. 68
- ⁶ R. Weiß, Das neue Heim der zugerischen Kantonsschule, in: Zuger Neujahrs-Blatt, 1921, S. 40
- ⁷ Neue Zuger Zeitung, 24. Jg., (1869), Nr. 65
- ⁸ wie ⁶, S. 39
- ⁹ Schweiz. Lehrer-Zeitung, 16. Jg., (1871), S. 165
- ¹⁰ wie ⁹, 16. Jg., (1871), S. 371
- ¹¹ wie ⁹, 17. Jg., (1872), S. 325
- ¹² wie ⁹, 16. Jg., (1871), S. 139 ff.
- ¹³ wie ⁹, 16. Jg., (1871), S. 389, (Inserat)
- ¹⁴ Prospekt 1862, Stadtbibliothek Zug, ATBq 70
- ¹⁵ Prospekt 1870, Stadtbibliothek Zug, T 2310
- ¹⁶ wie ⁹, 20. Jg., (1875), Nr. 1
- ¹⁷ wie ⁷, 34. Jg., (1879), Nr. 92
- ¹⁸ wie ², S. 176
- ¹⁹ vgl. «Zumbach-Kartei», Stadtbibliothek Zug
- ²⁰ wie ⁹, 27. Jg., (1882), S. 37
- ²¹ Rechenschaftsbericht des Obergerichts des Kantons Zug an den h. Kantonsrath ... vom Jahre 1879, S. 34–35
- ²² Amtsblatt des Kantons Zug, 22. Jg., (1879), S. 365, Kp. 668
- ²³ wie ⁷, 34. Jg., (1879), Nr. 92
- ²⁴ wie ²¹
- ²⁵ wie ²², S. 892, Kp. 1637
- ²⁶ Troisième Rapport de l'Établissement d'Éducation et d'Instruction «Minerva» 1890–93, 1894, S. 9, 14 f.
- ²⁷ wie ⁹, 28. Jg., (1883), Nr. 42
- ²⁸ Schweizerische Turnzeitung 1871, Nr. 6
- ²⁹ Erster Bericht der Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt, Minerva, 1888, S. 11
- ³⁰ wie ²⁸, 1888, Nr. 41
- ³¹ wie ⁶, S. 46



Originales Titelblatt von Itens Hand. – Das feierliche «Veni sancte» in der Besetzung für vierstimmigen Chor, zwei Violinen und zwei obligate Hörner in G beendete Iten am 9. Juli 1745 und signierte mit vollem Namenszug.

Engelberger Musikbibliothek E02, 29. Foto: Christian Lanz, Pfaffhausen

Einleitung

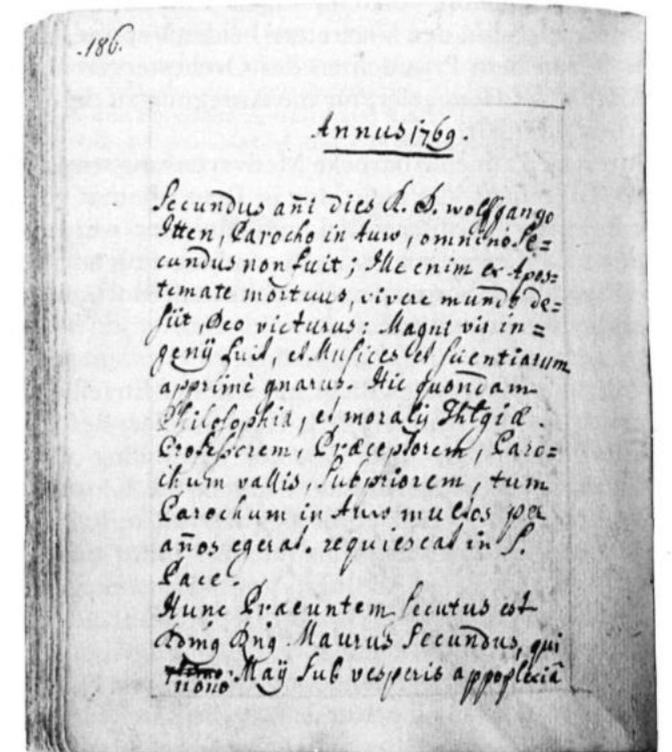
Pater Wolfgang Iten starb am 2. Januar 1769 als Pfarrer von Auw im Freiamt. Das Pfarramt von Auw war das letzte von sehr vielen und verschiedenen Ämtern, die ihm im Laufe seines Lebens durch seine Äbte des Klosters Engelberg aufgetragen wurden. Die Nachricht von seinem Tod im Kapitelbuch des Klosters unterstreicht denn auch seine Vielseitigkeit: Er sei ein Mann von größter Begabung gewesen, außerordentlich bewandert sowohl in der Musik wie in den Wissenschaften; er habe in Engelberg als Professor der Philosophie und der Moral unterrichtet, habe dort als Vorsteher der Schule, Talpfarrer, Subprior und dann eben als Pfarrer in Auw gewirkt.¹

Es ist nicht erstaunlich, daß das Andenken dieses vielbegabten, vielbeschäftigten und auch sehr beliebten Menschen zunächst von seiner Heimat gepflegt wurde. Vom Kloster Engelberg, wo er 1725 als 13jähriger in die Klosterschule eintrat und als Mönch blieb. Und von Ägeri, genauer von Unterägeri, wo er 1712 zur Welt kam und Kindheit und Jugend verbrachte.

Es gibt keine Anzeichen dafür, daß Iten eine Wirkung über seinen klösterlichen Lebenskreis und über die damit verbundenen Ämter und Pflichten hinaus gesucht hätte. Auch als Musiker nicht. Seine weitaus meisten Kompositionen entstanden für den Gottesdienst in Engelberg, einige auch für das Frauenkloster St. Andreas in Sarnen, das dem Abte von Engelberg untersteht, und für das Kloster Einsiedeln, wo ebenfalls Manuskripte von Iten aufbe-

In den Kapitelsakten findet sich zu Beginn des Jahres 1769 die Notiz von Itens Tod. Als Todesursache wird «ex Apostemate» genannt, was soviel wie eine katharrische Erstickung bedeuten könnte.

Stiftsarchiv Engelberg, Codex 193, Actuum Capitularium Tomus IV.^{us}, Seite 186. Foto Christian Lanz, Pfaffhausen



wahrt werden. Gedruckt wurden vom Komponisten Wolfgang Iten keine Werke² und verbreitet offenbar nur im eben umschriebenen Raum zwischen den Klöstern Engelberg, Sarnen und Einsiedeln. Schon daraus wird verständlich, daß der Komponist Wolfgang Iten heute einer breiteren Öffentlichkeit unbekannt sein muß. Doch je mehr man sich mit ihm beschäftigt und sich in sein Lebenswerk vertieft, umso deutlicher und lebendiger er steht vor einem die Biografie eines universell gebildeten Menschen der Barockzeit, eines Musikers, Dichters, Philosophen und Lehrers, der seine vielfältigen Begabungen mit Fleiß in den Dienst seines Priesteramts und mit Humor in den Dienst der Mitmenschen stellte. Die kurze Notiz über Iten im oben zitierten Kapitelbuch wird so mit zunehmender Beschäftigung immer sprechender und anschaulicher.

Eine Frucht dieser Beschäftigung war auch die Übertragung der *Missa brevis Solemnis* und zweier anderer Kompositionen³ Itens in Partitur und die Erstellung des Aufführungsmaterials, so daß diese Werke beim Jubiläum des Orchestervereins und des Kirchenchors von Unterägeri 1987 erklingen können. Ich bin den Vertretern beider Vereine, allen voran dem Präsidenten des Orchestervereins, Doktor Urs Henggeler, für die Anregung zu dieser Arbeit dankbar.

Durch sie kam eine barocke Meßvertonung wieder ans Tageslicht, die nicht nur in Itens Heimat zur Freude der Ausführenden und Zuhörer werden kann, sondern wegen der auch von Laien gut zu bewältigenden Chorpartien ebenfalls andernorts aufgeführt werden dürfte.

Wolfgang Itens erster Biograph war der Engelberger Mönch und spätere Abt Karl Stadler, der 18 Jahre nach Itens Tod in einer Sammlung von Kurzbiographien berühmter Mönche des Klosters Engelberg auch Iten einbezog.⁴ Daran anschließend schrieb dann mehr als hundert Jahre später der Archivar Pater Adalbert Vogel Itens Biographie nieder.⁵ Über den Musiker Iten stammt die erste größere Arbeit ebenfalls von einem Engelberger Mönch, der selbst Komponist war. Pater Franz Huber legte 1914 eine Studie über die Kirchenmusik im Kloster Engelberg vor.⁶ Darin befindet sich

ein Werkverzeichnis mit Itens Kompositionen, das 44 Werke aufzählt. Inzwischen haben sich aber seit meinen Nachforschungen im Jahre 1976 insgesamt 149 (!) Werknummern sicherstellen lassen, so daß eine Neupublikation des Iten-Werkverzeichnisses dringend nötig wäre.⁷

Über Hubers Werkverzeichnis und über die viel ältere Arbeit des Einsiedler Mönchs Pater Anselm Schubiger⁸ gelangte Wolfgang Iten in das – wenn man so will – «internationale» musikhistorische Schrifttum. Er wurde nämlich 1932 von Cherbuliez in die immer noch einzige umfassende aber inzwischen in manchem veraltete Publikation zur Musikgeschichte der Schweiz⁹ aufgenommen, dort allerdings aus heutiger Sicht zu einseitig nur als Komponist für Frauenklöster beurteilt.

Der Dichter Iten – er verfaßte zwei Passionsspiele – wurde 1927 von Josef Hermann Heß und zwei Jahre später ausführlicher von Oskar Eberle gewürdigt.¹⁰

Aus Itens Geburtsort stammen zwei Publikationen zur Familiengeschichte¹¹ und Biographik¹². Der bekannte Historiker Albert Iten faßt darin zusammen, was über die Abstammung und den Wirkungskreis von Pater Wolfgang Iten zu finden war. Natürlich muß in diesen Schriften eine ausführliche Würdigung des Musikers fehlen.

Die neusten Einzelheiten über Itens Leben sammelte der Engelberger Historiker und Stiftsarchivar Pater Gall Heer, der mir sein Manuskript großzügig überließ.¹³

Itens Herkunft

Wolfgang Iten wurde am 18. Dezember 1712 in Ägeri geboren und auf den Namen Vital getauft, während Wolfgang sein späterer Mönchsname sein sollte. Sein Vater war *Johann Franz Iten in der Furen*, später auf der Mühle zu Wilen, von Beruf Fürsprech in Ägeri; seine Mutter hieß *Anna Maria* und war eine geborene *Hasler*, die Schwester des damaligen Pfarrers von Oberägeri, Wolfgang Hasler. Dieser wiederum war Vitals Taufpate und hat zusammen mit den Eltern entscheidenden Einfluß auf die Erziehung und die Berufswahl des begabten Jünglings genommen.

Von Itens Kindheit wissen wir so gut wie nichts. Er muß in einem geordneten ländlichen Milieu aufgewachsen sein, und den gebildeten Eltern dürfte zusammen mit dem Paten eine religiöse Erziehung und gründliche Schulbildung für das Kind eine Selbstverständlichkeit gewesen sein. Dazu kommt, daß sich Ägeri zu jener Zeit kulturell auf ungewöhnlich hohem Niveau befand. Albert Iten berichtet über die Entwicklung Ägeris: «Umso wohlthuender berührt die Zeit religiöser Erneuerung, als dann im Gefolge des Trienter Konzils Geistliche die Seelsorge ausübten, die eine eigentliche Standes- und wissenschaftliche Erziehung mitbrachten, junge Söhne einheimischer Familien, welche die Jesuitenkollegien besucht hatten und nun selbst auch das Schulwesen förderten. 21 solcher Welt- und Ordenspriester umstanden das Grab des bedeutsamen Pfarrers Jakob Nußbaumer (1602–1668), alle aus dem Tal hervorgegangen, als die noch gemeinsame Pfarrei gut 1400 Seelen zählte.»¹⁴

Ein solcher Sohn des Tales war der Priester Jakob Billeter aus Wilägeri, der Sohn des Pfarrersigristen im Dorfe Oberägeri, wo er aufgewachsen war. Billeter wird der eigentliche Schrittmacher gerade für das Dörfchen Wilägeri. Er studiert an den Jesuitenkollegien Freiburg und Solothurn, zieht bereits als junger Priester und Feldprediger mit den Zuger Truppen in den ersten Villmergerkrieg, übernimmt für sechzehn Jahre den Schul- und Organistendienst an der Seite seines väterlichen Freundes Pfarrer Nußbaumer, amtet weiter als Schulmeister, Spielbuchdichter und Komponist an der Lateinschule Altdorf, das ihn gar für ein religiöses Spiel mit einem silbernen Becher beschenkt. Reichlich spät beruft ihn endlich die Heimatgemeinde zu ihrem Pfarrer. Ihm geistesverwandt ist der Mitbürger Heinrich Heinrich im Jesuitenorden, der vor dem bayerischen Hofe ein lateinisch verfaßtes Schauspiel zum besten gibt. Ziemlich gleichzeitig führen den Abtsstab Basilius Iten in Rheinau und Maurus Rinderli in Engelberg.¹⁵

Die kulturelle Blüte wie auch die wirtschaftliche Prosperität im Ägeri jener Zeit erstaunte auswärtige Besucher. So soll sich der Weihbischof von Konstanz 1721, im Jahr der Kirchweihe von Unterägeri, lobend darüber geäußert haben. «Er rühmte nämlich in Zug, er hätte nicht vermeint, daß in die-



Abt Maurus Rinderli (1683–1730). Er stammte ebenfalls von Unterägeri und war mit Itens Taufpate und Onkel, Pfarrer Wolfgang Hasler von Ägeri, befreundet. Als Iten in die Klosterschule von Engelberg eintrat, stand Rinderli dem Konvent vor. Öl auf Leinwand, anonymer Maler, Gastsaal des Klosters Engelberg. Foto Christian Lanz, Pfaffhausen

sem Tal ein solches Gebäu in dieser «klammen armen Zeit» gebaut und seiner Person eine solch ehrenhafte Behandlung widerfahren könnte. Und der Überreiter meinte in einem Stallgespräch, an keinem andern Ort sei dergleichen vorgekommen.»¹⁶

Vital Iten war im Jahr 1714, als die Pfarrei Unterägeri gegründet wurde, ein zweijähriges Kind. (Erst nach dieser Gründung wurde es üblich, die beiden Gemeinden nicht mehr Dorf Ägeri und Wilen, sondern Ober- und Unterägeri zu nennen.¹⁷ Zu jener Zeit war Pfarrer Bernhard Fliegauf (2. Mai 1656 bis 7. Januar 1743), der Gründer der Pfarrei Unterägeri, eine der bestimmenden Persönlichkeiten.¹⁸ Ihm halfen bei seinem Werk verschiedene Itens mit, darunter wohl auch Verwandte Vitals. Einer dieser Helfer Fliegaufs, vielleicht

Vitals Onkel, war ein *Franz Iten auf der Furen*. Dieser soll auf Bettelreisen für die Pfarreigründung zusammen mit anderen Gleichgesinnten dafür gesorgt haben, daß das nötige Geld für die Unternehmung zusammen kam.¹⁹

Auch von Vitals Onkel mütterlicherseits, von Pfarrer Hasler, ist im Zusammenhang mit Fliegau's Pfarreigründung zu berichten. Als Gefährte auf der Pilgerreise nach Rom im heiligen Jahr 1700 – Fliegau war damals noch Pfarrer von Zuzwil und Kirchberg – war bereits der Priester Wolfgang Hasler dabei, damals noch Kaplan zu Ägeri.²⁰ Und als in den Jahren nach 1714 in Unterägeri schließlich eine neue Kirche und ein neues Pfarrhaus erbaut werden konnten und der Rohbau der Kirche bereits 1718 gesegnet werden sollte, spendete Wolfgang Hasler, inzwischen Pfarrer von Oberägeri, den Segen.²¹

Der neunjährige Vital erlebte die Kirchweihe am 3., 4. und 5. Oktober 1721²², die bestimmt auch mit entsprechend feierlichem musikalischen Aufwand begangen wurde. Überhaupt ist anzunehmen, daß Vital bereits während seiner Kindheit und Jugend in Ägeri nicht nur regelmäßig mit feierlicher Kirchenmusik in Berührung kam, sondern wahrscheinlich auch bereits in Musik unterrichtet wurde. Einen Eindruck vom Musikleben in Ägeri geben hier einige zufällig herausgegriffene Festlichkeiten, die mit Musik umrahmt wurden. So wurde etwa die Übertragung des römischen Märtyrers Theodor (eines Katakombenheiligen) in die neue Kirche unter anderem mit dem Gesang des Te-deums und der Vesper gefeiert.²³ Und anlässlich des 50-Jahr-Priester-Jubiläums von Pfarrer Fliegau im Jahre 1741 wurde der Jubilar am Vorabend des Festes beim Einzug in die Kirche mit «Musikspiel» empfangen, dann wurde der Hymnus «Komm Heiliger Geist» angestimmt und es folgte die «musizierte Vesper». Dabei war ein gewisser «Archimusicus» Müller von Baar vermutlich der Verantwortliche für die Festmusik.²⁴

Im Festgottesdienst am folgenden Sonntag waltete der Organist Franz Paul Iten seines Amtes und «bot sein Bestes auf, das allen Wünschen gerecht wurde»²⁵. Begleitet wurde der Einzug Fliegau's mit «mächtigem Trompetenschall». Und weiter berichtet der Chronist: «Während die Musiker im

Schweiß des Angesichts ihre Kunst darboten und der Jubilar bis zur Opferung gekommen war, bestieg der Ehrenprediger die Kanzel, um während anderthalb Stunden zu predigen. (...)

Nach Schluß der Predigt, die wir auf eigens hingestellten Stühlen anhörten, feierte der Jubilar das heilige Opfer zu Ende, während der Opfergang erfolgte und gefällige Musik ertönte.»²⁶

Aber auch die anschließende festliche Tafel entbehrte nicht der musikalischen Umrahmung. Zwei «treffliche» Lieder wurden zu Ehren des Jubilaren gesungen. «Der Komponist war Subdiakon Stadlin, der Dichter Kaplan und Kustos Xaver Stocklin. Unter Trompetengeschmetter wurde Gesundheit getrunken.»²⁷

Auch wenn alle hier eben aufgezählten musikalischen Ereignisse bereits nach Itens Jugend in Ägeri stattgefunden haben, sind sie doch sprechend für die Art und Weise der Musikpflege in Itens Heimat, wie sie auch schon zu seiner Jugendzeit dort geherrscht haben muß. Die Träger dieser Musikpflege in der Gemeinde waren Kleriker und Bürger; die Anlässe, bei denen Musik ertönte, waren in erster Linie kirchliche und bürgerliche Festlichkeiten und Repräsentation.

Auch die literarische Begabung Vital Itens kommt nicht aus dem Nichts. Von der jesuitischen Tradition des Barocktheaters, die mit den Klerikern nach Ägeri kam, war bereits kurz die Rede. Ja, sie wurde gar im nahen Verwandtenkreis Itens gepflegt und es ist anzunehmen, daß der Knabe Vital bereits Dichtungen im Dienste der Glaubensverkündigung miterlebt hatte. Denn von seinem Taufpaten und Onkel Wolfgang Hasler ist überliefert, daß er im Ried in Oberägeri als Pfarrer wenigstens zweimal sogenannte geistliche *Komödien* aufführen ließ²⁸, also geistliche Spiele, die vornehmlich das Weihnachts-, Karfreitags- oder Ostergeschehen zum Inhalt hatten, und von denen Pater Wolfgang später zwei gedichtet und mindestens eines aufgeführt hat. Und dann ist hier noch von einem Iten jener Zeit zu berichten, der sich durch eine außerordentliche rhetorische Begabung auszeichnete und vielleicht Vitals älterer Cousin war.

Es ist dies ein *Johann Jakob Iten-Nußbaumer* (1702 bis 1769), des Furers Ammanns und Landvogts

Sohn, als Weibel gleichzeitig Tavernenwirt auf dem Rathaus.²⁹ Dieser Weibel Johann Jakob Iten hielt beim Festessen anlässlich des goldenen Priesterjubiläums von Pfarrer Fliegau 1741 die Festrede. Der Chronist schreibt: «Wer aber der festlichen Tafel als Redner die Krone aufsetzte, war Herr Iten, der redegewandte Ägerer. In halbstündiger Rede verstand er es, die Qualitäten der «auf-fliegenden» Taube so köstlich zu treffen, daß du den Jubilaten, soeben noch ein Phönix, für eine Taube verkauft hättest.»³⁰

Der gleiche Weibel Iten hatte schon vier Jahre zuvor beim Festessen nach einer Primiz in Oberägeri großes Aufsehen erregt. Dies «mit einer wunderschönen Ehrenred und Danksagung zu allerseits geistlichen und weltlichen Jungfrauen und Frauen Freude, denen er zu bester Satisfaction aufgewartet. Das genossen nicht nur die Ehrenhochzeitspersonen, sondern es hatte viel Volk auf der Brugg und dem Bruggenrainli vor dem Ochsen zugehört und diesem Herrn Weibel Lob und Ehre gegeben. Es erschallten die Trompeten und Waldhörner vor und nach dieser Danksagung.»³¹

Das Lob, welches hier der Weibel Johann Jakob Iten ernten kann, erinnert an jene Äußerungen in Wolfgang Itens Nachruf, welche sein literarisches Talent rühmen.³² Vielleicht ist eine ererbte literarische Begabung der Iten in der Furen nicht auszuschließen.

Schüler und Mönch in Engelberg

Wahrscheinlich gab Pfarrer Wolfgang Hasler die Veranlassung, daß der 13jährige Vital 1725 in die Klosterschule von Engelberg eintrat, denn der damalige Abt von Engelberg, Maurus Rinderli (1683–1730), war mit Pfarrer Hasler eng befreundet und selbst auch ein Zuger von Unterägeri. Im Kollegium von Engelberg wurden nun Vitals vielseitige Fähigkeiten von Benediktiner Mönchen ausgebildet. Spätestens hier setzte auch sein regelmäßiger Musikunterricht ein. Sein Musiklehrer dürfte damals Pater Ildephons Straumeyer (1701–1743) gewesen sein, der das Amt des Phönix (Kapellmeister) innehatte und erster Chordirektor war.³³ Denn als Klosterschüler war Vital Mitglied des Knabenchors und hatte als solcher

auch teilweise in der Liturgie mitzuwirken: als Choral-sänger in den Horen, als Cantus- oder Altus-sänger im Chor.

Spätestens in Engelberg hat Vital auch Unterricht im Trompetenspiel genossen. Auf diesem Instrument erreichte er offensichtlich eine gewisse Meisterschaft, da er später sogar auswärts engagiert wurde.³⁴ Einen bedeutenden musikalischen Einfluß auf Vital muß schon während der Schulzeit von 1725 bis 1728 der Komponist Pater Benedikt Deuring (1690–1768) gehabt haben. Deuring hatte als 20jähriger 1710 in Engelberg die Profest abgelegt. Musiker war er offenbar schon von Haus aus, da sein Vater in Glarus Schulmeister und Organist gewesen war und vermutlich auch der erste Lehrer seines Sohnes. In Engelberg wurde Deuring ein eifriger Komponist. Aus einem eigenen Werkkatalog³⁵ geht hervor, daß er bis 1729 insgesamt 3 Vespere, 12 Magnificat, 43 Kantilenen für die Wandlung, 24 marianische Antiphonen, 12 Offertorien und 12 Konzerte für zwei Violinen komponierte. Beim verheerenden Klosterbrand von 1729, der auch für Iten einschneidende Folgen haben sollte, verbrannten außer den 12 Konzerten und 24 Antiphonen all diese Werke Deurings. Ebenfalls verbrannt ist eine Kompositionslehre, die Deuring verfaßt hatte.³⁶

Über die musikalische Gestaltung der Liturgie im Kloster Engelberg unterrichtet uns Straumeyer als fachkundiger Chronist:

«Obgleich unser Konvent an Anzahl weit kleiner ist als andere, so war doch die geringe Zahl der Religiösen kein Hindernis, daß wir die Tageshoren im gregorianischen Gesang stets auf das gewissenhafteste persolvieren, so daß es schien, wir gehen andern Communitäten hierin nicht nach, sondern gleichsam voran (...). Den Tageshoren wohnten sämtliche Patres, Fratres und Scholaren (!) bei.»³⁷ Doch weder das Stundengebet noch die Messe wurden ausschließlich «choraliter», das heißt in einstimmigem, gregorianischem Choral gesungen. Vielmehr wurden hohe Feste durch feierliche «Figuralmusik», das heißt durch mehrstimmige Instrumentalmusik und mehrstimmigen Chorgesang oder auch durch instrumental begleiteten Sologesang ausgezeichnet, oder kurz «figuraliter» begleitet. Auch darüber gibt Straumeyer Auskunft, und

seine Schilderung soll hier zusammengefaßt werden, weil sie die mannigfaltigen Erfordernisse an einen Hauskomponisten wie Pater Benedikt Deuring und später Pater Wolfgang Iten deutlich werden läßt.

Straumeyer bemerkt also etwa folgendes: Zur musikalischen Gestaltung der Messe wurde während des Jahres sogar mehr Figuralmusik als Choralmusik verwendet. Die Figuralmusik galt als Auszeichnung für die hohen Feste. An Abtsfesten, den höchsten Festtagen, wurde zum Beispiel auch die Vesper figuraliter gesungen. Ebenso vor dem Hochamt die Sext und danach die Non. Während der Abt nach der Sext zum Altare trat, spielten Orgel und Trompeten. Das Proprium (die je nach Fest wechselnden Texte der Messe) wurde ganz figuraliter gesungen, und nach der Messe spielten wieder Orgel und Trompeten. Bei Superiorenfesten wurde der mehrstimmige Gesang mit Saiteninstrumenten begleitet. So etwa in der Vesper das Magnificat, oder in der Komplet die marianische Antiphon. Ebenso während des Hochamts die Propriumsgeänge. Hier konnte auch vor dem Evangelium eine Instrumentalsymphonie gespielt werden, wenn nicht eine Sequenz zu singen war. An sogenannten «Wochnerfesten II. classis» wurde statt dessen vor dem Evangelium ein Solo- oder Duettgesang mit oder ohne Instrumente eingelegt. Hingegen wurden Trompeten an solchen Festen gemieden, da sie den Abtsfesten vorbehalten waren.

Die Offertorien waren stets mehrstimmig gesungen mit Begleitung von Instrumenten. Die Kantilenen zur Wandlung aber einstimmig mit Instrumentalbegleitung. Jeweils in der Weihnachtszeit bis Lichtmeß waren deutsche Kantilenen beim Offertorium und zur Wandlung gebräuchlich. Keine Figuralmusik wurde an den gewöhnlichen Tagen der Advents- und Fastenzeit aufgeführt.³⁸

In diese musikalischen Bräuche wuchs nun Vital als Scholar hinein. Und überhaupt wurde das klösterliche Leben immer mehr zu seinem eigenen. Im Jahr 1728, nach drei Jahren Schulzeit, trat der 16jährige ins Noviziat ein. Das hieß unter anderem auch, daß Iten seine musikalische Begabung unter Beweis gestellt hatte. Denn solche war tatsächlich für einen angehenden Mönch eine der Bedingungen, um Aufnahme ins Kloster finden zu können.

Wiederum ist es Straumeyer, der uns dies überliefert: «Soweit ich mich im Kapitelbuch gelesen zu haben erinnere, war es vor 20 Jahren die einstimmige Ansicht aller, daß keiner je ins Kloster aufgenommen werden könne, wenn man nicht die sichere Hoffnung haben könne, daß er in der Musik sich Kenntnisse erwerbe. (...) weil nämlich unser Convent stets nur aus sehr wenigen besteht³⁹ und der stete Chorgesang Musikkundige erfordert. (...) ein Religiöse soll sowohl in Frömmigkeit und Wissenschaft als auch in Musik, wenn nicht ausgezeichnet, so doch tüchtig sein.»⁴⁰

Nach dem Noviziat legte Vital Iten am 20. Februar 1729 in Engelberg die Profeß ab. Als Mönch nahm er den Namen des in seiner Heimat verehrten heiligen Wolfgang an. Dies wohl auch zu Ehren seines Onkels und Paten Pfarrer Wolfgang Hasler, der ihm nicht nur geistige Unterstützung hatte zukommen lassen. Der Onkel Pfarrer war es auch, der zu einem guten Teil für die Studienkosten seines Nefen aufgekomen war.⁴¹ Übrigens zahlte Vitals Vater drei Tage nach der Profeß seines Sohnes dem Kloster 100 Gulden als Aussteuer und die Auslagen für das Noviziat in der Höhe von etwas mehr als 17 Gulden.⁴²

Der Klosterbrand: Verbrannte Musikalien, Exil und erste Ämter

Nach der Profeß setzte der 17jährige Mönch seine Studien fort. Es folgten nach der «unteren» und «höheren Syntax», nach der «Humanitas» und der «Rhetorik» der Schulzeit jetzt die Fächer Philosophie, spekulative Theologie und Moralthologie, und ebenso waren vermutlich musikalische Studien Gegenstand seiner Beschäftigung.

Doch bereits sechs Monate nach der Profeß ereignete sich der wohl größte Einschnitt in Itens Leben: der Klosterbrand vom 29. August 1729.⁴³ Das Unglück soll sich folgendermaßen abgespielt haben: Die Klosterschüler hatten ihre nahen Ferien durch das Abbrennen von Raketen gefeiert. Ein solcher Feuerkörper fiel dabei auf das dürre Schindeldach des alten Klosters, das sofort Feuer fing. Kloster und Kirche brannten vollständig ab. Von Menschen, die im Feuer umgekommen wären, wird

nichts berichtet. Die meisten Mönche waren überdies zur Zeit des Brandes gar nicht im Kloster, sondern befanden sich auf einem Spaziergang. Vom Feuer verschont blieben der Kirchturm und glücklicherweise die Bibliothek mit der Sakristei, die etwas vom Kloster getrennt gebaut worden waren, und schließlich blieb auch das heutige Ökonomiegebäude unbeschädigt, welches Abt Joachim Albini (1666–1724) hatte bauen lassen, um die Konventualen bei einem geplanten Klosterneubau darin unterzubringen.⁴⁴

Obwohl also die Bibliothek vom Feuer verschont blieb, verbrannten beinahe alle Musikalien, die man im Gebrauch hatte. Denn diese waren nicht in der Bibliothek gelagert, sondern verstreut bei der Orgel in der Kirche, auf dem Dormitorium⁴⁵ und im Kapitelhaus.⁴⁶ Straumeyer als Kapellmeister hatte noch versucht, die Noten aus dem Feuer zu retten, doch konnte er nur wenig vor den Flammen in Sicherheit bringen.⁴⁷ Nach dem Brand berichtete er auch darüber, was alles in den Flammen verloren gegangen war. Die Liste der Musikalien ist natürlich von größtem Interesse, wenn man die stilistischen Einflüsse auf die Engelberger Komponisten abschätzen will. Straumeyer zählt auf: «(...) 3 Messen eines italienischen Autors di Gratia, Werke von Bassani, alle Werke von P. Rathgeber, ein Opus für eine Singstimme von P. Stephano und von Planiski, alle Offertorien von P. Kolberer und Schottenberger, Symphonien und andere Werke von sig. Correlli (!) und eine sehr große Zahl neuere Symphonien von italienischen Meistern. Ferner eine Menge Werke unseres P. Benedikt Deuring.»⁴⁸ Die Liste dieser Komponisten zeigt den großen Einfluß italienischer und süddeutscher Autoren auf die Engelberger Kirchenmusik jener Zeit. Es ist der damals allenthalben moderne italienische Stil, der bestimmend war. Das war schon aus dem 17. Jahrhundert der monodische und konzertante Stil, zu dem dann im 18. Jahrhundert auch immer mehr der neapolitanische Opernstil mit Rezitativ und Arie in die Kirchenmusik eindrang. Der erstgenannte Komponist «di Gratia» ist ein Vertreter des 17. Jahrhunderts, nämlich Bonifazio Graziani⁴⁹, der 1664 in Rom starb. Noch nach seinem Tod wurden seine Werke zum Teil von seinem Bruder in Druck gegeben. Darunter waren auch die Messen

op. 18 und 22, aus denen vermutlich die genannten drei Messen stammten.

Der nächstgenannte Giovanni Battista Bassani (~1657–1716) war ein außerordentlich fruchtbarer Kirchenkomponist und vorzüglicher Geiger, der auch 11 Opern und 12 Oratorien komponierte. Sein konzertierender Stil ist jenem des um einige Jahre älteren Corelli sehr nahe. Arcangelo Corelli (1653–1713), der große italienische Geiger, in dessen Werken «die altklassische, «undramatische» Kantabilität den reinsten Ausdruck fand»⁵⁰, der eigentliche Erfinder des Concerto grosso mit den abwechselnden Klangkörpern von Tutti und Solo, er war auf die Engelberger Komponisten nicht ohne Einfluß geblieben. Vor allem was Itens teilweise virtuose Behandlung der Violinen betrifft (die sich bei ihm aber nicht selten in reinen Akkordbrechungen und zu häufigen Tonwiederholungen zu erschöpfen droht) und auch was die formale Anlage der Messe betrifft, wo sich Tutti und Soli konzertartig ablösen.

Im Hinblick auf Itens Missa brevis Solemnis sei hier noch kurz auf den von Straumeyer genannten Pater Rathgeber eingegangen. Mit ihm ist Johann Valentin Rathgeber (1682–1750) gemeint, Komponist und Benediktinermönch im Kloster Banz (Oberfranken). Seit 1721 erschienen von ihm bei Lotter in Augsburg diverse liturgische Kompositionen. Es waren Mess- und Requiemskompositionen, Vesper- und Offertorienzyklen, Litaneien, Marianische Antiphonen, Hymnen und Te Deum. Rathgeber hatte also in Banz die gleichen kirchenmusikalischen Bedürfnisse zu befriedigen, wie sie in Engelberg herrschten. Von ihm dürfte das Kloster Engelberg eine ganze Reihe von Werken besessen haben, die Iten vor dem Brand mehrere Male gehört haben muß. Übrigens nahm Rathgebers Biographie im selben Jahr, als in Engelberg seine Werke verbrannten, einen durchaus ungewöhnlichen Lauf. Da ihm sein Abt die Genehmigung zu einer Studienreise verweigerte, verließ Rathgeber 1729 Banz heimlich und begab sich auf eine neun Jahre dauernde Geniereise. Sie führte zu süddeutschen Höfen mainabwärts an den Rhein, dann über Trier in die Schweiz, schließlich auch nach Österreich bis Graz. Im Jahre 1738 kehrte er nach Banz zurück und wurde nach einer Generalbeichte und der

Missa Sanctorum Apostolorum C-Dur

Opus 19, Nr. 1

1. Kyrie I

Johann Valentin Rathgeber
 1682—1750

Allegro

CLARINO I. II
LITUIS
ad libitum

Tromba I. II
ad libitum

TYMPANO
ad libitum

Timpani
ad libitum

VIOLINO I

Violino I

VIOLINO II

Violino II

CANTO

Soprano

ALTO
ALTO TROMBONE
ad libitum

Alto

TENORE
TENORE TROMBONE
ad libitum

Tenore

BASSO

Basso

Organo

ORGANO
VIOLONCELLO

Violoncello
Contrabbasso
Fagotto

Aufführungsdauer / Duration / Durée: Missa: ca. 32 min., Concerto: ca. 4,5 min.
 © by Carus-Verlag, Stuttgart 1983 - CV 40.632/01
 Vervielfältigungen jeglicher sind gesetzlich verboten / Any unauthorized reproduction is prohibited by law.

Erstdruck / First edition
 Herausgeber und
 Generalbaßaussetzung:
 Wilfried Dotzauer

Missa brevis Solemnis à 4 voci et 4 Inst[rumenti] ex D

[P. Wolfgang Iten OSB
 1712 - 1769 [1747]]

Kyrie
Adagio

Tromba I^{ma}
[Trompete I in D]

Clarino 2^{do}
[Trompete II in D]

Violino I

Violino 2^{do}

Canto
[Sopran]

Alto
[Alt]

Tenore

Basso

Organo

Violone
[Violoncello, Kontrabass]

Erneuerung der Ordensgelübde wieder ins Kloster aufgenommen. Im gleichen Jahr erschien auch wiederum in Augsburg sein letztes Messenwerk, das Opus 19 mit vier Meßvertonungen. Seit kurzer Zeit liegt von der ersten dieser Messen eine neue Partiturausgabe⁵² vor, die aufschlußreiche Vergleiche mit Itens ein Jahr später abgeschlossener Missa brevis Solemnis zuläßt.

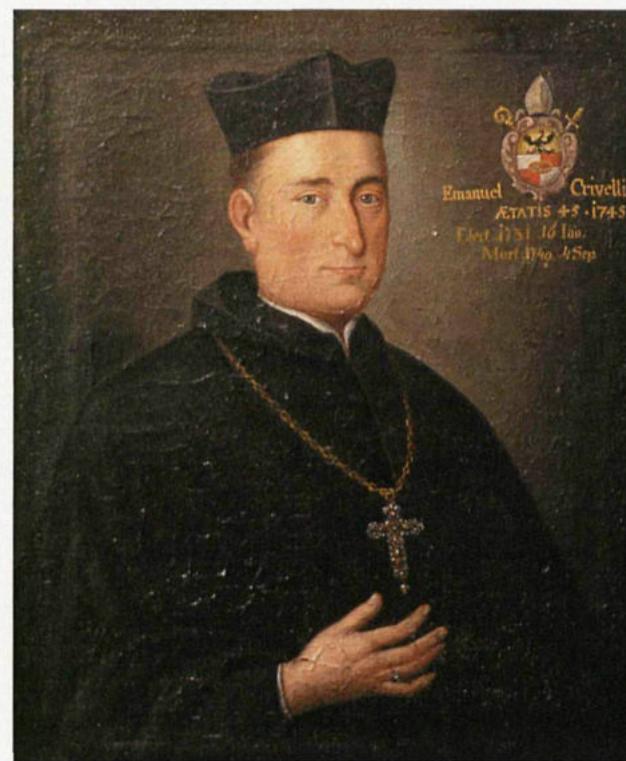
Stilistisch sind sich die Messen sehr nahe, auch wenn Rathgeber uns hier – in seiner Art – als reifer Komponist erscheint und nicht satztechnische Unbeholfenheiten auftauchen, wie es in der Messe des 27jährigen Iten der Fall ist. Doch darüber später mehr.

Ohne hier noch auf die andern⁵³ von Straumeyer aufgezählten Komponisten weiter einzugehen, wollen wir zum Unglückstag des Klosterbrandes zurückkehren. Die schwer heimgesuchte Klosterfamilie ließ sich durch das Unglück nicht beugen. Noch am späten Abend des gleichen Tages versammelte sie sich mit einem einzigen Brevier und Diurnale⁵⁴ im verschonten Albinibau und verrichtete Vesper und Komplet. Am andern Tag kam P. Benedikt Deuring von einem Ausflug ins Melchtal zurück. Was für ein Gefühl muß es für ihn gewesen sein, als er das Kloster in Schutt und Asche sah und vernehmen mußte, daß auch fast all seine Werke ein Raub der Flammen geworden waren!⁵⁵ Abt Maurus Rinderli versammelte darauf die Mönche, um über den Klosterneubau zu beraten. Obwohl der Albinibau während des Neubaus allen Mönchen genug Platz geboten hätte, entschied der Vorsteher nach der Beratung, daß sechs Patres und vier Fratres in den Klöstern Muri, Einsiedeln, St. Gallen und Rheinau inzwischen Unterkunft erbitten sollten. Dies soll für die Betroffenen ein schwerer Schlag gewesen sein und sie versuchten zuerst auch, den Abt umzustimmen⁵⁶. Doch dieser blieb fest. So mußte Frater Wolfgang Iten Engelberg verlassen.

Zusammen mit den drei andern Fratres und ihrem Lehrer P. Emanuel Crivelli⁵⁷ ging's zuerst nach Rheinau, wo man aber für sie keinen Platz fand. Die Gruppe zog weiter nach Muri und wurde dort aufgenommen. Die vier Fratres studierten nun bei Crivelli Philosophie und Theologie. Doch schon nach knapp zwei Jahren reisten alle Mönche wie-

der nach Engelberg zurück, wo am 19. Dezember 1730 Abt Maurus gestorben war. Die Wahl des neuen Abtes vereinigte alle Konventualen am 16. Januar 1731 in Grafenort, einem Besitz des Klosters im unteren Engelberger Tal, da in Engelberg selbst keine Räumlichkeiten zur Verfügung standen. Zum Abt wurde Emanuel Crivelli gewählt. Trotz der außerordentlichen Umstände wurde diese Wahl auch mit feierlicher Musik begangen. «Nach der Wahl zog man zur Kapelle hinauf zur ersten Huldigung und zum Te Deum, bei welchem die Orgel durch ein kleines Orchester ersetzt wurde: einen Kontrabaß, der von Stans ausgeliehen worden war, dazu zwei Violinen und zwei Trompeten.»⁵⁸ Wahrscheinlich hat Iten bei diesem Te Deum als Trompeter mitgewirkt, denn die Trompeten gehörten zu einem Abtsfest und fehlten erstaunlicherweise selbst außerhalb des Klosters nicht. Nach der Abtswahl zogen die vier Fratres wieder nach Muri, denn das neue Kloster in Engelberg war noch nicht einzugsbereit. Diesmal begleitete sie P. Joseph Kälin als Theologieprofessor. Fast drei Jahre später konnten schließlich alle fünf Mönche aus Muri in die Heimat zurückkehren. Inzwischen waren drei der Fratres Priester geworden. Straumeyer, der während den Bauarbeiten in Engelberg geblieben war, erzählt von den Heimkehrern: «Am 20. Oktober 1733 kehrten unsere 5 Mitbrüder aus Muri wieder zurück, nämlich die Patres Joseph, Joachim, Eugen, Fridolin und Frater Wolfgang. Sie weilten dort dank einer großen und seltenen Freigebigkeit von der Zeit des Brandes an im Jahre 1729 bis auf diesen Tag. Sie wurden daselbst sehr freundlich, aber mit Bedauern entlassen, weil sie sich die ganze Zeit hindurch in Muri im Gesange sehr nützlich erwiesen hatten. Der dortige Fürstabt Gerold stellte ihnen in Aussicht, sie alle, wenn sie es wünschten, seinem Kloster einzuverleiben. Gegenüber diesem und anderen Versprechen überwog die Liebe zur Heimat und zu Engelberg und sie eilten, (...) sobald sie die Erlaubnis zur Rückkehr von ihrem Abte erhalten, nach Sins, wo sie sich einige Tage erholten, und stiegen nachher wieder in unsere Berge hinauf.»⁵⁹

Höchstwahrscheinlich zu diesem Zeitpunkt studierte Wolfgang Iten bei seinem älteren Mitbruder Benedikt Deuring systematisch Komposition. Deu-



Abt Emanuel Crivelli (1700–1749). Vor seiner Wahl zum Vorsteher des Klosters war Crivelli Professor der Philosophie und Theologie und als solcher ein wichtiger Lehrer Itens. Als Abt (seit 1731) war er für die außerordentlich frühe Ernennung des erst 23jährigen Iten zum Physikprofessor verantwortlich. Auch Itens Ernennung zum ersten Kapellmeister 1737 erfolgte durch Crivelli.

Öl auf Leinwand, anonymer Maler, Gastsaal des Klosters Engelberg. Foto Christian Lanz, Pfaffhausen

ring war nach dem Brand im Kloster Maria Stein untergekommen, von dort aber bereits 1732 wieder nach Engelberg zurückgekehrt. Von 1733 bis 1736 (als Deuring Pfarrer in Auw wurde) weilten nun beide in Engelberg. Und hier galt es ja, das verbrannte Kirchenmusikrepertoire neu zu komponieren. In Maria Stein hatte Deuring wenig komponiert. Doch ab 1732 begann wieder eine intensive Kompositionstätigkeit. Schon aus der Zeit vor der Feuersbrunst schrieb Straumeyer: «Wenn es also an dergleichen fehlte (gemeint sind figuraliter komponierte Sequenzen vor dem Evangelium), so wurde nach Kräften gearbeitet, um sie zu komponie-



Abt Maurus Zingg (1715–1769). Zingg war der drei Jahre jüngere Freund und ehemalige Physikschiiler Itens. Er wurde zum Abt gewählt im Jahr 1749 als Nachfolger Crivellis. Zingg sandte Iten als Pfarrer nach Auw im Freiamt. Bald nach Itens Tod starb auch Maurus Zingg (am 12. Mai 1769).

Öl auf Leinwand, dem Maler Melchior Wyrsch zugeschrieben, im Gastsaal des Klosters Engelberg. Foto Christian Lanz, Pfaffhausen

ren.»⁶⁰ Und wenn dies vor 1729 galt, so erst recht jetzt, da es an allem fehlte.

Offensichtlich hat Deuring seinen Schüler direkt am Werk unterrichtet und auch zur Mitarbeit beim Kopieren der Stimmen veranlaßt. Jedenfalls trifft man Itens Handschrift regelmäßig in Deurings Werken aus jener Zeit an. Nicht nur zum regelmäßigen Kompositionsunterricht kommt der inzwischen 21jährige Mönch. Abt Emanuel Crivelli setzt ihn auch in die ersten klösterlichen Ämter ein. Zunächst wird er zweiter Archivar unter Straumeyer, der seine Chroniken als erster Archivar niederschrieb. Straumeyer rühmt seinen Mitarbeiter, er

sei unermüdlich im Helfen, beim Sammeln und Kopieren von Urkunden und Musikalien, so daß er nie müßig sei.⁶¹

Am 19. Dezember 1733 weiht der Nuntius von Luzern Iten zum Subdiakon und am 5. März 1735 zum Diakon. In diesem Jahr beginnt Itens Lehrtätigkeit. Denn am 15. Juli wird er vom Abt zum Professor der Physik ernannt, und zwar eigens dazu, daß er den jüngeren Mitbruder Maurus Zingg unterrichten kann, der 1735 von der Stiftsschule Einsiedeln als Noviz nach Engelberg kommt, aber das Physikstudium in Einsiedeln noch nicht abgeschlossen hat. Zu dieser Ernennung des jungen Diakons zum Physikprofessor gibt es eine aufschlußreiche Begebenheit zu berichten. Karl Stadler schreibt in seiner Biographie, die älteren Patres hätten über diese Ernennung gemurrt, da seit Menschengedenken dieses Amt noch nie einem Mönch übergeben wurde, der erst ein junger Diakon war.⁶² Aber Abt Crivelli als ehemaliger Lehrer Itens kannte dessen außerordentliche Begabung und wußte, wen er zum Professor ernannte.

Seit dieser Zeit muß ein besonderes Vertrauensverhältnis zwischen dem jungen Lehrer Iten und dem nur drei Jahre jüngeren Schüler und späteren Abt Maurus Zingg geherrscht haben. Immer wieder wird Iten als sein Vertrauensmann in Erscheinung treten.

In das gleiche Jahr 1735 fällt Deurings Ernennung zum Pfarrer von Auw. Im April 1736 reist er dorthin und aus dieser Zeit stammen Itens erste Kompositionen: ein *Alma Redemptoris Mater* für Sopran Solo, zwei Violinen, zwei Hörner und Orgel, beendet am 6. Dezember 1735, zwei Wochen nach der Ernennung Deurings zum Pfarrer von Auw. Iten hat das Stück noch nicht signiert, aber es ist eindeutig in seiner Handschrift verfaßt. (Die Solostimme dürfte von einem Scholaren des Chors gesungen worden sein.) Fast ein Jahr später, zur Profest seines Schülers Maurus Zingg komponiert Iten eine *Motteta pro omni Tempore*, «Facta in Professionem Mauri Zingg et Nicolai Beüttler», für Sopran Solo, zwei Violinen, Horn, Violone (Kontrabaß) und Orgel, beendet am 24. November 1736, einen Tag vor dem Ereignis, an dem die Komposition aufgeführt wurde. Schon bald darauf, am 13. Januar 1737, wird Iten mit einer weiteren Komposition

fertig, die er zum ersten Mal mit seinen Initialen signiert. Es ist eine *Motteta pro Festo electionis Reverendissimi*, also auf den Festtag der Abtwahl von Emanuel Crivelli komponiert, der am 16. Januar 1731 gewählt worden war und dessen Wahl sich am 16. Januar 1737 zum sechsten Mal jährte. Auch diese Motette ist für Sopran Solo, zwei Violinen, Horn und Orgel komponiert und steht in der gleichen Tonart F-Dur wie die beiden bereits genannten Werke. Offensichtlich verfügte der Chor über einen guten Sopransolisten, und im Instrumentarium des Klosters befanden sich demnach Hörner in F.

Doch kommen wir auf Itens Ämter zurück: Zuerst wurde er am 17. Dezember 1735 vom Nuntius in Luzern zum Priester geweiht. Zuvor hatte Iten von Papst Klemens XII. eine Dispens vom Weihehindernis des mangelnden Alters gebraucht.⁶³ Denn das «kanonische» Alter, das Mindestalter für die Priesterweihe, beträgt 23 Jahre. Die Dispens erreichte Iten am 23. September 1735, und geweiht wurde er schließlich einen Tag vor seinem Geburtstag, an dem er das kanonische Alter erfüllte. Die Primiz feierte Pater Wolfgang am Neujahrstag 1736 «zu Weil oder Unterägeri» zusammen mit einer Delegation aus Engelberg, wie das Pfarrbuch von Engelberg berichtet⁶⁴. Der Grund dafür war, daß die Klosterkirche von Engelberg immer noch im Bau begriffen war. Im Herbst 1737 war das neue Kloster einzugsbereit. Iten, dem nach der Priesterweihe alle klösterlichen Ämter offenstanden, wird von Straumeyer am 25. Oktober, als man den Einzug ins neue Kloster berät, als Professor der Philosophie erwähnt.⁶⁵ Als solcher hatte er die Fratres zu unterrichten und für diesen Unterricht verfaßte er eine *Logica minor*⁶⁶, die er ein Jahr später abschließt. Am 27. Oktober 1737 können die Konventualen ins neue Kloster einziehen. Am gleichen Tag wird Pater Wolfgang auch zum Professor der Rhetorik und zum ersten Kapellmeister ernannt.

Der vielseitige Komponist

Im neuen Kloster entfaltet Iten eine rege Tätigkeit auf allen Gebieten.⁶⁷ Im April 1741 wird er Professor der Moral und Musiklehrer an der Schule; im Juni auch Direktor chori, also Chorleiter der Scholaren.



Das Innere der der neuen Klosterkirche von Engelberg, die nach dem Brand von 1729 gebaut und am 5. September 1745 geweiht wurde. In diesem Raum erklangen die Werke P. Wolfgang Itens. Auf der Fotografie ist die Kirche in ihrem ursprünglichen Zustand zu sehen (vor der Renovation und der Bemalung der Decke durch M. Paul von Deschwanden im Jahr 1877).

Auch als Theologe und Philosoph bleibt er aktiv: am 30. Juni 1742 nimmt er an der Jesuitenschule in Luzern an einer theologischen Disputation teil. Am 11. August wirkt er als Trompeter bei einer feierlichen Messe in Stans mit. Zusammen mit Maurus Zingg vertritt er das Kloster am 23. Februar 1743, am schmutzigen Donnerstag, beim großen Rat in Stans.

Präzeptor, das heißt Leiter der Schule, wird Pater Wolfgang am 31. Mai. Als solcher ist er übrigens Vorsteher und Lehrer seines jüngeren Bruders Maurus Franz Iten, des späteren Kaplans in Unterägeri, der in den Jahren 1742 und 1743 an der Klosterschule von Engelberg weilte.

Als Festprediger wirkt Pater Wolfgang am 4. Oktober 1743 bei den Kapuzinern in Stans anlässlich des Franziskusfestes. Ihnen spendet er noch 6 Maß Wein. Wieder als ausübender Musiker erscheint er im Juni 1744 zusammen mit Frater Leodegar Salzmann bei einer Primiz in Stans: «cum tubis et cornu», mit Trompeten und Horn traten sie auf.

Im gleichen Jahr 1744 wird Iten als Pfarrer von Engelberg eingesetzt. Auch wenn anzunehmen ist, daß er als Pfarrer in der Schule nicht mehr viel unterrichtete, so geht doch seine kompositorische Tätigkeit unvermindert weiter. In den Jahren seines Pfarramts zwischen 1744 und 1749 entstehen 35 Kompositionen. Als Pfarrer von Engelberg mußte die Weihe der neuen Kirche am 5. September 1745 für Iten ein doppelt freudiges Ereignis sein: sein Kloster und seine Pfarrgemeinde hatten wieder eine stattliche Kirche.

Der Tag der Weihe war ein großer Tag. Von niemandem sind wir so gut darüber unterrichtet wie von Pater Wolfgang selbst, der auf Anraten des Junkers Franz Joseph Leonti Meyer von Schauensee ein Tagebuch der Festlichkeiten verfaßte.⁶⁸ Meyer von Schauensee, der weit in Italien gereiste Luzerner Komponist und acht Jahre jüngere Zeitgenosse Itens, nahm an der Kirchweihe im Gefolge des Nuntius teil und spielte – als bekannter Orgelvirtuose – während den Gottesdiensten die Orgel. Bei diesem Zusammentreffen mit dem später viel berühmteren Kollegen⁶⁹ entstand der freundschaftliche Kontakt, der 1748 zur Umarbeitung der italienischen Texte für 40 Arien Meyers in lateinisch-kirchliche Poesie durch Pater Wolfgang Iten führte.⁷⁰

Im Jahre 1746 wurden die beiden Freunde Iten und Maurus Zingg in hohe Ämter berufen. Der Abt ernannte Zingg zum Prior und Iten zum Subprior. Drei Jahre später starb Abt Emanuel Crivelli, am 4. September 1749. Iten erhielt von Prior Maurus den Auftrag, den Nuntius in Luzern persönlich zu informieren und ihn zur Neuwahl einzuladen. Auf

Wunsch des Nuntius mußte Iten nach Einsiedeln weiterreiten, um auch den dortigen Abt einzuladen. Am 23. September wurde Itens Freund Maurus Zingg zum Abt gewählt. Zur Abtsweihe durch den Bischof von Chur am 1. November ließ er sich nur von Iten begleiten.⁷¹

Als Abt war Maurus Zingg kaum glücklich. In seine Amtszeit fiel ein großer wirtschaftlicher Rückgang des Klosters. Mit ein Grund dafür war der Rechtshandel in den Jahren 1753 und 1754 mit den Pfarrgenossen von Auw im Freiamt. Seit 1422 besaß das Kloster das Besetzungsrecht an der Pfarrkirche Sins, und ebenso an jenen von Auw und Abtwil, nachdem sich diese von der Mutterkirche gelöst hatten. Nun verlangte Auw von Engelberg die Herausgabe des Pfrundbriefes.

Vielleicht weil Abt Maurus jetzt einen vertrauten und zuverlässigen Vertreter nach Auw senden wollte, der seine Sache nötigenfalls im Rechtshandel entschieden hätte verfechten können, ernannte

er seinen Subprior zum Pfarrer von Auw. Im Juni 1754 kam Iten dort an. Der Auwer Handel ging dann ein Jahr später mit einer «Amicabilis Compositio», mit einer friedlichen Beilegung aus, die aber für das Kloster eine große finanzielle Belastung bedeutet habe.⁷²

In Auw begegnet uns Iten als Dichter. Auch als solcher steht er in einer klösterlichen Tradition. Das geistliche Drama kam von der Luzerner Jesuitenbühne nach Engelberg. Hier war es im 17. Jahrhundert ein Pater Athanas à Castanea, ein ehemaliger Jesuitenschüler in Luzern, der mit Engelberger Klosterschülern geistliche Dramen einstudierte und darin deutsche Szenen und Lieder einstreute.⁷³ Ebenfalls wurde in Engelberg das Volksspiel im Dienste der Seelsorge gepflegt. So wurde zum Beispiel 1663 an Stelle der Fastenpredigt ein Armen-Seelen-Spiel aufgeführt, das die Sünder zur Buße bewegen und in ihnen Mitleid mit den armen Seelen im Fegfeuer wecken sollte.⁷⁴ In dieser Tradition



Seite 96: Titelblatt und erste Seite des Auwer Passionsspiels von Itens Hand
Cod. 294, Stiftsbibliothek Engelberg
Foto Christian Lanz, Pfäfershausen

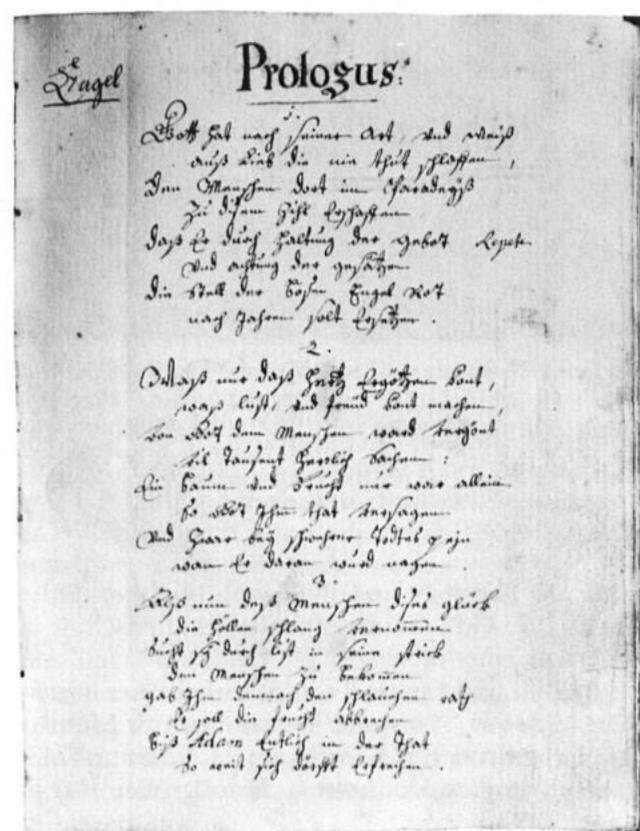
hat Iten als Pfarrer von Auw ein Trauerspiel verfaßt und es im Dienste der Seelsorge am Karfreitag 1757 in der Pfarrkirche von Auw mit seinen Gläubigen aufgeführt. Der sprechende Titel lautet: «Unsers Heylands Jesu / Christi bitteren Leidens und / Sterbens lebhaft und anmuthige Vor- / stellung in diesem geistlichen Trauerspiel / Zu mehrerer Beherzigung der von unserem / Heyland ausgestandenen Schmerzen und / bitteren Todt auf den heiligen / Karfreytag / Gehalten in der Pfarrkirche zu Auw / A^o 1757 den 8. ten April / Verfasset nach dem 4. Evangelisten [Johannes] / von R. P. Wolffg. Itten in Auw».⁷⁵

Dieses Trauerspiel für die Pfarrgemeinde von Auw durchsetzte Iten mit kurzen mehrstrophigen Liedern in schlichtem Volkston. Glücklicherweise befindet sich im Codex 294, der den Text des Dramas in Itens eigener Niederschrift enthält, auch ein lose eingelegtes Blatt mit den entsprechenden Melodien. Diese wurden allerdings nicht von Iten selbst notiert. Aus einer Notiz auf der Rückseite des Stimmblasses geht hervor, daß ihm dabei der Dorf-

Ausschnitt aus dem Liedblatt, welches ins Auwer Spiel eingelegt ist. Die Melodie des Prologs steht auf den ersten zwei Linien. Ein einfacher, volksliedhafter Gesang in G-Dur, im Sopranschlüssel notiert. Es ist nur der Text der ersten Strophe «Gott hat nach seiner Art» ausgeschrieben. Die übrigen Strophen werden auf die gleiche Melodie gesungen. Darunter beginnt auf der dritten Linie die Melodie zum Text «Waß sich ich dreymal großer Gott». Dies ist ein fünfstrophiger Gesang des Engels im siebten Auftritt, der Gefangennahme Christi. Wieder ist nur eine Textstrophe notiert.

Loses Blatt im Cod. 294, Stiftsbibliothek Engelberg. Foto Christian Lanz, Pfäfershausen

schulmeister behilflich war. Dieser kritzelte dort die Bemerkung hin: «Diß sind die Stimmen der Comæ:[diae] Liedern, so gehalten worden allhier zu Auw am Hl. Karfreytag deß 1757. Jahrs, wie / auch am Palm Sontag, und Dienstag darvor. Von mir geschriben Joseph Brunner. Schulm[eister].»



Es soll hier nicht vom Dichter Iten die Rede sein, ohne daß nicht wenigstens einige Zeilen von seiner Hand geboten werden. Der Prolog des Engels, der als Eröffnungslied gesungen wurde, beginnt mit den Strophen:

Gott hat nach seiner Art und Weiß
aus Lieb die nie thut schlafen,
den Menschen dort im Paradeys
zu disem Zihl erschaffen,
daß er durch Haltung der Gebot
und Achtung der Gesätzen
die Stell der bösen Engel Rott
nach Jahren solt ersetzen.

Waß nur daß Hertz ergötzen könt,
waß Lust und Freüd könt machen,
von Gott dem Menschen ward vergönt
vil Tausent herrlich Sachen:
Ein Baum und Frucht nur war allein,
so Gott ihm that versagen
und zwar beÿ schweher Todtes pejn
wan er daran wurd nagen.

Vermutlich ebenfalls von Iten liegt in Engelberg noch ein weiteres, ganz anders geartetes Passionsspiel.⁷⁶ Nachdem anhand der Schrift und aufgrund von Vergleichen mit dem signierten Spiel von Auw die Autorschaft Iten zugeschrieben werden konnte⁷⁷, charakterisierte Eberle die beiden Spiele treffend: «Die Engelberger Passion zeigt die höchstmögliche Versinnbildlichung der Handlung und ist damit ein Ende barocker Spielentwicklung. Itens zweites Passionsspiel geht wieder auf die Grunderzählung der Bibel zurück. Das ist begreiflich. Die sinnbildliche Passion war fürs Kloster bestimmt, die biblische Passion für das Volk der Pfarrei Auw. Dort schwere gotteswissenschaftliche Fragen im Drama, hier ein einfaches Nachspielen der biblischen Vorgänge. Dort geistliche Erbauung einer gelehrten Spielgemeinde, hier Erschütterung des neuerwachten bäuerlichen Bürgertums. Dort letzte Form, hier Neubeginn im engsten Anschluß an die Quelle.»⁷⁸

Im Passionsspiel von Auw gelang Iten eine Verbindung des geistlichen Dramas aus der Jesuitentradi- tion mit dem Volksspiel: in der Richtung, die hundert Jahre vor ihm der Engelberger Mönch Pater

Athanas à Castanea mit den Schülern von Engelberg eingeschlagen hatte; oder auch so, wie es Iten seit Pfarrer Haslers Spielen für das Volk von Ägeri in Erinnerung hatte (falls er sie als Jugendlicher miterlebte).

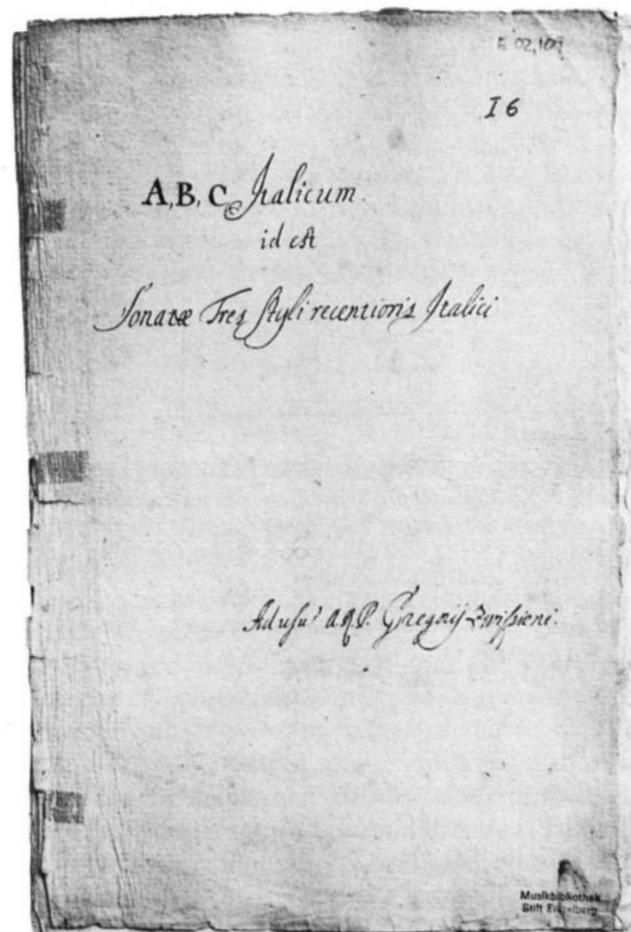
Um eine Vorstellung von Itens Engelberger Passion zu geben, seien hier ebenfalls die ersten zwei Strophen des Prologs zitiert. Hier sind die Spielanweisungen lateinisch und beschreiben eine pantomimische Darstellung der vom «Genius» im «Prologus Cantans» gesungenen Begebenheiten. Die wenigen Varianten im Text deuten auf den hohen Grad der Allegorisierung in dieser gelehrten Passion hin. Amarillis steht für Eva, aber auch für die Schwäche der Menschheit:

Gott hat nach seiner Art und Weiß
auß Lieb, die nie thut schlafen
die Amarill im Paradeys zu disem Zihl erschaffen,
daß sÿ durch Halltung der Gebott
und Achtung der Gesätzen
die Stell der bösen Engel Rott
nach Jahren solt ersetzen.

Waß nur ihr Hertz ergötzen könt
waß Lust, und Freüd könt machen
ward Amarill alldort vergönt
vill Tausent herrlich Sachen
Ein Baum, und Frucht nur war allein
so man ihr that versagen
Unt zwar beÿ schweher Todtespeÿn
wan sÿ daran wurd nagen.

Zu Beginn seines Amtes als Pfarrer von Auw kam Iten kaum mehr zum Komponieren. Jedenfalls liegen zwischen März 1754 (als er noch ein *Duetto pro omni Tempore* für Sopran, Baß, zwei Violinen und Orgel abschloß) und September 1755 (als er ein *Offertorium Solemne* für zwei Sopranstimmen, Alt und Baß beendete) keine datierten Werke vor. Doch dann setzte er seine Arbeit als Komponist wieder regelmäßig fort. Von den Werken jener Zeit seien an dieser Stelle auch einmal Itens weltliche Kompositionen erwähnt. Ende Januar des Jahres 1756 verfaßte er einen *Musikalisch-Poetischen Glückwunsch* für die Äbtissin des Klosters St. Andreas in Sarnen, für Maria Scholastika von Büren, und ver-

sah es mit der Widmung «Auf das hohe Namensfest der Hochwürdigen Gnädigen Frauen Sr. Maria Scholastica». Es ist ein Rezitativ («O Wachtet auf») mit anschließendem Chor («Ja, ja, ja mit Freuden»), für vierstimmigen gemischten Chor, 2 Violinen und Kontrabaß. Und auch ein Jahr später ver- gaß er nicht ihren Namenstag. Jetzt widmete er ihr einen *Einstimmend Musikalischen Ehrenschantz* («Komm zu eilen»), für die gleiche Besetzung komponiert und mit der Widmung versehen: «Auf das hohe Namensfest der hochwürdigen gnädigen Frauen Frau Scholastica, würdigsten Frau Abtissin des hochlobwürdigen Gottshaus S. Andreas zu Sarnen». Gleichzeitig entstand auch ein geistliches Werk zu dieser Gelegenheit, ein *Offertorium Solemne Pro Festo Almae Virginis Scholasticae*, für vierstimmig gemischten Chor, zwei Violinen und Orgel, vermutlich auch für Sarnen.⁷⁹



In diesen Werken, von denen es bei Iten eine ganze Reihe von Glückwünschen über Neujahrslieder bis zu Fastnachtsliedern, Quodlibets und Tafelgesängen gibt, kommt Itens leichte Art und ein humorvoller Zug zum Vorschein. So läßt er etwa im *A,B,C, Italicum, id est Sonate Tres Styli recentioris Italicæ*⁸⁰ (für zwei Soprane, Alt, Baß, zwei Violinen und Kontrabaß) ein Fastnachtsungeheuer auftreten, das die Nonnen von Sarnen zum Namenstagsglückwunsch an ihre Äbtissin Scholastika aufruft. Die erste Strophe des Chores lautet:

A,B,C, Jetzt habt Ihr Sungheür gsee,
es hat müessen auf den Platz,
daß Man sech die faule Katz,
A,B,C, Jetzt habt Ihr Sungheür gsee.

Hatt Unruhe gemacht
beÿ Tag unt beÿ Nacht
drumb hatt es jetz müessen
auch machen Fastnacht.

Die letzte Strophe dieser Verse (die in der Vertonung weniger holprig klingen, da die Melodie nach der ersten Strophenhälfte einen Taktwechsel vom 4er zum 3er Takt macht) lautet dann:

X,Y,Z, wanß nur gefallen hätt
waß wir kürztlich nun gespihlt,
wär der Willen schon erfüllt,
X,Y,Z, wanß nur gefallen hätt.

Den Willen Man acht,
unt Meinung betracht
Die Fehler, so gschehen,
Man weniger acht.

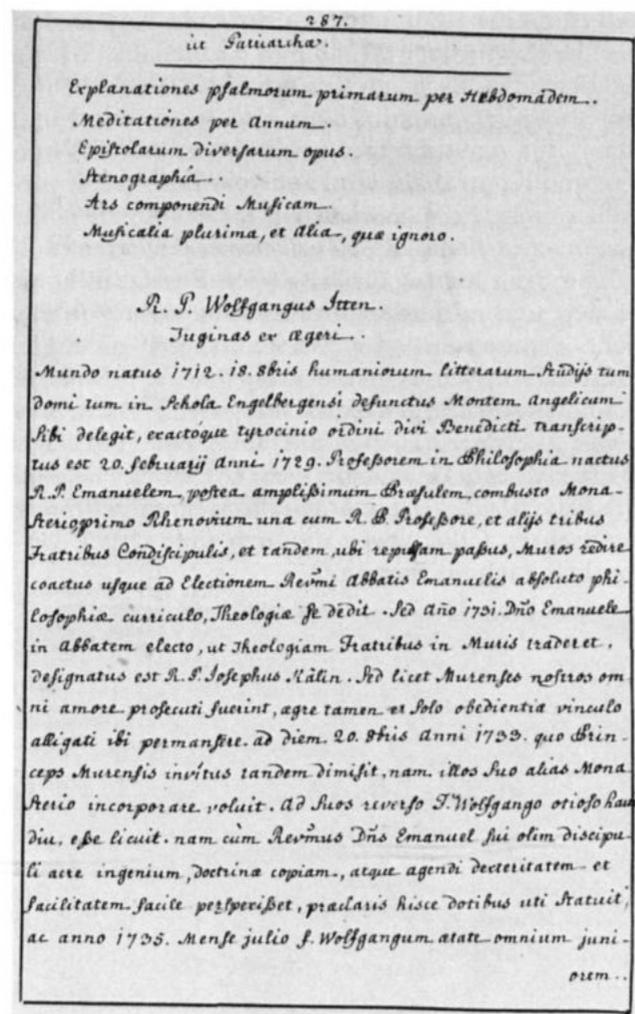
Im Dezember 1759 wird der inzwischen 47jährige Pater Wolfgang Iten zum Pfarrer und Ökonom in Sins berufen, in der Nachbargemeinde von Auw.

Das Titelblatt des «A,B,C, Italicum» von Itens Hand. Die Widmung lautet «Ad usum D.(?) [omini] R. [everendissimi] P. [atris] Gregorij Zwissieni». Gemeint ist damit Itens älterer Mitbruder P. Gregorius Zwissieni (1700–1767), der zuvor in Engelberg Prior und Pfarrer war, dann in Sins das Pfarramt versah, von wo er als Beichtiger ins Frauenkloster St. Andreas kam. Ihm ließ Iten diesen musikalischen Glückwunsch für die Äbtissin von Sarnen zukommen. Das Manuskript kam 1977 von Sarnen nach Engelberg zurück.

E02, 109. Foto Christian Lanz, Pfäffhausen

Dies kam einer Beförderung gleich, war doch Sins die Mutterpfarre der Engelberger Besitzungen im Freiamt. Überhaupt galt Sins als die schönste und beste Expositur des Klosters. Noch heute kann man dort das barocke ehemalige Ökonomiegebäude sehen, in dessen hohem Dachstock das Getreide fürs Kloster eingelagert wurde. Die Besitzungen im Freiamt waren so etwas wie die Kornkammern Engelbergs. Der dortige Pfarrer war zumeist auch der Vertrauensmann des jeweiligen Abtes. Durchwegs sollen auf diesem Posten darum Mönche gewesen sein, die vorher und nachher im Kloster die wichtigsten Ämter innehatten, die Prior, Subprior, Ökonom oder Pfarrer der Gemeinde Engelberg waren⁸¹, und nicht anders war es im Falle Pater Wolfgangs. Wiederum tritt während und unmittelbar nach der Amtsübernahme das Komponieren in den Hintergrund. Zwischen März 1759 und Oktober 1760 liegt kein datiertes Werk vor. Und von den insgesamt nur noch sechs datierten Kompositionen bis zu seinem Tod im Jahre 1769 wurden fünf für das Kloster St. Andreas geschrieben. Im Kloster Engelberg wirkte inzwischen auch ein jüngerer Pater, Thomas Weber (1730–1803)⁸² als Komponist, und Itens viele Werke standen ja dort zur Verfügung. Möglicherweise hat auch die Gesundheit und mit ihr die Schaffenskraft Itens allmählich nachgelassen. Denn bereits im Februar 1762, nach zweijährigem Wirken in Sins, kehrte er als Pfarrer nach Auw zurück. Am 15. Januar 1766 – ziemlich genau drei Jahre vor seinem Tod – beendet Iten seine letzte datierte Komposition. Es ist dies wiederum ein Werk für Engelberg, und zwar für seinen ehemaligen Schüler, zugleich für seinen Freund und Vorsteher Abt Maurus Zingg. Das *Terzetto Arioso seu Gratulatio Musica Pro Festo ac Die Onomastico Reverendissimi Domini Mauri Abbatis*⁸³ ist ein nicht liturgisches Stück für die Feierlichkeiten des Namenstages. Ein Rezitativ («En fratres») und eine Arie («Praesul optime») für zwei Sopranstimmen und einen Baß wird von zwei konzertierenden Violinen, einer Viola und Kontrabaß begleitet.

Von Itens letzter Zeit als Pfarrer in Auw sind keine Einzelheiten berichtet. Er soll als Pfarrer in Sins und Auw sehr eifrig gewirkt haben und bei der Pfarrgemeinde sehr beliebt gewesen sein.⁸⁴ Der Tod ereilte den 56jährigen am 2. Januar 1769.



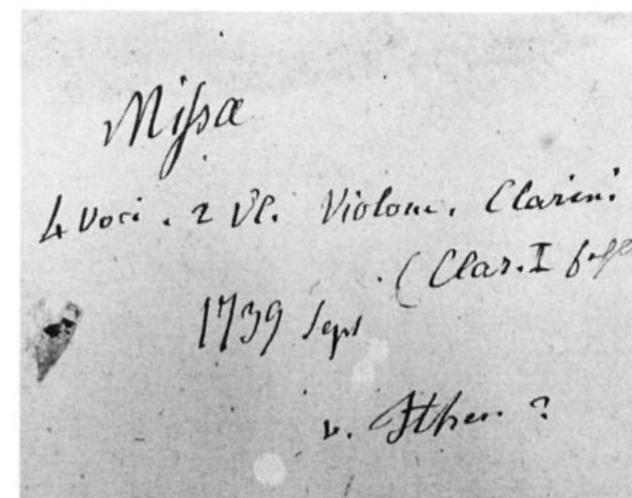
Unter dem Titel R.[everendissimus] P.[ater] Wolfgangus Iten verfaßte P. Karl Stadler die Lebensgeschichte Itens. Aufschlußreich ist gerade darüber der Schluß von Benedikt Deurings Vita. An zweitletzter Stelle wird Deurings Kompositionslehre aufgezählt: «Ars componendi Musicam».

S. 286 in Cod. 257 des Stiftsarchivs Engelberg; dies ist eine Abschrift von Stadlers Arbeit durch den späteren P. Konrad Christen. Foto Christian Lanz, Pfaffhausen

Als Todesursache gibt das eingangs zitierte Kapitelbuch «ex Apostemate» an, was vielleicht eine Art katarrhische Erstickung bedeutet. Seit 1740 muß Iten ein Beinleiden gehabt haben, das ihn mehrfach zu ärztlicher Behandlung nötigte. So etwa bei

einem Doktor Adam Stulz und bei einem Chirurgen Viktor Alois Businger in Stans, und schon am 5. August 1742 war er in Behandlung beim Chirurgo Bodenmüller in Einsiedeln. Vielleicht als eine Art Rekonvaleszenz wurde ihm 1740 und nochmals 1742 vom Abt eine Vakanz, also Ferien, gewährt.⁸⁵

Überaus wohlwollend hat Karl Stadler den Menschen Wolfgang Iten unter dem Motto «Hic semper sibi similis» (Immer sich selber gleich) gezeichnet: «(...) in ihm leuchtete eine außerordentliche Schärfe des Geistes, eine unglaubliche wissenschaftliche Vielseitigkeit hervor und, was ihn besonders vor andern auszeichnete, eine wunderbare Leichtigkeit, sich in Wort und Schrift auszudrücken. Dazu kam, daß er all diese vorzüglichen Talente nicht zu eitlen Schein und Ruhm benutzte, sondern zu dem, was der Gehorsam und das Wohl der Mitmenschen von ihm verlangten. Er war so glücklichen Geistes, daß es ihm ein Spiel war, Verse zu schreiben. Hätte er in seinem späteren Leben dieses Talent mehr ausgebildet, so würde er ohne Zweifel den höchsten Preis der Dichtkunst erreicht haben; denn in seinem Munde wohnte die Liebenswürdigkeit, in seinem Herzen hatten die Werke der Dichter festen Wohnsitz. (...) Seine Fähigkeiten bewies er nicht minder als Kapellmeister und erster Chordirektor. Denn als ausgezeichnete Musiker komponierte er viele Werke, sei es für unsern eigenen Chor, oder für andere Klöster. (...) Seinen Tod beklagten nicht nur seine Mitbrüder und seine Pfarrgemeinde, sondern auch viele Auswärtige; denn er hatte viele Freunde, mit denen er einen regen Briefwechsel unterhielt. Wolfgang war so reichlich mit angenehmen Eigenschaften ausgestattet, daß niemand hätte liebenswürdiger sein können: niemals war er traurig, immer sich selber gleich; freundlich, dienstfertig und leutselig. Bescheiden wie er war, verstand er es, die Würde anderer so zu achten und seinem Nächsten gegenüber so wohlwollend zu sein, daß er nie einen Knaben mit Worten beleidigte und gegen keinen in Wort oder tun gehässig war. Mit seiner angeborenen menschlichen Wärme zog er die Zuneigung aller auf sich, mit seiner großen Intelligenz und außerordentlich wirksamen Redegabe gewann er jeden der Gemeinschaft für sich. (...)».⁸⁶



Der nachträgliche Registratur-Vermerk auf dem späteren Umschlagbogen von Itens Missa. Es ist die Schrift des Einsiedler Bibliothekars P. Gall Morel, der 1835 einen Katalog verfaßte (vgl. Anm. 88).
Eis. Mb. Th. 199, 36. Foto Grau AG, Zug

Die Missa brevis Solemnis

Das autographe Manuskript der Missa brevis Solemnis liegt in der Musikbibliothek des Klosters Einsiedeln.⁸⁷ Dies ist bisher die einzige Quelle. Allerdings fehlt das originale Titelblatt und mit ihm auch Itens Namenszug. Auf dem Papierbogen, in dem die Einzelstimmen eingelegt sind, wurde von einem späteren Bibliothekar⁸⁸ ein handschriftlicher Vermerk mit Tinte notiert: *Missa / 4 Voci. 2 VI. Violone. Clarini. / (Clar. I fehlt / 1739 Sept / v. Ithen?*

Dieser Titel ist ungenau und wurde wohl lediglich als Klassifizierungsvermerk gebraucht.

Doch zuerst zum ausführlichsten Titel auf den Originalstimmen. Er befindet sich auf der ersten Seite der Orgelstimme und lautet *Missa brevis Solemnis à 4 Voci (bus) et 4 Inst: (rumentis) ex D*, also: «Kurze feierliche Messe für vier Stimmen und vier Instrumente in D-Dur».

Die Besetzungsangabe bezeichnet die Chorstimmen Sopran, Alt, Tenor und Baß und die begleitenden Instrumente: zwei Violinen und zwei Trompeten. Daß die Mitwirkung der Orgel als Generalbaßinstrument auf der Orgelstimme nicht besonderer Erwähnung bedarf, leuchtet ein. Auch ist sie



Die erste Seite der Orgelstimme in Itens Schrift. Die Generalbaßziffern sind über den Notenlinien notiert.
Eis. Mb. Th. 199, 36.
Foto Grau AG, Zug

Auf der ersten Seite der betreffenden Stimmlätter befinden sich die Bezeichnungen der Instrumente am oberen rechten Rand. Hier die Originalbezeichnung der Trompeteninstrumente. Seltsamerweise ist das höher liegende Instrument mit Tromba 1^{ma} und das tiefere mit Clarino 2^{do} bezeichnet.
Eis. Mb. Th. 199, 36.
Foto Grau AG, Zug



eine stilistische Selbstverständlichkeit. Zur Generalbaßgruppe gehört in der Barockzeit selbstverständlich auch ein Melodieinstrument in Baßlage, am häufigsten ein Streichinstrument. Die Violone-Stimme (Kontrabaß) dieses Meß-Manuskripts stammt allerdings nicht von Itens Hand und wurde erst später geschrieben. Sie ist aber (mit kleinen, unbedeutenden Ausnahmen) eine genaue Kopie des bezifferten Orgelbasses, also eigentlich eine ausgeschriebene Aufführungspraxis, nichts zusätzlich «Komponiertes».⁸⁹ Von der anzahlmäßigen Besetzung dieser «vier Stimmen und vier Instrumente» ist gemäß dem Brauch der Zeit (und gemäß den Mitteln, die zur Verfügung standen) anzunehmen, daß der Chor bei Iten auch tatsächlich chorisch besetzt war und die Soloaufgaben von einzelnen Chorsängern übernommen wurden. (Hier meint also die Bezeichnung «4 Stimmen» eigentlich vier Stimmgruppen von je etwa drei bis vier Sängern, wobei die hohen Stimmen von Scholaren, von Knaben, gesungen wurden.) Hingegen scheint die Lage bei den Streichern anders gewesen zu sein. Sie waren wohl in Engelberg in der Regel solistisch besetzt, wie dies bei den Bläsern selbstverständlich ist, denn es

dürfte jeweils unter den wenigen Mönchen⁹⁰ kaum genug Violinisten zur chorischen Besetzung gehabt haben. Eigenartig ist die Bezeichnung der zwei Blasinstrumente in den Stimmen, und damit kommen wir zur Notiz auf dem späteren Umschlagblatt. Dort steht ja, es fehle die Stimme von Clar. I, also von Clarino I, von der ersten Trompete. Vielleicht fehlte diese Stimme tatsächlich zur Zeit dieser Bemerkung, aber heute ist sie vorhanden. Nur ist sie bezeichnet mit Tromba 1^{ma}, wohingegen die Stimme der zweiten Trompete mit Clarino 2^{do}. Beide Ausdrücke sind italienisch und bedeuten «Trompete». Nur ist ungewöhnlich, daß ausgerechnet die zweite, tiefere Stimme mit jenem Instrument zu spielen sei, welches als Clarino im 17. und 18. Jahrhundert die hohe Solotrompete war, und sich durch das engere, flache Mundstück von der tieferen Trompete unterschied. Wie soll man sich das erklären? Beide Stimmen liegen in der Messe im großen ganzen in

der gleichen Lage, die zweite Stimme oft nur eine Terz unter der ersten. Wollte der Komponist tatsächlich die tiefere Stimme mit einem höheren Instrument gespielt haben? Hat er die Termini verwechselt, oder bedeuteten ihm beide einfach «Trompete»?

Bei einer heutigen Aufführung scheint es jedenfalls ratsam, beide Stimmen mit einer kleinen Trompete in D zu spielen.

Die Datierung im nachträglichen Titelvermerk ist irreführend. Auf den originalen Stimmbüchern steht am Schluß deutlich das Datum 2^{do} Febr 1739. Die Komposition wurde also am 2. Februar abgeschlossen. Auch die später geschriebene Violone-Stimme ist datiert (wenn auch nicht sehr gut lesbar): 29. (?) N(ovem)ber 1740.

Und nun zur letzten Zeile des Umschlagblattes: v. Ithen? Stammt diese Messe wirklich von Pater Wolfgang Ithen? Um es gleich vorwegzunehmen: alles spricht dafür. Und wenn der ursprüngliche Titelumschlag nicht verloren gegangen wäre, gäbe es darüber vermutlich keinen Zweifel mehr, weil darauf Itens Name stehen würde. Doch diese These will erläutert sein. Zunächst zu den Äußerlichkeiten: alle Stimmen (außer der Violone) sind von Itens Hand. Dies geht aus eingehenden Vergleichen mit einer großen Anzahl von Kompositionen hervor, die Ithen mit vollem Namenszug signierte. (Seine Handschrift ist übrigens durch manche Belege, bis hin zum Verkündrodel im Pfarrarchiv zu Sins und zum Taufbuch von Auw, eindeutig identifizierbar⁹¹. Auch das Papierformat deckt sich mit jenem, welches Ithen zum Beispiel für feierliche Offertorien in vergleichbarer Besetzung häufig verwendete. Ebenfalls sind die Notationsgewohnheiten bis in Details genau die gleichen, wie in gesicherten Werken Itens. Dazu kommen die stilistischen Ähnlichkeiten.

Wie muß man sich nun aber die Entstehung dieser Messe denken und wie kam sie nach Einsiedeln? Nach Itens Ernennung zum Kapellmeister am 27. Oktober 1737 muß es offiziell seine Aufgabe gewesen sein, seit dem Brand fehlende Kirchenmusik neu zu komponieren. Da damals auch viele Messen verbrannten, dürfte eine neue Messe gar eine der

Die zweite Seite der Orgelstimme zeigt sehr schön, wie sie dem Organisten als Direktionsstimme diente. Die Buchstaben C., T. und A über dem Schluß der zweiten Notenlinie bezeichnen zum Beispiel die verschobenen Einsätze der Stimmen Sopran (C.[anto]), Tenor (T.[enore]) und Alt (A[lt]) im fünften und sechsten Takt des Gloria. Der Einsatz der Baß-Stimme und zugleich der beiden Trompeten und Violinen ist bei Takt 7 mit «tt» (=Tutti) bezeichnet (erkennbar unter dem «i» der Textmarke «Gloria»).

Die schwach sichtbaren Taktzahlen (z. B. «39» am Schluß des Kyrie, unter dem letzten Takt der ersten Notenlinie) wurden vermutlich bei Proben eingetragen. Überdies sind deutlich Gebrauchsspuren an allen Stimmbüchern festzustellen.

Eis. Mb. Th. 199, 36. Foto Grau AG, Zug



Erste Violine, zweite Seite.
Die Streichungen am Ende der zweiten und zu Beginn der fünften Linie des Gloria zeigen, daß es sich um Korrekturen handelt, die vermutlich beim Erstellen der Reinschrift nötig wurden.

Eis. Mb. Th. 199, 36. Foto Grau AG, Zug

vordringlichsten Aufgaben des Kapellmeisters geworden sein. Deuring hatte noch 1735 gleich zwölf kurze Messen zu 2, 3 und 4 Stimmen ohne Instrumente komponiert⁹². Aber eine feierliche Messe mit Instrumenten gab es vom Hauskomponisten nicht. Es ist nun denkbar, daß Ithen schon bald nach der Ernennung zum Kapellmeister sich mit dem Gedanken einer Meßkomposition befaßte. Und da es sich bei diesem Werk doch um eine größere Arbeit mit fünf Sätzen von insgesamt 487 komponierten Takten handelt, dürfte Ithen in der zweiten Jahreshälfte 1738 damit begonnen haben. Von Itens Arbeitsvorgang beim Komponieren läßt sich übrigens nichts Genaueres sagen. Von keinem seiner Werke sind Skizzen oder Konzepte, Particelle oder ganze Partituren vorhanden, sondern lediglich die ins Reine geschriebenen Stimmen, also das Auffüh-



rungsmaterial. Dabei ist jeweils die Generalbaß-Stimme (hier die Orgel) als Direktionsstimme notiert, auf der die Einsätze der andern Instrumente und Stimmen durch Abkürzungen bezeichnet sind. So ist es auch bei der Messe.

Die Stimmen weisen nur wenige Korrekturen auf. Meistens handelt es sich dabei um ganze Takte, die gleich während der Reinschrift wieder mit Tinte durchgestrichen und neu geschrieben wurden, also um Korrekturen, die vermutlich durch Fehler beim Abschreiben von einem Entwurf notwendig wurden.

Von einer Messe ist anzunehmen, daß der Chor und die Instrumentalisten sich etwas mehr Zeit nahmen für die Einstudierung als etwa bei jenen kürzeren Werken für die Profest von Maurus Zingg

oder für Abt Crivelli. Diese Werke lagen erst einen Tag, beziehungsweise drei Tage vor der Aufführung bereit (vgl. Kapitel 4). Bei der Messe dürfte das anders gewesen sein. Für die Bestimmung der *Missa brevis Solemnis*, falls sie überhaupt auf ein bestimmtes liturgisches Fest hin komponiert wurde, fällt deshalb wohl Maria Lichtmeß 1739 weg, da für die Einstudierung keine Zeit geblieben wäre (?). Vielleicht wurde sie an Ostern jenes Jahres in Engelberg zum ersten Mal aufgeführt. Auf jeden Fall aber ist anzunehmen, daß die Messe tatsächlich aufgeführt worden ist. Direkte Spuren solcher Aufführungen könnten die Taktzahlen sein, die sich in den Originalstimmen bei größeren Abschnitten unter den Notenlinien finden und vermutlich nach der Reinschrift eingetragen wurden. Überdies weisen alle Stimmen eindeutige Gebrauchsspuren auf.

Und wie kam die Messe nach Einsiedeln? Iten selbst weilte mehrere Male in Einsiedeln, entweder in Behandlung beim Chirurgen Bodenmüller oder zur Kur.⁹³ Selbstverständlich ist anzunehmen, daß er bei diesen Gelegenheiten jeweils im Kloster wohnte. Iten war es auch, der auf Geheiß des Nuntius den Abt von Einsiedeln vom Tod Emanuel Crivellis in Kenntnis setzte. Iten hatte also persönliche Kontakte zu Einsiedeln, wo er übrigens als Kind gefirmt worden war.⁹⁴ Auch darf man nicht vergessen, daß sein Freund Maurus Zingg als Schüler von Einsiedeln nach Engelberg gekommen war.

In Einsiedeln werden nebst der Messe weitere 31 Kompositionen Itens aufbewahrt⁹⁵, von denen der größte Teil durch Iten selbst kopiert wurde. Zum Beispiel die *Motteta de Sponso Jesu* vom 28. Oktober 1739. Von ihr existiert ein Autograph in Engelberg mit vollständigem Titelblatt, Datum und von Iten signiert.⁹⁶ Auch das Einsiedler Exemplar⁹⁷ des gleichen Stücks stammt von Itens Hand. Iten dürfte es zum Gebrauch für das Kloster Einsiedeln kopiert und dorthin mitgebracht oder geschickt haben. Auf diesem kopierten Autograph fehlen aber sowohl Itens Namenszug, wie auch ein Datum. Der Titelumschlag ist nicht beschrieben. Vermutlich ist auch hier das originale Titelblatt verloren gegangen. Unter Itens Werken in Einsiedeln gibt es weiter auch solche, die nur in einer Fassung existieren. Es ist anzunehmen, daß beim regen Austausch zwi-

schen den Klöstern Kompositionen und Aufführungsmaterial hin und her gingen. Der Normalfall dürfte gewesen sein, entweder daß die jeweils gewünschten oder geschenkten Werke kopiert wurden oder daß Unikate nach Gebrauch an den Ursprungsort zurückgingen.

Daß hingegen eine ganze Messe nicht kopiert wurde, hing vielleicht mit dem Arbeitsaufwand zusammen. Aus der Datierung der Violonestimme (November 1740) durch den Einsiedler Schreiber kann man ersehen, daß die Messe schon bald nach ihrer Entstehung und (vermuteten) Engelberger Aufführung auch in Einsiedeln aufgeführt wurde. Wahrscheinlich brachte Iten die Messe selbst dorthin, denn er soll 1740 in Einsiedeln zur Kur gewesen sein.⁹⁸ Warum dann allerdings das Manuskript in Einsiedeln geblieben wäre ist schleierhaft. Vielleicht ging es auch mehrmals hin und her und blieb nach dem Tod Itens in Einsiedeln. Oder es kam erst später dorthin, bevor Pater Gall Morel 1835 seinen Katalog erstellte.⁹⁹

Zum Stil der Messe

Der Titel *Missa brevis Solemnis* mag auf den ersten Blick widersprüchlich und ungewohnt sein. Aber beides ist für das 18. Jahrhundert nicht der Fall. Mit der Bezeichnung *Missa brevis* ist seit dem 16. Jahrhundert eine kurze Messe, in gedrängter Fassung gemeint. Der Ausdruck *brevis* sagt aber über die stimmliche und instrumentale Besetzung nichts aus. Hingegen ist die Bezeichnung *Missa solemnis* seit dem 18. Jahrhundert üblich und meint eine feierliche, festliche Meßvertonung mit stark instrumental geprägtem Ausdruck, üblicherweise mit Orchester, Trompeten und Pauken.¹⁰⁰ Somit trifft der Titel *Missa brevis Solemnis* auf unsere Messe genau zu, denn:

Brevis ist sie in ihrer Ausdehnung: ihre Aufführungsdauer dürfte jene 45 Minuten nicht überschreiten, die Jahrzehnte später auf Geheiß des Bischofs von Salzburg die oberste Norm für seine ganze Meßfeier inklusive Mozarts *Missae breves* werden sollten! In Itens *Missa* kann zum Beispiel das Da Capo im Kyrie, wo nach dem Christe-Sopran solo liturgisch noch einmal das Kyrie folgen muß, auch weggelassen werden. Die Anweisung am

Schluß des Christe lautet: *Kyrie si placet Da Capo*. (Das Da Capo allerdings wegzulassen, wäre nicht nur liturgisch unrichtig, sondern auch musikalisch unsinnig. Das Christe steht nämlich harmonisch in der parallelen Molltonart h-Moll, und die Komposition findet ihr Gleichgewicht und ihre Abrundung erst, wenn wieder das D-Dur des Beginns erreicht ist.) Am deutlichsten «brevis» ist Itens Messe durch den Umstand, daß die Vertonung des Benedictus fehlt. Nach dem «Hosanna in excelsis» des Sanctus steht in den Stimmen ein deutlicher Doppelstrich, und ohne Auslassung beginnt gleich auf den nächsten Notenlinien das Agnus. Daraus läßt sich mit großer Sicherheit schließen, daß die Messe nicht etwa unvollständig geblieben wäre und allenfalls später noch hätte ein Benedictus eingefügt werden sollen, sondern daß es bewußt ausgelassen ist und dem Priester überlassen bleibt.

Solemnis ist sie in der Besetzung: die Trompeten waren ja in Engelberg den hohen Festen vorbehalten. Daß sie in Itens Messe ohne die Pauke erscheinen, ist wohl bloß dem Umstand zuzuschreiben, daß es damals im Kloster Engelberg keine solche gab. In keinem Werk der Engelberger Komponisten im 18. Jahrhundert erscheint eine Pauke.¹⁰¹ Aber auch so entspricht das kleine Orchester mit zwei Violinen und zwei Trompeten durchaus den Anforderungen einer damaligen *Solemnis*. Auch in Rathgebers bereits erwähnter Messe op. 19 Nr. 1 sind die Pauken «ad libitum» notiert. Und hier dürfte es nicht zuletzt auch der Drucker Lotter in Augsburg gewesen sein, der an alle Land- und kleineren Stadtkirchen dachte, in denen keine Pauken vorhanden waren. Bei ihm, wo überhaupt der größte Anteil von Messen im 18. Jahrhundert in Deutschland gedruckt wurden, kamen übrigens auch Sammelwerke mit sogenannten *Missae breves et sollemnes* vor.¹⁰²

Der Stil, in dem Itens Messe komponiert ist, läßt sich mit dem zeitgenössischen Theoretiker Johann Joseph Fux als «vermischter Stil» bezeichnen. In der berühmten Schrift *Gradus ad Parnassum* von 1725 charakterisierte Fux diesen «stylus mixtus» so, daß in ihm «bald eine, zwey, drey und mehrere Stimmen mit untergemischten Instrumenten concertiren, bald im vollen Chor sich hören lassen, welche Art der Composition hauptsächlich in den Kirchen itzo gebräuchlich ist».¹⁰³

Gehen wir die Messe kurz durch: Der erste *Kyrie*-Teil wird vom Tutti gespielt, und zwar in Form einer Adagio-Einleitung. Zuerst intoniert der volle Chor, den man auch Ripieno nennt, nur vom Generalbaß begleitet; erst dann setzen die übrigen Instrumente ein, nacheinander die Violinen und die Trompeten. Im anschließenden Allegro wechseln sich bereits Ripieno- und Solo-Stellen des Chores konzertierend ab, dazwischen übernehmen die Instrumente tänzerisch bewegte Zwischenspiele. Man fühlt sich nicht wesentlich anders als in einem barocken Concerto grosso. Die Großform des Kyrie ist dreiteilig: das Christe in der Mitte wird als Sopranarie (Largo) im parallelen h-Moll vertont. Das Solo verbreitet im Zwiegespräch mit den Violinen, die hier fast ausschließlich im Unisono spielen, eine schlichte, verhaltene Eindringlichkeit.

Das *Gloria* setzt als froher Jubel mit brillanten instrumentalen Sechzehntelfiguren ein, die vier Takte später von den Sängern nachgeahmt werden. Nach dem Vivace bis «Glorificamus te» folgt ein Largo «Gratias agimus» ohne Trompeten, das zuerst als Duo zwischen Sopran und Baß, dann Tenor und Baß und schließlich Sopran und Alt gebaut ist, bis der ganze Chor in getragenem, homophonem Satz schließt. Der letzte Teil, das Allegro bei «Qui tollis», wird zusammen mit den Trompeten eröffnet. Wieder ist es ein leicht und festlich dahineilender Satz. Bei «Altissimus» landet der Sopran auf dem höchsten Ton a", auf dem zuvor auch das «tu» gesungen wurde: Du allein der Höchste. Eine leicht verständliche, naheliegende musikalische Ausdeutung des Textes, wie sie bei Iten die Regel ist. Nach dieser Stelle setzt ein viertaktiges Adagio auf «Jesu Christe» eine Zäsur.

Was in diesem Adagio harmonisch geschieht, ist im konstanten D-Dur-Umfeld bereits auffällig. Iten weicht in die Variante d-Moll aus, wo er die Stimmen über eine sechste Stufe in Grundstellung auf die Dominante führt. Da auch diese Dominante in Grundstellung erscheint, sind «verbotene» Parallelen unvermeidlich. Zwischen Tenor und Baß (im Unisono) und der Alt-Stimme entstehen Quintenparallelen. Solche Ungeschicklichkeiten im Satz gibt es in der ganzen Messe einige. Es sind die glei-

126

129 Adagio

Allegro

Adagio

Allegro

[so] - - - lus Al-tis-si-mus Je-su Je-su Chri-ste

tu so-lus Al-tis-si-mus Je-su Je-su Chri-ste

tu so-lus Al-tis-si-mus Je-su Je-su Chri-ste

[so] - - - lus Al-tis-si-mus Je-su Je-su Chri-ste

Tutti

Adagio

Allegro Violini

Adagio

Allegro

Der Ausschnitt aus der Partitur zeigt, daß die Generalbaßbezeichnung nicht immer mit den harmonischen Verhältnissen der auskomponierten Stimmen übereinstimmt. Die Bezeichnung im zweiten Takt des Adagios ist im Original deutlich als Quartsextakkord angegeben. An dieser Stelle erklingt aber im Chorsatz ein (an dieser Stelle auch zu erwartender) verminderter Septakkord. Beide Varianten ändern aber an den Quintenparallelen von Takt 129 zu Takt 130 nichts.

Übertragung von Joseph Willimann, Ms. 1985.

chen, wie sie auch bei Itens Lehrer Deuring erscheinen.¹⁰⁴ Man darf nicht vergessen, daß die Engelberger Komponisten im Vergleich mit den Meistern der italienischen Zentren jener Zeit eben doch provinzielle Hauskomponisten waren. In diesem Zusammenhang erstaunt allerdings das Urteil von Leonti Meyer von Schauensee, der Deuring offensichtlich als Rivalen fürchtete. Denn er sagt von Deuring, «daß dieser ein Puritaner (!) der Compositions-Regel sei und daß ein Componist, der das «cantabile harmonios» ausführen will, unmöglich so sein darf. Er beruft sich auf Fux von Wien, Matheson von Hamburg und Maichelbeck von Frybourg, welche als Männer vom Fach große «distinction in den compositions Reglen» machen. Er fürchte sich vor diesem «Critico» (P. Deuring) nicht im geringsten, doch könnte dieser dem Buchdrucker Samm

den Kopf voll machen (der Meyers erstes Opus drucken sollte). (...) Meyer will schlußendlich nicht, daß ihm auch nur eine Nota von diesem «Zwiebelkopf» censuriert werde.¹⁰⁵ Im Gloria von Itens Messe folgt nach diesem Adagio-Einschub auf «Cum sancto» ein Fugaversuch, der mit den Choreinsätzen des Themas von Alt, Sopran und Baß auch tatsächlich sechs Takte dauert. Doch dann fällt der Satz sofort wieder in akkordische, homophone Deklamation, womit er auch schließt. Auch das *Credo* ist in drei großen Teilen vertont. Der erste (Vivace) wird vom Orchester- und Chor-tutti musiziert. Die immer mit «credo» eingeleiteten Glaubenssätze werden blockartig vom Chor gesungen und durch zwei- bis viertaktige instrumentale Zwischenspiele getrennt. Ein weiteres Beispiel

für Itens unmittelbar verständliche musikalische Textausdeutung ist die Stelle bei «descendit de caelis». Bei «descendit», das am Schluß noch wiederholt wird, führen abwärtsfallende Linien auf melodische Tiefpunkte.

Das G-Dur-Adagio bei «Et incarnatus», der zweite, nur von den Violinen begleitete Credo-Abschnitt, spaltet den Chorsatz wieder auf und setzt einzelnen Soli das Ripieno gegenüber. Zwei Dinge fallen hier auf: die Personifizierung Gottes im Menschen Jesus wird durch ein Sopransolo zu Beginn versinnbildlicht. Dies ist eine schlichte und häufige Art der musikalischen Versinnbildlichung (in Rathgebers op. 19 Nr. 1 als Tenorsolo), hier besonders wirksam, weil bisher im ersten Credo-Teil der Chor immer als geschlossene Gemeinschaft auftrat. Und das zweite: die Worte «incarnatus» und «natus» werden in der Komposition so übereinandergelagert, daß nach dem solistischen «incarnatus» der Chor mit «natus» gleichsam ein textliches Echo gibt. Diese wiederum einfache und naheliegende musikalische Idee sagt aus: Fleisch geworden und geboren aus Maria ist Jesus im gleichen Augenblick.

Als Fortsetzung des langsamen Mittelteils wird das «Crucifixus» vertont: in vier Zwölfachtel-Takten, Lente vom Solosopran in h-Moll zu singen, nur vom Generalbaß begleitet, melodisch fast ausschließlich in parallelen Dezimen geführt. Ein schönes Beispiel für die nicht außerordentlich kunstvolle und keineswegs tief sinnig spekulative Vertonung, aber auch ein Beispiel dafür, wie wirksam der Komponist innerhalb der bescheidenen Möglichkeiten zu differenzieren weiß.

Mit einer breit ausladenden fünftaktigen D-Dur-Fanfane eröffnet das von den Trompeten dominierte Orchester den dritten Teil (Allegro) des Credos: «Et resurrexit». Im Sechsviertel-Takt lösen sich homophone Chorstellen ab mit kurzen imitatorischen Einsätzen, mit Solis und Duos, bis der ganze Chor in den letzten zwölf Takten vereint die Geschlossenheit des Volkes Gottes und seine Überzeugung zum Ausdruck bringt, ganz wie zu Beginn.

Das *Sanctus* (Lente) ist ein kurzer Satz im Zwölfachtel-Takt. Im gewohnten homophonen Satz intoniert der Chor nach einer kurzen Einleitung der

Instrumente zweimal das *Sanctus*: zuerst auf der Tonika, dann auf der Dominante. Das «Pleni sunt caeli» wird in zwei kurze Duos aufgeteilt, das «Hosanna» wieder bis zum Schluß vom ganzen Chor gemeinsam gesungen. Es wurde bereits gesagt, daß das «Benedictus» nicht vertont ist. Für die Aufführung ist zu empfehlen, an dieser Stelle die einleitenden acht Takte gleichsam als Orchesterritornell zu wiederholen.

Ähnlich knapp ist auch das *Agnus* vertont. (Eine Charakter- oder Tempoangabe fehlt. Aber aufgrund der Sechzehntelbewegung in den Stimmen und aufgrund der harmonischen Fortschreitung über den fast durchgehenden Achteln im Baß ist wohl am ehesten an ein Andante zu denken.) Die ersten zwei *Agnus*-Rufe werden je vom Sopran und Alt solo gesungen, dann folgt ein Solozwischenspiel der beiden Geigen, den Gesang ansatzweise imitierend. In das dritte *Agnus* stimmt der ganze Chor ein und schließt mit dem Friedensgebet.

Die *Missa brevis Solemnis* von Pater Wolfgang Itens bestätigt, was bisher über ihn als Komponisten geurteilt wurde. Huber bemerkte kurz: «P. Wolfgang's Kompositionen sind, wenn auch nicht tief, so doch flüssig geschrieben.»¹⁰⁶ Cherbuliez hielt ihn, wie den Lehrer Deuring, für einen zwar fruchtbaren Komponisten, der sein Handwerk aber nicht immer meisterhaft beherrsche.¹⁰⁷

Auf keinen Fall liegt in dieser Meßvertonung ein genialer Wurf vor uns. Vielmehr der unbeschwerter Ausdruck ungebrochener Frömmigkeit, zu Papier gebracht von einem 27jährigen Mönch, für den Musik nur eine jener vielfältigen Formen war, seiner Lebenshaltung Ausdruck zu geben. Entstanden ist daraus ein Werk in lieblicher Schlichtheit und manchmal auch etwas vordergründig wirkender Feierlichkeit – jedenfalls für uns, die wir die Musik von Itens Zeitgenosse Johann Sebastian Bach in den Ohren haben. Auch heute aber kann diese *Missa brevis Solemnis* ein Fest durchaus bereichern.

Joseph Willimann

ANMERKUNGEN

- ¹ Der lateinische Eintrag findet sich in *Actuum Capitularium Tomus IV-tus* ab A^o 1754. mense Junii usque ad A^{um} 1797. mense Dec., Cod. 193 Stiftsarchiv Engelberg.
- ² In Hubers Studie (1914, vgl. Anm. 6) findet sich lediglich ein Teildruck der Motetta vom 28. Okt. 1738.
- ³ Es handelt sich um das *Offertorium Solemne Pro Festo Dedicacionis Ecclesiae* für 4 Stimmen, zwei Violinen, zwei oblige Trompeten, Orgel und Kontrabaß, abgeschlossen für den zweiten Oktobersonntag des Jahres 1748, und um die *Motteta de Spiritu Sancto* für Sopran Solo, zwei Violinen und zwei Traversflöten. (Diese Komposition ist nicht datiert, dürfte aber nach 1746 entstanden sein, da Iten bereits als Subprior bezeichnet wird.)
- ⁴ P. Karl Stadler, *Descriptio virorum illustrium monasterii Engelbergensis* (1787), in Cod. 257 des Stiftsarchivs Engelberg befindet sich eine Kopie von der Hand des späteren P. Konrad Christen.
- ⁵ Im *Catalogus biographicus*, 1901
- ⁶ *Die Pflege der Kirchenmusik im Stifte Engelberg während des 17. und 18. Jahrhunderts*, in: Angelomontana, Blätter aus der Geschichte von Engelberg, Gossau: Cavelti 1914, S. 395–429.
- ⁷ Vgl. vorderhand: Joseph Willimann: *Pater Wolfgang Iten (1712–1769), Leben und Werkverzeichnis*, Ms. 1978 (Inzwischen sind alle – auch die dort noch als verschollen registrierten Werke – sichergestellt.)
- ⁸ *Die Pflege des Kirchengesanges und der Kirchenmusik in der deutschen katholischen Schweiz*, Benziger, 1873 (bei ihm erscheint allerdings Itens Name nur mit einem kurzen Hinweis auf die Kompositionen).
- ⁹ Antoine-Élisée Cherbuliez: *Die Schweiz in der deutschen Musikgeschichte* (=Die Schweiz im Deutschen Geistesleben, Bd. 18), Frauenfeld/Leipzig: Huber 1932.
- ¹⁰ Vgl. Josef Hermann Heß: *P. Marianus Rot*, Basel: Heß 1927; und Oskar Eberle: *Theatergeschichte der Innerschweiz*, Königsberg: Gräfe und Unzer 1929 (darin Iten: S. 167–169).
- ¹¹ Albert Iten: *Die Iten, Talleute zu Ägeri*, Zug 1962, (besonders Seite 193–195).
- ¹² Albert Iten: *Tugium Sacrum II*, Die Zuger Geistlichen der Orden, Kongregationen und Gesellschaften, Zug 1973.
- ¹³ P. Gall Heer: *Vorarbeiten für das Profetbuch des Klosters Engelberg*, Ms. 1978; hier zitiert mit *Heer Archivalien*. (Leider kam der inzwischen verstorbene Verfasser nicht mehr dazu, diese große Arbeit abzuschließen.)
- ¹⁴ Albert Iten: *Werden und Wachsen der Pfarrei*, in: 250 Jahre Pfarrei, 150 Jahre politische Gemeinde Unterägeri, Offizin Zürcher, Zug (1964) S. 7–40, S. 14 f.
- ¹⁵ Iten 1964 S. 15
- ¹⁶ Iten 1964 S. 24
- ¹⁷ Iten 1964 S. 19
- ¹⁸ Vgl. dazu Iten 1964
- ¹⁹ Albert Iten: *Aus den Gründungsjahren der Pfarrei Unterägeri*. Barockes Leben um Pfarrer Fliegau, Offizin Zürcher, Zug (1965) (Separatdruck aus den «Heimat-Klängen») S. 27 f. und 42 f.
- ²⁰ Iten 1965 S. 29
- ²¹ Iten 1965 S. 39
- ²² beschrieben bei Iten 1965 S. 50 ff.
- ²³ Iten 1965 S. 65
- ²⁴ Iten 1965 S. 78
- ²⁵ Iten 1965 S. 79
- ²⁶ Iten 1965 S. 80
- ²⁷ Iten 1965 S. 82
- ²⁸ Iten 1965 S. 59
- ²⁹ Iten 1965 S. 81 Anm. 3
- ³⁰ Iten 1965 S. 81 f.
- ³¹ Iten 1965 S. 81 Anm. 3
- ³² «(...) eine wunderbare Leichtigkeit, sich in Wort und Schrift auszudrücken (...)» (zit. nach Huber 1914 S. 419).
- ³³ Huber 1914 S. 400
- ³⁴ Am 11. August 1742 wirkte Iten bei der Sekundiz von Kommissar Andermatt in Stans als Trompeter mit, zusammen mit seinem Schüler Frater Leodegar (vgl. Heer, Archivalien S. 265).
- ³⁵ enthalten in Cod. 755 der Stiftsbibliothek und Cod. 229 des Stiftsarchivs.
- ³⁶ *Ars Componendi Musicam* (erwähnt bei Karl Stadler in Cod. 257, S. 287)
- ³⁷ *Consuetudines Angelomontanae ante incendium observatae*, Cod. 202 Stiftsarchiv; das Zitat stammt aus dem VII. Kapitel «De horis canonicis», hier zitiert nach Huber 1914 S. 400
- ³⁸ Straumeyer beschreibt diese Bräuche im VIII. Kapitel «De Musica Figurali»; hier zusammengefaßt nach der deutschen Übersetzung bei Huber 1914.
- ³⁹ Im Jahr 1729 waren dies: 16 Patres, 4 Fratres und 3 Laienbrüder (Anm. Hubers S. 402)
- ⁴⁰ Zitiert nach Huber 1914 S. 402 f.
- ⁴¹ Vgl. Heer Archivalien S. 264
- ⁴² Vgl. Heer Archivalien S. 264
- ⁴³ Ausführlich beschrieben von P. Gall Heer: *Aus der Vergangenheit von Kloster und Tal Engelberg 1120–1970*, Benediktiner-Kloster Engelberg 1975, S. 280 ff.
- ⁴⁴ Albini war gestorben, bevor er sein Projekt hatte ausführen können.
- ⁴⁵ Schlaftrakt
- ⁴⁶ Versammlungsort
- ⁴⁷ Vgl. Huber 1914 S. 407
- ⁴⁸ Aus *Consuetudines*, IV. Kapitel «De rebus combustis»; hier zit. nach Huber 1914 S. 406
- ⁴⁹ Vgl. Riemann Musiklexikon, Mainz 1967; es ist unwahrscheinlich, daß es sich um den Komponisten Padre Tommaso Graziani handelt (~1553–1634), von dem 1587 eine dreichörige Messe in Venedig erschien und später noch 5-st. Messen (1599).
- ⁵⁰ Riemann Musiklexikon
- ⁵¹ Wilfried Dotzauer 1981 S. 3 (vgl. folgende Anm.)
- ⁵² Es handelt sich um die *Missa Sanctorum Apostolorum* in C-Dur, op. 19 Nr. 1, hrsg. v. Wilfried Dotzauer, Stuttgart: Carus 1981.
- ⁵³ P. Stephano: Wahrscheinlich Agostino Steffani (1654–1728), Komponist, Staatsmann und Bischof; seine Duetti da camera sind in Erfindung und Ausführung vollendete Meisterwerke des italienischen Sologesangs (Anm. 4 bei Huber 1914 S. 406). Planiski: Vermutlich Josef Antonin Planicky (1691–1732), von dem 12 Solomotetten *Opella ecclesiastica*, Augsburg 1723, erhalten sind (vgl. Riemann Musiklexikon). P. Kolberer: Benediktiner zu Andechs im Anfang des 18. Jahrhunderts, der viele Kirchenkompositionen veröffentlichte (Anm. 5 bei Huber 1914 S. 402).
- ⁵⁴ Buch mit den täglichen Gebeten der Gebetsstunden.
- ⁵⁵ Huber 1914 S. 411
- ⁵⁶ Darüber berichtet P. Ignaz Heß: *Der Klosterbau in Engelberg nach dem Brande von 1729*, in Angelomontana, Blätter aus der Geschichte von Engelberg, Gossau: Cavelti 1914 S. 275–393.
- ⁵⁷ Vgl. Heer 1975 S. 283–307.
- ⁵⁸ Heer 1975 S. 285.
- ⁵⁹ zit. nach Heß 1914 S. 343.
- ⁶⁰ *Consuetudines* Kap. VIII, zit. nach Huber 1914 S. 404.
- ⁶¹ Cod. 226, S. 4 f.; zit. nach Heer Archivalien S. 264
- ⁶² Karl Stadler Viri Illustres Cod. 257 S. 288.
- ⁶³ Heer Archivalien S. 264
- ⁶⁴ Heer Archivalien S. 264
- ⁶⁵ zit. bei Heß 1914 S. 345
- ⁶⁶ Cod. 784 Stiftsbibliothek
- ⁶⁷ Alle folgenden Daten aus Heer Archivalien
- ⁶⁸ Es ist das *Diarium oder umständliche Beschreibung der feyrliehen Kirchweyhung zu Engelberg* (...), Cod. 199 Stiftsarchiv. Gedruckt herausgegeben von P. Ignaz Heß: Aus dem kirchlichen und bürgerlichen Leben im alten Engelberg Bd. 3 (=Heft 13 der Schriften zur Heimatkunde von Engelberg) Sarnen: Ehrli 1945.
- ⁶⁹ Meyer von Schauensee blieb der einzige Schweizer Komponist des 18. Jahrhunderts, der schon zu Lebzeiten zu einer einläßlichen Biographie und einem Werkverzeichnis im Ausland und an hervorragender Stelle kam: Marburg druckte in seinen «Kritischen Briefen über die Tonkunst» (1762, II, 477) eine 1757 in Frankfurt und Leipzig anonym erschienene Lebensbeschreibung Meyers ab. 1752 wurde Meyer Organist und Geistlicher an der Hofkirche zu Luzern (nach Cherbuliez 1932 S. 260 f.).
- ⁷⁰ Vgl. Eugen Koller: *Franz Joseph Leonti Meyer von Schauensee*, Frauenfeld/Leipzig 1922, S. 21.
- ⁷¹ Heer 1975 S. 307 f.
- ⁷² gemäß Heer 1975 S. 313 f.
- ⁷³ Vgl. Eberle 1929 S. 166 ff.
- ⁷⁴ Eberle 1929 S. 167.
- ⁷⁵ Cod. 294 Stiftsbibliothek
- ⁷⁶ Cod. 215 Stiftsbibliothek (Tragœdia germanica de passione Domini).
- ⁷⁷ Vgl. Josef Hermann Heß: *Pater Marianus Rot*, Basel 1927, S. 56; vgl. dort auch Anm. 106.
- ⁷⁸ Eberle 1929 S. 169.
- ⁷⁹ Zur Zeit von Hubers Werkverzeichnis lag das Autograph noch in Sarnen (vgl. Huber 1914 S. 421).
- ⁸⁰ «Italienisches ABC, d.h. drei Sonaten im neueren italienischen Stil»
- ⁸¹ Vgl. P. Ignaz Heß: *Die Pfarregeistlichen von Sins, Auw und Abtwil im Kanton Aargau*, in: Festschrift Walter Merz, Aarau 1928, S. 98.
- ⁸² Vgl. Cherbuliez 1932 S. 248 f.
- ⁸³ Arioses Terzett oder Musik-Glückwunsch zum Fest und Namenstag des hochverehrten Herrn Abtes Maurus
- ⁸⁴ Vgl. Heer Archivalien S. 265
- ⁸⁵ Heer Archivalien S. 265
- ⁸⁶ Stadler Viri Illustres Cod. 257 S. 287–289. Hier in Anlehnung an Huber 1914 S. 419 zitiert, der aber Auslassungen macht.
- ⁸⁷ Signatur Eis. Mb. Th. 199, 36.
- ⁸⁸ Es war der Universalgelehrte und Sammler Pater Gall Morel, der 1835 den ersten Katalog der Einsiedler Musikbibliothek erstellte. (Ich danke Pater Lukas Helg von Einsiedeln für die Auskunft.)
- ⁸⁹ Die gleiche Hand dieses Einsiedler Schreibers verfertigte in mehreren Iten-Manuskripten, die noch in Einsiedeln liegen, eine solche Violone-Stimme.
- ⁹⁰ Vgl. Kapitel 3, Anm. 39
- ⁹¹ Vgl. Willimann 1978 S. 16
- ⁹² Vgl. Huber 1914 S. 412
- ⁹³ Vgl. Heer Archivalien
- ⁹⁴ Heer Archivalien
- ⁹⁵ Musikbibliothek Einsiedeln, Signaturen Th. 213, 8 bis 38.
- ⁹⁶ Engelberg E 02, 15
- ⁹⁷ Einsiedeln Eis. Mb. Th. 213, 37
- ⁹⁸ Heer Archivalien S. 265
- ⁹⁹ Vgl. oben Anm. 88
- ¹⁰⁰ Vgl. Karl H. Wörner: *Geschichte der Musik*, Göttingen 1975, S. 242.
- ¹⁰¹ Vgl. Huber 1914
- ¹⁰² Vgl. *Die Messe* (=Musikalische Gattungen in Einzeldarstellungen Bd. 2), edition MGG, Kassel 1985, S. 76 f.
- ¹⁰³ zit. nach Die Messe S. 77 f.
- ¹⁰⁴ Vgl. Huber 1914 S. 413: «Die noch vorhandenen Werke Deurings zeugen von guter Erfindungsgabe und großer Leichtigkeit im musikalischen Satze, der freilich nicht immer korrekt ist. Oft überraschen recht originelle Gedanken, manches trägt den Stempel der Gelegenheitskomposition an sich. Deuring war sich aber der Schwächen mancher seiner Kompositionen bewußt.» Auch Cherbuliez übernahm dieses Urteil: «Sein Satz ist nicht ohne dauernde Spuren eines gewissen Dilettantismus geblieben, und man findet bei ihm eine eher äußerliche Imitationstechnik, tonmalerische Bestrebungen und den melodisch-volkstümlichen Stil des Pergolesezitalters, das auf Haydn hindeutet.» (1932 S. 248). (Das Gleiche gilt auch für Iten. Wobei Hubers Ausdruck «Gelegenheitskomposition» heute mißverständlich ist. In der Tat hat Iten nichts anderes als funktionale Musik geschrieben. Das heißt aber nicht, daß er dabei nicht all seine Fähigkeiten aufwenden wollte.)
- ¹⁰⁵ Saladin 1947 S. 112.
- ¹⁰⁶ Huber 1914 S. 422.
- ¹⁰⁷ Vgl. oben Anm. 104

Seit es Kunst gibt, ist das menschliche Wesen und ist das Wesen des Menschen Gegenstand künstlerischer Darstellung, sei es in den Bereichen der Literatur, Malerei oder Plastik. Und immer ging es dem darstellenden Künstler nicht bloß um das platte Abbilden, sondern stets war es auch gleichzeitig ein Deuten seines Gegenstandes. Und da jedem Deuten die eigene Wahrnehmung vorausgeht, und weil alles Wahrnehmen vorerst ein höchst subjektiver Vorgang ist, bleibt die künstlerische Deutung immer ein subjektives, an die Person und ihre Zeit gebundenes Ereignis. Auch das vom Künstler geschaffene Werk ist, als neue gegenständliche Wirklichkeit, der Erfahrung, Wahrnehmung und Deutung des Betrachters ausgesetzt, der diesen Kunstgegenstand beglückt und zustimmend, oft ratlos und kopfschüttelnd, oder gar ablehnend zur Kenntnis nimmt. Tatsächlich ist die Palette der Möglichkeiten figürlicher Darstellung in den verschiedenen Hochkulturen und nur schon im Abendland von der archaischen Zeit über die griechische Klassik, das europäische Mittelalter, bis hin zur Renaissance und den Leistungen des 19. Jahrhunderts derart vielfältig, überraschend und phantasievoll, daß ein ungeduldiger Betrachter vielleicht etwas zu voreilig an einigen liebgewonnenen Vorstellungen festhält, sie zu seinem alleinigen Urteilsrahmen erstarren läßt und sich neuen und ungewohnten Spielarten vorab der Kunst des 20. Jahrhunderts verschließt.

Der Liebhaber jedoch läßt sich auf das Neue ein und versucht, die vorerst vielleicht unverständliche Sprache des Kunstwerkes zu verstehen. Dies kann zu einer Enttäuschung werden, oder aber, wie die Beschäftigung mit Plastiken des Zuger Bildhauers Bruno Scheuermeier zeigt, ein gewinnendes Erlebnis sein. Drei Plastiken sollen vorgestellt werden, die, wie mir scheint, in einem engen inneren Zusammenhang stehen und in der wechselseitigen Erhellung etwas von der künstlerischen Imagination ahnen lassen.

Das schon rein äußerlich gewichtigste der drei Werke heißt *«Dichterleben»*, ist 1982 entstanden und hat die Abmessungen 230×50×60 cm. Es ist im Besitz des Kantons Zug und steht in der Kantonschule Zug. Ohne den überraschenden Titel zu

kennen, hat der Betrachter auf den ersten Blick den Eindruck, entfernt so etwas wie eine menschliche Figur vor sich zu haben. Den Körper gewissermaßen bilden fünf gleichförmige Holzbretter, wobei lediglich das mittlere dieser Bretter eine tragende Funktion hat und das sozusagen stabile Rückgrat der Plastik ist, denn allein dieses Brett ist auf einer 28×55 cm großen rostigen Eisenplatte festgemacht und mit drei nicht ganz 50 cm langen, horizontal angebrachten, ebenfalls rostigen Eisenröhren versehen. Diese links und rechts gleich weit herausragenden Röhren tragen je zwei Bretter, die derart locker eingeschoben sind, daß sich die jeweiligen Zwischenräume leicht verändern lassen. Mit anderen Worten, *«Dichterleben»* ist eine Plastik, die ihr Aussehen und damit ihre Ausstrahlung, ihre Wirkung auch, ändert, je nach dem, wie diese vier Holzbretter auf den horizontalen Röhren angeordnet werden. Bei diesen Holzbrettern handelt es sich um natürlich nachgedunkelte Bretter, die bloß leicht geschliffen sind, jedoch durchwegs Holzwurmlöcher und Verletzungen, Risse und Bruchstellen aufweisen und einen verbrauchten Eindruck machen – wie die Bretter alter Scheunentüren. Dabei ist nicht ersichtlich, wozu sie einst gedient haben mögen. Genauso unklar ist, betrachtet man diese Plastik vorerst für sich allein, ob der Künstler die Bretter in ihre jetzige Form gebracht, oder ob er sie so aufgefunden hat, wie sie zu sehen sind. Diese Unklarheit gibt dem Gebilde eine eigenartig raffinierte Zweideutigkeit von Absicht und Zufälligkeit. Einzig die Gestaltung der Außenseite der beiden Bretter macht deutlich, daß der Künstler hier mit Bestimmtheit seine Hand im Spiel hatte, ist doch jede dieser beiden Seiten sichtbar und auf jeweils andere Weise gestaltet. Die linke Seitenfläche ist mit drei leicht schräg angebrachten Holzleisten versehen, deren zwei mit einer vertikalen Leiste verbunden sind. Die rechte Seitenfläche hingegen hat acht verschieden breite Holzsegmente, die unten eng zusammengeschoben sind und erst nach oben sich auflösen und in eine freie Bewegung überzugehen scheinen. Auf dieser Seite ist schließlich auch die einzige Farbgebung zu sehen: ein langovales, mit Stahlwolle gefülltes Gittergebilde, dessen verschieden breite, rote Farbstreifen in fast diagonaler Richtung zur Gitterstruktur aufgesetzt sind



Dichterleben, 1982, 230×50×60 cm.
Im Besitz des Kantons Zug

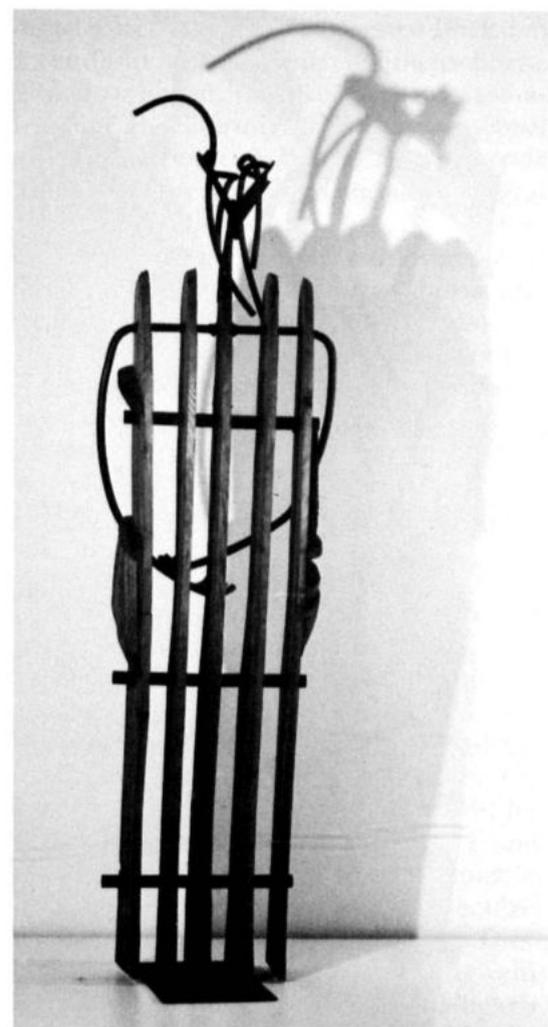
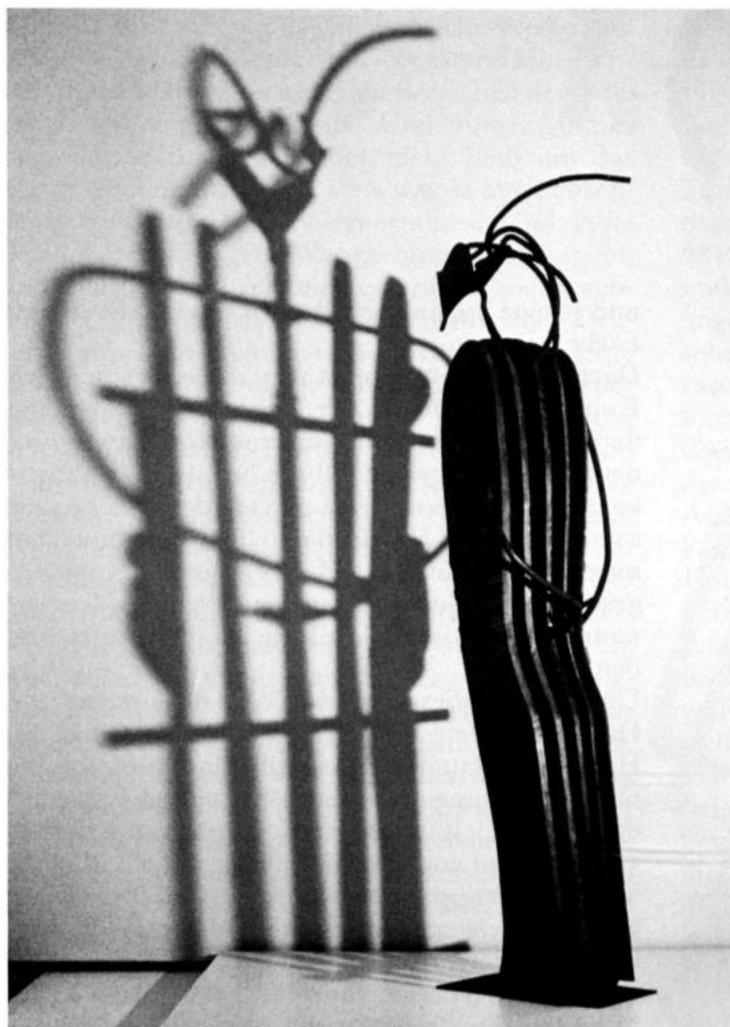
und so eine Spannung zwischen Eisenmaterial und Farbe erzeugen.

Doch zum Leben erweckt wird diese Plastik durch Kopf und Hände! In der gleichen Weise wie die drei horizontalen Rohre sind zuoberst je zwei dünnere, ebenfalls rostige Röhren befestigt, die unverkennbar Schultern, Arme und auf dem Rücken zusammengelegte Hände darstellen. Und auf dem mittleren, dem stabilen Holzbrett ist der Kopf aufgesetzt: eine Pflugschar ist's, aus deren beiden Seitenbacken in wilder Gestik die Haare herausschießen.

Und so steht dieses *«Dichterleben»* da, sinnend, die Hände auf den Rücken gelegt, leicht geneigten Hauptes, still und in sich versunken. Müßte ich seine Ausstrahlung mit einem Wort charakterisieren, dann würde ich sagen, es sei eine gelassene Heiterkeit, umgarnt von Witz und Ruhe.

Vielleicht mag erstaunen, daß eine derart aus Eisen und Holz zusammengesetzte Figur in einer Art charakterisiert wird, als handle es sich um eine geradezu im klassischen Sinn durchgestaltete Plastik. Es wäre also zu fragen, was denn dieses unverkennbare *«Körpergefühl»*, was genau die *«Haltung»* ausmacht. Es liegt, um es kurz zu sagen, im *«Gerüst»*.

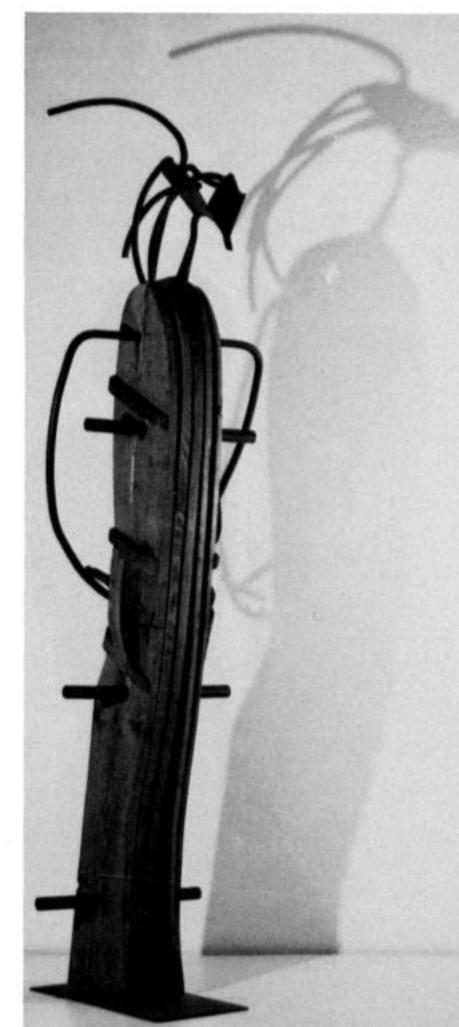
In der historischen Plastik ist das Haltegerüst aus Metall der eigentliche Kern der Figur. Es hat die Aufgabe, den knetbaren Ton zu tragen, um ein Zusammensacken zu verhindern. Doch bereits in der Formung dieses Metallgestells sind der Bewegungsablauf, die *«Haltung»* der künftigen Figur in der Vorstellung verwirklicht, denn im Gerüst liegt das, was als Körpergefühl beim Ansehen empfunden wird. Es allein vermittelt die statische Richtigkeit, entscheidet über Gleichgewicht und Balance, sei es bei der Statik des Kontrapostes oder der festen Statik einer blockhaft auf beiden Beinen stehenden



Figur aus ägyptischer oder frühgriechischer Zeit – oder eben bei der Plastik *«Dichterleben»* von Bruno Scheuermeier.

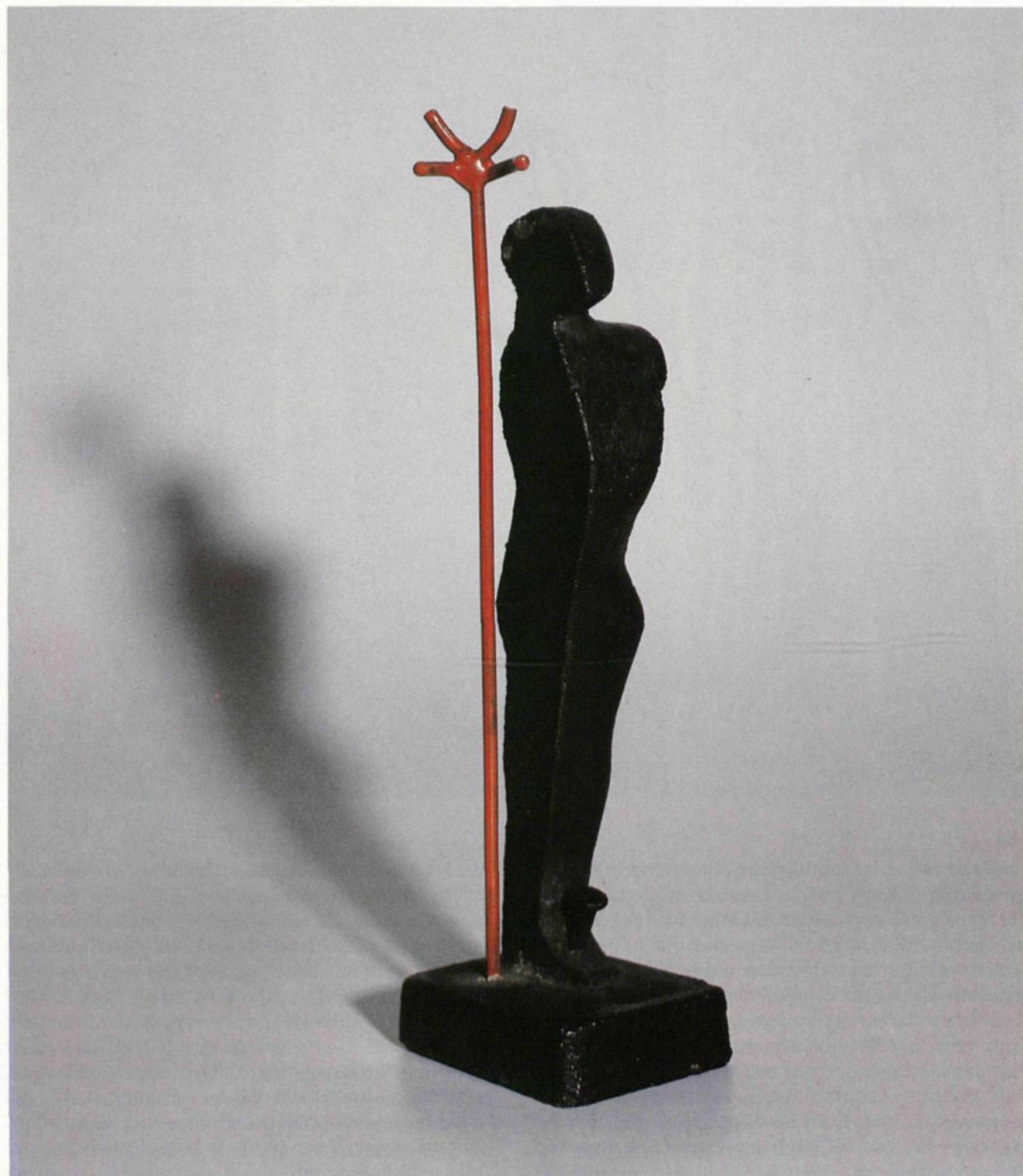
Es wird deutlich, daß der Eindruck einer in sich ruhenden Figur wesentlich nicht durch die Beschaffenheit ihres Äußeren, sondern durch die Statik ihres inneren Gerüsts vermittelt wird. Dieses Gerüst ist in der Darstellung der menschlichen Figur, dem zentralen Thema der Plastik bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts, immer als etwas unsichtbar Sichtbares anwesend. Hier aber wird es unmittelbar sichtbar, das figürliche Wesen ist entblößt, ausgezogen bis auf seinen Kern, ohne Scham der Mon-

tagecharakter preisgegeben und dem Betrachter ausgesetzt. Und dieses Sichtbarwerden der Montage ist ein wichtiges Merkmal der Plastik im 20. Jahrhundert überhaupt. Der Künstler verschweigt nichts, verbirgt nichts, sondern entblößt und legt Schaffensweise, Ursprünglichkeit des Materials und Verarbeitung offen dar. Er wagt das riskante Spiel mit dem scheinbar Selbstverständlichen und seiner Phantasie. Diesem Wagemut verdanken wir die *Objektkunst* dieses Jahrhunderts. Von den Dadaisten begründet, entwickelt diese Kunstgattung bis in unsere Gegenwart eine Vielzahl von Gestaltungsmöglichkeiten. Allen aber ist eines gemein-



sam: der Künstler montiert aus bereits fertigen, oft serienmäßig hergestellten und ausdrücklich nicht als Kunstwerk verstandenen Gebrauchsgegenständen ein Gebilde, das als Materialcollage den Anspruch erhebt, Kunst zu sein. Objekte, die vorher einen bestimmten Zweck erfüllten, sind nun als Teil eines Kunstwerkes ihrer einstigen Funktion enthoben und fügen sich ein in die Gesamtheit eines absolut zweckfreien ästhetischen Gebildes. Die Plastik *«Dichterleben»*, hergestellt aus Stallbrettern, rostigen Röhren, Eisengitter, Stahlwolle und einer Pflugschar, ist demnach der Gattung der *Objektkunst* zuzuordnen. Obwohl sie nichts Kon-

kretes darstellt, auch keinen Menschen, evoziert sie die Vorstellung eines menschenähnlichen Wesens. Diese Aura des Zweideutigen ist, betrachtet man diese Plastik für sich allein, nicht zu durchbrechen und mag wohl mit ein Grund sein für den besonderen Reiz, der von ihr ausgeht. Wird die Plastik hingegen im Kontext anderer Werke Scheuermeiers gesehen, wird deutlich, daß dieser Künstler ganz bestimmte Formengebilde, Urmuster sozusagen seiner Einbildungskraft, variiert und dabei zu derart überraschenden Neuschöpfungen kommt, daß eine Verwandtschaft auf den ersten Blick ausgeschlossen scheint.



Die Plastik «*Gamba sud*», eine Statuette mit den Abmessungen 21×6×4,5 cm, ist 1984 entstanden. Das in die vorliegende Form gebrachte Grundmaterial ist mit der galvanoplastischen Methode behandelt und hat, nachdem die Oberfläche patiniert worden ist, ein bronzeähnliches Aussehen. Die Plastik stellt einen Torso dar, eine mit Absicht unvollendet gelassene, also fragmentarische Skulptur. Seit den unvollendeten Arbeiten Michelangelos und



unter dem Einfluß der Kunsttheorie der Romantik gilt der Torso als eine den vollendeten, klassischen Plastiken ebenbürtige Kunstform, die vorab in unserem Jahrhundert als gültigste Form plastischen Schaffens angesehen wird.

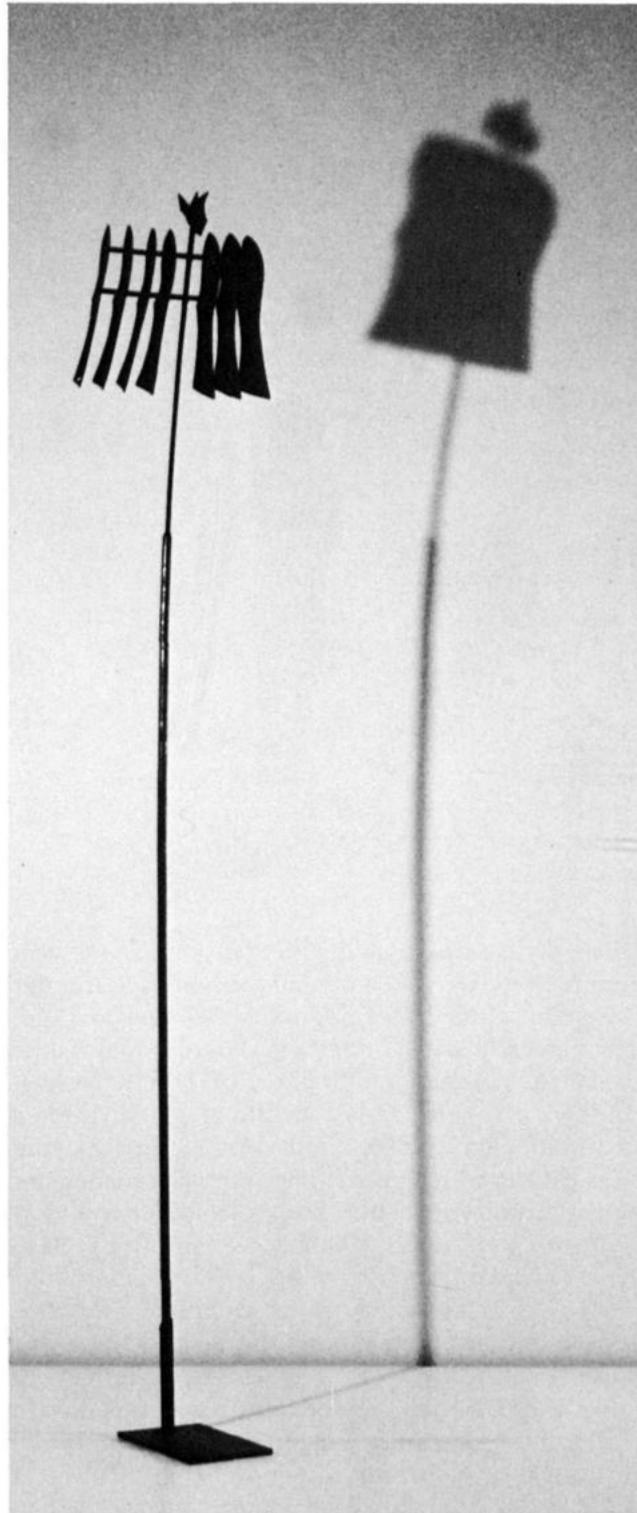
«*Gamba sud*» ist eine im wörtlichen Sinn zwiespältige, nämlich in zwei Teile gespaltene und die Umrisse eines Menschen darstellende Figur. Ein auf eng parallel gestellten Füßen stehender, an Kopf und Hals, Brust, Hüfte und Bein andeutungsweise modellierter, jedoch armloser Torso ist mit derart blankem Schnitt entzweit, daß eine scharfe Schnittfläche entsteht, die in ihren Umrisse wie ein Schattenbild eine leicht nach vorn geneigte, jedoch am Sockel geradezu festgewurzelte menschliche Figur erkennen läßt. Dabei steht anstelle ihrer möglichen komplementären zweiten Hälfte ein senkrecht aufragender roter Eisenstab, an dessen

Ende, Schwur fingern gleich, ein vierzackiges Gebilde den Kopf überragt. Als stünde die Figur nicht so schon fest genug, ist sie mit einem massiven, durch die Füße getriebenen Nagel auf der Sockelfläche festgemacht. Doch gerade dieser Nagel erweist sich, eben weil er für die Statik der Figur unnötig ist, als fruchtbarer Ansatz für das Verständnis des Ganzen. Denn ohne einen anderen Zweck zu haben, bleibt ihm der Bereich des Symboli-



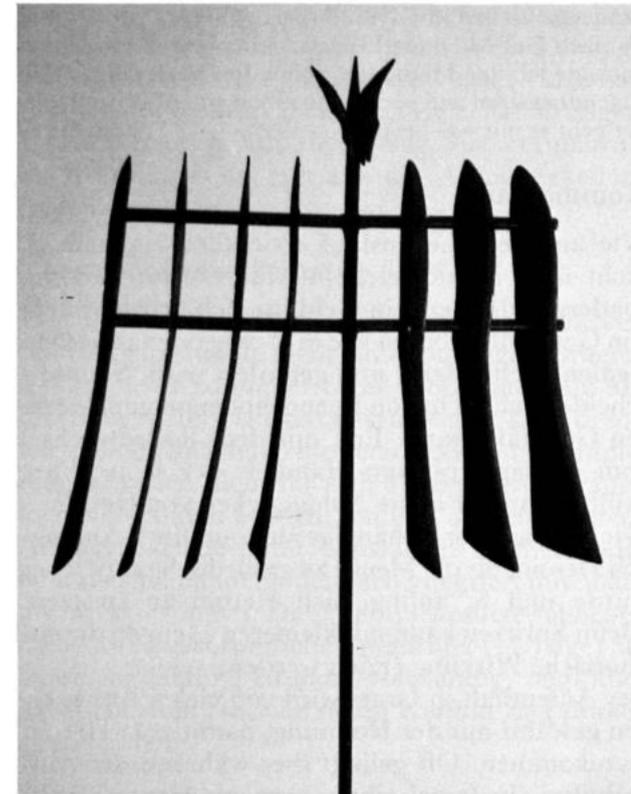
schen. Er ist, als eines der Leidenswerkzeuge, seit dem Mittelalter vorab im Zusammenhang mit der Darstellung der Passion Christi zu finden und gehört ganz allgemein in der abendländischen Kunst zu den Attributen von Heiligen und vieler Märtyrer. Der Nagel also als Attribut der Gepeinigten und Leidenden zerstreut alle Zweifel darüber, daß diese Statuette den gespaltenen, zerstörten, in jeder Hinsicht unfertigen und zu buchstäblicher Bewegungslosigkeit schmerzhaft an seinen Ort gebundenen Menschen zeigen will. Gesichtlos und also blind und stumm verharret er, schreiend nur mit den krampfhaft zum Himmel ausgestreckten Fingern.

Eines aber läßt sich diesem kreatürlichen Wesen in seinem Elend nicht nachsagen, nämlich Mangel an Haltung. Aufrecht, mit ungebrochenem Rückgrat steht es da. Und in dieser Haltungsweise läßt es



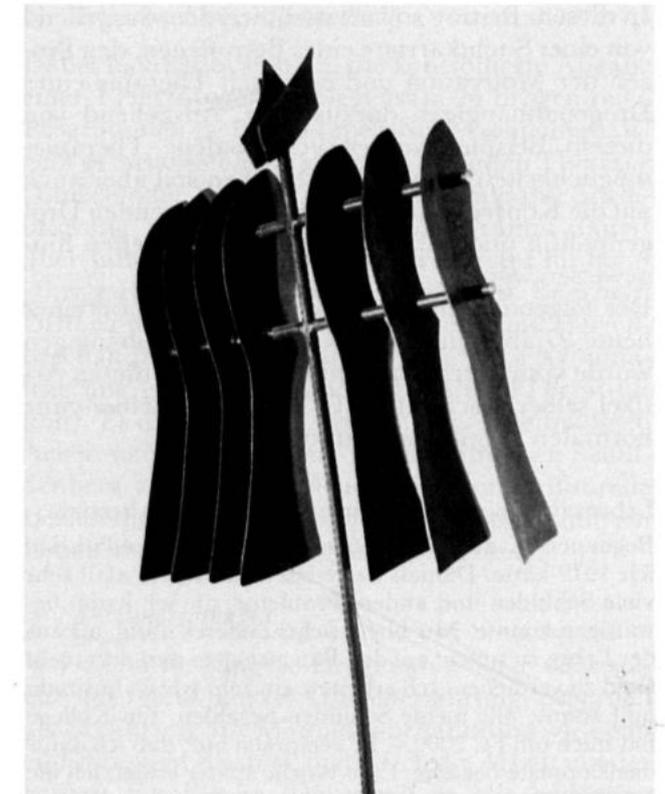
sich vergleichen mit der Plastik *«Dichterleben»*. War dort noch unklar, ob die Holzbretter in ihrer Art bereits so vorgeformt aufgefunden und unverändert für die Plastik übernommen wurden, wird jetzt deutlich, daß sie bewußt zu einem in höchstem Maß stilisierten Körperschnitt geformt worden sind. In ihrer Statik sozusagen sind sie, wird der Kopf weggedacht, ein Abbild der Schnittfläche von *«Gamba sud»*. Dasselbe Urmuster scheint auf.

In einer geradezu überraschenden Weise wird dieses offensichtlich zentrale Formmuster noch einmal variiert und angewendet bei einer Plastik von strengster Schlichtheit und höchster Präsenz, die den ungewöhnlich anmutenden Titel *«Tal der Könige»* trägt und 1982 entstanden ist. Auf einer 15×24,5 cm großen Platte ist ein Eisenstab montiert, der im oberen Viertel aus Armierungseisen besteht, sich hier leicht nach vorn neigt und eine Gesamthöhe von 200 cm aufweist. Wie bei der Plastik *«Dichterleben»* sind horizontale Querstäbe ange-setzt, die links vier, rechts drei wie Lamellen erscheinende Gebilde tragen. Deren Schwärze rührt daher, daß das im Feuer erhitzte Stahlblech mit Leinöl behandelt wird und durch die Oberflächenverbrennung des Öls eine rußig matte Farbe entsteht. Diese aus Stahlblech gebildeten, leicht bombierten Elemente nun weisen, nur anders stilisiert, dasselbe Formmuster auf, wie es schon bei *«Dichterleben»* und *«Gamba sud»* beobachtet wurde. Der Kopf sozusagen übernimmt Formungen einer Pflugschar. Es ist nicht zu übersehen: bekannte Elemente, Teile einer Grammatik, die wir zu kennen glauben. Doch wie anders ist die Sprache! Wie neu der Klang, der von diesem Gebilde ausgeht! Nicht im entferntesten evoziert es die Vorstellung eines auch nur menschenähnlichen Gegenstandes. Aus Distanz präsentiert sich dem Betrachter ein wie in labilem Gleichgewicht schwebendes Gebilde, dessen auf den ersten Blick massiveres und voluminöseres Oberteil nur deshalb nicht stürzt, weil Sockelplatte und Stab sozusagen das optische und quantitative Gegengewicht liefern und so die Gesamtmasse in der Schwebelage bleibt. In unmittelbarer Nähe hingegen fällt die tragende Stange aus dem Gesichtsfeld, was bewirkt, als schwebte vor eigenen



Augen, von unsichtbaren Fäden gehalten, ein Wesen aus mythischer Ferne. Daß die eigentliche Schwere des Materials auch jetzt nicht ins Gewicht fällt, ist einzig dem Umstand zu verdanken, daß die lamellenartigen Elemente von gewissermaßen gegengewichtigen Zwischenräumen umgeben sind und also ein Gleichgewicht von Masse und Leere entsteht.

Mit dieser festgestellten Korrelation von Volumen und Leere wird offenkundig, in welcher Weise diese Arbeit im kunsthistorischen Kontext der modernen Plastik des 20. Jahrhunderts steht. Statt der gegenständlichen Darstellung, wie sie während Jahrhunderten die traditionelle abendländische Skulptur geprägt hat, wenden sich die Künstler dem Sichtbarmachen von wesentlichen Grundprinzipien der Kunst zu. Also nicht mehr Abbilden, oft sogar *«richtiges»* Abbilden der Wirklichkeit ist ihr Ziel, sondern die Lösung ästhetischer Probleme und Möglichkeiten etwa der Struktur, Deformation, Transformation, Symbolisierung und, wie gesagt,



der Beziehung zwischen Volumen, Masse und Leere. So gesehen versucht der Plastiker auf seine Weise, was der Maler abstrakter Bilder auf der Leinwand zu zeigen versucht. Ziel der Kunst ist nicht mehr die Nachahmung der sichtbaren Welt, sondern, wie Paul Klee bemerkt, *«etwas sichtbar zu machen»*. Damit eröffnet sich dem Plastiker wie dem Maler ein neues Feld unbegrenzter schöpferischer Möglichkeiten.

Es wird deutlich, daß in den hier vorgestellten Werken des Bildhauers Bruno Scheuermeier auf jeweils höchst unterschiedliche Weise Form- und Gestaltungsprobleme der modernen Plastik in Erscheinung treten. Insbesondere aber lassen sie etwas erahnen von der produktiven Einbildungskraft des Künstlers, wie er, ohne sich selbst zu kopieren, ein Formmuster variiert und ihm so eine eigenständige und überraschend neue Ausdruckskraft und Bedeutung verleiht.

Fotos: Robert Steiner

Heinz E. Greter

In diesem Beitrag soll versucht werden, ausgehend von einer Suchtkarriere eines Betroffenen, den Prozeß der Motivation und eventuell Therapie eines Drogenabhängigen darzustellen. Ausgehend von diesem Beispiel werden verschiedene Therapiemöglichkeiten vorgestellt. Daneben soll aber auch auf die Konsequenzen der kriminalisierenden Drogenpolitik und auf präventive Möglichkeiten hingewiesen werden.

Der folgende Auszug aus einem Lebenslauf eines heute 27jährigen, männlichen Drogenabhängigen wurde vom Betroffenen im Hinblick auf diesen Artikel selber geschrieben. Er stammt aus einer ganz normalen Familie im Kanton Zug.

Lebensabschnitt mit Heroin vom 20. bis 27. Altersjahr:
Begonnen hat alles nach einem schweren Autounfall, den ich 1979 hatte. Damals hatte ich nach dem Unfall sehr viele Schulden und andere Probleme, die ich kaum bewältigen konnte. Mir blieb nichts anderes übrig, als aus der Lehre zu treten, auf den Bau zu gehen und dort mein Geld zu verdienen. Ich arbeitete ein Jahr wie wahnsinnig und konnte alle meine Schulden bezahlen. Ein Kollege bat mich um Fr. 2000.–. Er versprach mir, daß ich dafür das Doppelte bekäme. Eine Woche später erhielt ich die Fr. 4000.– von meinem Kollegen zurück, und ich begann dann, jeden Monat seinen Heroinhandel zu finanzieren, bis mein Kollege ins Gefängnis mußte. Dann holte ich das Heroin selber und mußte dieses auch selber probieren (Qualitätskontrolle), bis ich schließlich nach zwei Jahren meinen ersten Entzug im Kantonsspital machen mußte. Nach zwei Wochen verließ ich das Spital und machte ohne zu zögern mit dem Heroin weiter, bis ich wieder einmal soweit war und einen weiteren Entzug machen mußte. Beim zweiten Mal ging ich für vier Monate nach Israel und war dort auch vier Monate drogenfrei. Doch kaum wieder in der Schweiz, begann das Ganze wieder von vorne. Ich suchte zwar einen Job, aber auch nur dem Frieden zuliebe bei mir zu Hause. Doch dies ging nur zwei Monate gut und dann war es wieder soweit und ich mußte wieder ins Spital und ein halbes Jahr später nach Oberwil (Psychiatrische Klinik). Es war aber nur ein kurzes Aufhören mit dem Heroin, und ich begann wieder von vorne mit «der Scheiße». Dann ging ich zum zweiten Mal für acht Monate nach Israel, mit einem Kollegen, der ebenfalls süchtig war. Doch kaum eine Stunde wieder in der Schweiz, kaufte ich mir Heroin und es ging weiter, bis mich die Polizei zum ersten Mal länger festnahm und ich drei Monate in Untersuchungshaft war. Anschließend verbrachte ich zwei Monate in einer stationären Therapie. Aufgrund dieser Erlebnisse in den ver-

gangenen sechs Jahren mit Drogen, Diebstahl, usw. und als nach fünf Monaten U-Haft nichts besser wurde, beantragte ich das Methadon. Ich nahm Kontakt mit den Jugendberatern auf, suchte mir einen guten Job und seither geht es mir viel besser!
Juni 86, S.

Kommentar

Wie aus dem Lebenslauf ersichtlich ist, kam S. nicht über irgendwelche Verführer zum Heroin, sondern indem er sein Geld für sich arbeiten ließ. Ein Geschäftsgebaren wie es in unserer etablierten, legalen Welt gelernt und gefördert wird. S. unterscheidet sich nicht von irgend einem jungen, klevren Geschäftsmann. Erst mit dem Rollenwechsel vom «Financier» zum Händler, der seine Ware prüft, kommt er in die Abhängigkeit von Heroin.

Wie viele andere Abhängige auch, sniffte S. anfänglich Heroin, bis die Menge zu groß, der Stoff zu teuer wurde und S. anfang, sich Heroin zu spritzen. (Beim Spritzen kann mit kleineren Mengen die euphorische Wirkung erzielt werden.)

Der Aufenthalt in Israel wird von vielen Abhängigen gewählt mit der Hoffnung, damit vom Heroin loszukommen. Oft gelingt dies während des Aufenthaltes (in Israel gibt es weniger Heroin), vielfach findet aber eine Verlagerung der Abhängigkeit von Heroin zu Alkohol statt. Am abhängigen Verhalten, an der Lebensbewältigung ändert sich aber nichts. Das Umsteigen auf Heroin in unseren Regionen ist somit wieder vorprogrammiert. Einmal mehr ist die innere Enttäuschung des Betroffenen und seiner Angehörigen da. Dies deprimiert, weckt Versagergefühle und schwächt das Selbstvertrauen.

Die Entwicklung innerhalb einer Suchtkarriere mit illegalen Konsummitteln ist oft ein wiederholter Versuch, mit dem Suchtmittel aufzuhören, oft und wiederholt Täuschung «es selber zu schaffen». Gutes Zureden bewirkt wenig, helfen, schmerzliche Erfahrungen zu vermeiden, bringt höchstens eine Verzögerung für alle Beteiligten. Es ist nötig, daß alle Beteiligten, die Angehörigen und der Abhängige zu dem Punkt kommen, für sich Neuentscheidungen zu treffen.

In diesem Sinne ist es zu verstehen, daß S. und seine Umwelt diverse Versuche, Anläufe genommen haben, um mit der Abhängigkeit klar zu kommen.

Jeder neue Entzug beinhaltet Entwicklungschancen. Nach jedem Therapieabbruch ist ein Abhängiger nicht mehr der gleiche wie vorher. Meistens braucht es mehrere Schritte, viele Erfahrungen, Enttäuschungen auf dem Weg zur vermehrten Selbstbestimmung, um aus der Abhängigkeit zu finden.

Therapiemöglichkeiten

Wie in unserem Beispiel aufgezeigt, führten die verschiedenen Anläufe nicht zur endgültigen Drogenfreiheit, aber zu immer mehr Motivation, um aus der Drogenabhängigkeit auszusteigen. Darum sollen auch im folgenden die verschiedenen Therapiemöglichkeiten nicht für sich als einzige Therapieform verstanden werden, sondern als verschiedene Ansätze, welche unter Umständen nacheinander oder nebeneinander, oder auch integriert miteinander wirken können. Die Therapieansätze schließen meist an eine körperliche Entgiftung (14 Tage) an. Diese Aufzählung ist nicht vollständig, zeigt aber Möglichkeiten auf, wie sie im Kanton Zug praktiziert werden:

a) *Therapeutische Gemeinschaft*

Die geleiteten Therapeutischen Gemeinschaften sind durch gruppenspezifische Prozesse geprägt, welche die Entwicklung der einzelnen Mitglieder ermöglichen. Die Gruppe wird zum Experimentierfeld für neue Verhaltensweisen und soll die eingefahrenen, abhängigen Verhaltensmuster verändern. Mit dem Aufbau und Einbezug der Eigenverantwortlichkeit jedes Bewohners trägt jeder zunehmend zu Entscheidungsprozessen bei. Die Therapeutischen Gemeinschaften für Fixer weisen durch die besondere Situation des Opiatabhängigen spezielle Strukturen auf, die oft auf einem Stufenprinzip basieren. Anfänglich herrscht für den Eintretenden eine starke Reglementierung, die sich nach und nach lockert. Nichtbeachtung führt zu Sanktionen bis hin zum Ausschluß. Der Aufenthalt in einer Therapeutischen Gemeinschaft dauert zwischen einem und zwei Jahren.

Dank der aktiven Hilfe der GGZ konnte die Therapeutische Gemeinschaft «Sennhütte», Zugerberg, im letzten Jahr eröffnet werden.

b) *Methadon-Langzeitbehandlung*

Dabei handelt es sich um die kontrollierte Abgabe einer Ersatzdroge. Im Gegensatz zu drogenfreien Programmen (z. B. Therapeutische Gemeinschaft) geht es zusammen mit einer begleitenden Therapie (Einzel- oder Familie) darum, die langsame Sozialisierung zu erreichen. Dieses Programm dauert über Jahre und wird im Kanton Zug nur für langjährige Heroinkonsumenten ermöglicht. Es schafft Distanz und Unabhängigkeit in bezug auf Heroinbeschaffung und der damit verbundenen Kriminalisierung (Konsum, Handel, Einbrüche, Prostitution). Es ist so möglich, wieder einer regelmäßigen Arbeit nachzugehen und den oft immensen Schuldenberg zu sanieren. Neue soziale und kulturelle Beziehungen müssen aufgebaut werden, um ein Leben ohne illegale Drogen zu gestalten.

c) *Familienberatungen*

Vor allem für jüngere Drogenabhängige oder solche mit relativ kurzer Drogenenerfahrung, eventuell als Ergänzung zur Methadonbehandlung wie beim einführenden Beispiel, bietet sich die Arbeit mit der ganzen Familie an. Dabei gilt es, die heilenden Kräfte in der Familie soweit zu fördern, daß der drogenabhängige Jugendliche in seiner Rolle als Problemträger entlastet wird. Drogenabhängigkeit wird als Symptom betrachtet, welches dazu dient, entwicklungshemmende Mechanismen in der Familie aufrecht zu erhalten. In den Beratungen mit der ganzen Familie wird versucht, die Blockierungen aufzuheben und die nötigen Strukturen in der Familie neu aufzubauen, um die Unabhängigkeit aller Familienmitglieder zu erreichen. Damit sind wieder befriedigende Beziehungen innerhalb und außerhalb der Familie möglich. Dies wird über die alltägliche Lebensbewältigung angegangen (über eine eindeutige Regelung der finanziellen Unterstützung, bzw. Sackgeld). Die gegenseitigen Verbindlichkeiten und Grenzen werden neu definiert.

d) *Selbsthilfegruppen für Eltern drogenabhängiger Jugendlicher*

Diese Selbsthilfegruppen bieten die Möglichkeit, über die stets präsenten Zweifel und Ängste zu

sprechen, welche Eltern beschäftigen. Sie finden die gegenseitige Suche nach Unterstützung und den Kontakt zu Mitbetroffenen. Oft gelingt es, trotz Abhängigkeit der Kinder, wieder eigene Interessen aufzunehmen und etwas für sich als Eltern zu tun, unabhängig davon, ob sich ein Jugendlicher selbst schädigt oder nicht.

e) Überleben

Alle vorher beschriebenen Therapieformen und weitere nicht speziell erwähnte, gehen davon aus, daß der abhängige Konsument illegaler Drogen geheilt (drogenfrei, abstinent, evtl. maßvollerer Umgang mit Drogen) wird, oder im Heilungsprozeß weiterkommt. Dabei wird oft von Motivation, Leidensdruck, Erhöhung des Leidensdrucks gesprochen. Allerdings läßt sich fragen, was wir für jene Abhängige machen, die nicht bereit sind, den mühsamen Prozeß einer Therapie auf sich zu nehmen und dem Anspruch der Gesellschaft auf den Konsumverzicht von illegalen Drogen zu entsprechen. Es bleibt keinem Abhängigen verborgen, daß rund um ihn legale Drogen (Alkohol, Medikamente) mißbraucht, oder Verhaltensweisen getätigt werden, auf die wir kaum bereit sind zu verzichten (TV, Arbeit, usw.).

Daß wir vom Abhängigen illegaler Drogen eine enorme Anpassungsleistung fordern, wird deutlich. Es ist denkbar, daß wir eine humanere Haltung gegenüber Heroinkonsumenten entwickeln. Das einfache Überleben und das Hinauswachsen aus der Heroinabhängigkeit ist zu fördern. Das Risiko, als Heroinkonsument zu sterben, muß um jeden Preis verhindert werden. Dazu trägt die Abgabe steriler Spritzen bei, die Möglichkeit, sich gegen Gelbsucht und andere ansteckende Krankheiten impfen und behandeln zu lassen, sowie politische Maßnahmen, welche die Schwarzmarktbedingungen aufweichen und Kriminalisierung unnötig machen. Es ist zu prüfen, ob die bisherige prohibitive Drogenpolitik revidiert werden muß. Es geht dabei weniger darum, daß jemand um jeden Preis geheilt wird, sondern daß der Heroinabhängige überleben kann.

Bei S. ist die Entwicklung nicht abgeschlossen. Auf den optimistischen Anfang werden mit Sicherheit Krisen, z.B. bei der Arbeit oder beim Wohnen

kommen. Ein großes Problem stellt die Freizeit dar. Erst mit dem Durcharbeiten der anfallenden Schwierigkeiten ist es S. möglich, sich zusammen mit seiner Familie zu entwickeln. Immerhin hat es S. bis heute fertiggebracht, daß er mit seiner Familie die ersten Krisen durchgestanden hat, ohne wieder Heroin zu konsumieren.

Juristische Aspekte

Wer illegale Drogen nimmt und/oder damit handelt, macht sich strafbar. Der Kleinhandel ist eine wichtige Finanzierungsmöglichkeit, um den eigenen Bedarf zu decken. Wem als Händlerkonsument 12g oder mehr Heroin nachgewiesen werden kann, gilt als schwerer Fall und kann mit einem Strafmaß vergleichbar mit Mord bestraft werden. Im Kanton Zug herrscht eine gemäßigte Strafpraxis. Ein Händlerkonsument wird je nach Menge mit einem bis fünf Jahre Zuchthaus bestraft. Häufig wird von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, die Strafe in eine Maßnahme umzuwandeln, so daß jemand an Stelle des Strafvollzugs in eine Therapie eintreten kann. In unserem Beispiel entschloß sich S. während der Untersuchungshaft für eine stationäre Therapie. Nach dem Abbruch seines Therapieaufenthaltes muß er nun das Strafmaß des Gerichtes abwarten. Unter den gegebenen Umständen kann er mit dem bedingten Strafvollzug rechnen. Weil er sich für eine Methadonbehandlung entschlossen hat, wird dies das Strafmaß noch begünstigen.

Im Kanton Zug werden Haschischkonsumenten kaum systematisch verfolgt. Dies scheint auch schwierig, hat doch rund ein Viertel aller jugendlicher Erfahrungen mit Haschisch. Eine allfällige Verzeigung, z.B. über Personenkontrollen, führt zu einer Einvernahme. Bei geringen Mengen wird das Verfahren oft eingestellt. Bei größeren Mengen werden im Kanton Zug Geldbußen ausgesprochen. Es kann also festgestellt werden, daß rund ein Viertel aller Jugendlichen sich bereits in der Illegalität bewegt, indem sie mindestens einmal illegale Drogen konsumiert haben.

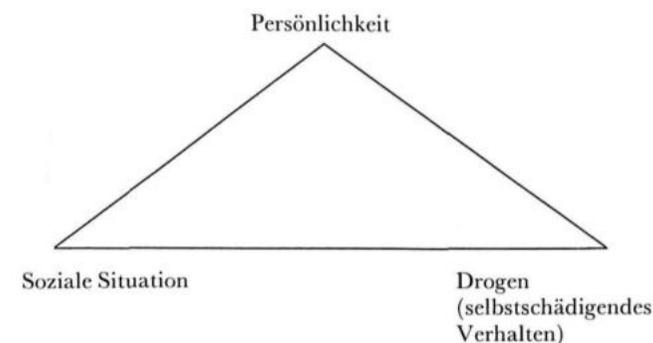
Bei harten Drogen (Heroin) führt das geltende Betäubungsmittelgesetz dazu, daß ein Heroinkonsument praktisch nur unreinen Stoff erhält, nicht weiß, wieviel, welche Dosis er sich injiziert und ständig auf der Suche nach geeignetem Stoff ist.

Seine Gesundheit ist gefährdet, seine soziale Integration ist zwangsläufig erschwert, wird sogar unterbunden. Mit der Gefahr der Kriminalisierung und der Beschaffung von Geld für den eigenen Konsum muß sich jeder Konsument zwangsläufig in die Kriminalität hineinbewegen. Die geltende Praxis hat gesamtschweizerisch gesehen das Drogenproblem nicht gelöst. In diesem Zusammenhang ist an eine Revision des Betäubungsmittelgesetzes zu denken und unsere Drogenpolitik neu zu überdenken.

Ursachenorientierte Drogen-Prophylaxe

Welche Möglichkeiten gibt es, Drogenprobleme zu verhindern? Während anfänglich in der Drogenprophylaxe von Information und Abschreckung vor illegalen Drogen ausgegangen wurde, hat sich die Vorbeugung in den letzten Jahren zunehmend an den Ursachen des Drogenkonsums orientiert. Dabei ist man auf die gleichen Ursachen gestoßen, wie bei anderen Sucht- oder selbstschädigenden Verhaltensweisen (legale Drogenabhängigkeit, Suizid, Depressionen, Kriminalität, usw.).

Um es gleich vorwegzunehmen, es ist nach den heutigen Erkenntnissen nicht möglich, jemandem «die Schuld» zuzuschieben, auch nicht den Eltern. (In der Beratung stellen wir immer wieder fest, daß häufig Eltern fast erwarten, daß ihnen die Schuld zugesprochen wird.) Fest steht, daß an Drogenproblemen immer viele verschiedene Ursachenfaktoren beteiligt sind. Diese Ursachenfaktoren lassen sich aufteilen in Merkmale der Persönlichkeit, der sozialen Situation und der Drogen (selbstschädigendes Verhalten). Sie bedingen und ergänzen sich gegenseitig.



Wie die Darstellung zeigt, muß Drogenprophylaxe auf verschiedenen Ebenen ansetzen und wird möglicherweise in der konkreten Ausführung nicht mehr unbedingt mit Drogenkonsum in Verbindung gebracht; ist aber immer auch Prophylaxe anderer selbstschädigender Verhaltensweisen. Dazu einige Gedanken und Anregungen:

Drogenproblemen kann vorgebeugt werden,

- wenn wir erkennen, daß nicht nur der deklarierte Drogenabhängige süchtig ist, sondern wir alle in irgend einer Weise von bestimmten Konsumgütern oder Verhaltensweisen abhängig sind. So können wir uns auch solidarisch mit Abhängigen fühlen. Hilfe findet so nicht mehr von oben nach unten statt, sondern gleichwertig.
- Abhängigkeit ist eine Möglichkeit, auf die zunehmend belastenderen Lebensumstände zu reagieren (Isolation, Zukunftsangst, Sinn-Entleerung).
- Es bieten sich immer mehr Möglichkeiten an, belastenden Situationen auszuweichen, statt sich diesen stellen zu müssen (TV, Freizeitindustrie).
- Wer genießen kann, wird kaum abhängig (nicht Drogen sind schlecht, sondern die Art, wie wir damit umgehen).
- In der Familie, in der Schule ist es zunehmend nötig, Konflikte einzuüben, damit wir auf eine konstruktive Art und Weise mit belastenden Situationen umzugehen lernen. Auch als Erwachsene können wir uns vermehrt wieder Auseinandersetzungen stellen und wo nötig aufnehmen.
- Wir müssen Bedingungen schaffen, um der wachsenden Entfremdung entgegenzuwirken und eine neue soziale Vernetzung anstreben, damit es möglich ist, auch mit Schwierigkeiten, die uns alle phasenweise beschäftigen, seien sie finanzieller, psychischer oder sozialer Art, mitgetragen und nicht ausgestoßen zu werden.
- Mit Fantasie und Lust kann kaum eine Sucht entstehen.

Für das Ausarbeiten konkreter Projekte mit obigen Zielsetzungen mit Jugendlichen, Eltern, Lehrern,

Lehrmeistern, Behörden oder Politikern, sind die am Schluß erwähnten Institutionen zusammen mit Interessierten gerne bereit.

Beratungsmöglichkeiten im Kanton Zug

Für die individuellen Beratungen bieten sich die beiden *Jugendberatungsstellen* der evang.-ref. Kirchgemeinde und der Jugendberatung an der Ägeristraße an. Die Beraterinnen stehen unter dem Berufsgeheimnis und dem Zeugnisverweigerungsrecht. Sie können daher vollste Diskretion zusichern. Beratungen mit einzelnen und Angehörigen sind kostenlos und basieren auf Freiwilligkeit. Neben der individuellen Arbeit engagieren sich die beiden Stellen auch im prophylaktischen und generellen Bereich.

Für betroffene Eltern bietet sich, wie bereits erwähnt, die *Selbsthilfegruppe Eltern Drogenabhängiger Jugendlicher (EDJ)* Zug an. Im Kanton Zug gibt es seit etwa einem Jahr eine neue Gruppe. Eltern können auch ungeniert dort schnuppern.

Seit der Gründung des *Drogen Forums Zug* im März 1984 engagiert sich das DFZ zusammen mit der Gemeinnützigen Gesellschaft Zug beim Aufbau der Therapeutischen Gemeinschaft «Sennhütte» und in der Koordination von Drogenprophylaxe. Daneben wird der Aufbau der Nachbetreuung und Stellungnahme im Zusammenhang mit der Betäubungsmittelgesetzrevision Aufgabe des DFZ sein.

Die *Kantonale Kommission für Suchtprobleme* ist ein beratendes Organ des Regierungsrates. Sie macht Anregungen und bearbeitet Stellungnahmen zu Suchtproblemen im politischen Kontext.

Für Anliegen und Anregungen sind die genannten Gruppierungen offen. Man wende sich an die untenstehenden Adressen:

- Jugendberatung der evang.-ref. Kirchgemeinde des Kantons Zug, Chamerstraße 6, 6300 Zug
Telefon 042 / 21 32 02
- Jugend-, Eltern- und Drogenberatung
Ägeristraße 56, 6300 Zug, Telefon 042 / 25 35 16
- Selbsthilfegruppe für Eltern drogenabhängiger Jugendlicher (EDJ), Kontakt-Telefon 042 / 21 16 80
- Drogen Forum Zug, Aabachstraße 1, 6300 Zug
- Kantonale Kommission für Suchtprobleme
Poststraße 18, 6300 Zug

David Köpfl

Waldschäden bedrohen auch den Zuger Wald

Der Wald im Zugerland

Das Waldareal umfaßt 25 % der Kantonsfläche (CH 27 %). 60 % der Waldfläche liegen in der Bergzone oberhalb 800 m.ü. M., 24 % in der Hügellzone und nur 16 % in Mittellandlagen. Den Schutzfunktionen kommen auch im Kanton Zug hohe Bedeutung zu. Davon zeugen die zahlreichen Bachverbauungen in den Wäldern des Zuger Berggebietes, ebenso die großen Unwetterschäden zwischen Zug und Baar im vergangenen Sommer oder jene des Jahres 1976 in Ägeri, Menzingen und Neuheim. Nicht umsonst entstanden 40 % der heutigen Waldungen durch Aufforstungen in Bacheinzugs- und Rutschgebieten, an den Steilhängen des Zugerberges, auf dem Walchwilerberg sowie im Ägerital und am Höhrönen. Die meisten Neuaufforstungen wurden noch vor der Jahrhundertwende angelegt. Innerhalb unserer dicht besiedelten aber auch landwirtschaftlich intensiv genutzten Region kommt den Wäldern, als Natur- und Landschaftsraum, höchste Bedeutung zu. Deshalb sind die Zuger Wälder, auch im Flachland, vor Zerstörung zu bewahren.

Waldareal im Kanton Zug

	Produktive Waldfläche ha	Andere bestockte Flächen ha	Übrige Flächen ha	Gesamtes Waldareal ha	Anteil %
Öffentl. Wälder	3963	265	14	4242	71
Privatwald	1740	8	-	1748	29
Gesamthaft	5703	273	14	5990	100

Die Waldbewirtschaftung sichert die Waldpflege

Forster und Waldbesitzer berücksichtigen seit langem nicht bloß wirtschaftliche Motive, sondern auch naturschützerische Überlegungen bei ihren Entscheidungen. So wird jeder Holzschlag primär als waldbauliche Pflege- und Verjüngungsmaßnahme aufgefaßt. Dementsprechend erfolgen Planung und Ausführung der waldbaulichen Arbeiten:

Die längerfristige *waldbauliche Planung* setzt die Bewirtschaftungs- und Pflegeziele, z. B. die angestrebte Baumartenmischung, die Art der Holzproduk-

tion sowie die zu erfüllenden, besonderen Waldfunktionen. Maßgebend sind die vorhandenen Bestände, die natürlichen Standortsgegebenheiten, aber auch gesamtbetriebliche Überlegungen. Daraus werden die konkreten, waldbaulichen Maßnahmen abgeleitet, etwa auszuführende Durchforstungen als Pflegeeingriffe oder Auflichtungen und Räumungen zwecks Verjüngung.

Bei der *Jahresplanung* werden die auszuführenden Schläge nach Art und Dringlichkeit der Maßnahmen festgelegt. Erst in zweiter Linie können auch Holzmarkteinflüsse berücksichtigt werden.

Bei der *Holz- oder Schlaganzei*chnung werden jene Bäume bezeichnet, welche zur Erreichung des waldbaulichen Zieles entfernt werden müssen. Zur Steuerung der Wachstumsabläufe stehen dem Förster verschiedene Eingriffsarten zur Verfügung:

- Regulierung der Baumartenmischung unter Berücksichtigung der natürlichen Standortverhältnisse.
- Begünstigung von Auslesebäumen, welche vital, stabil und qualitativ wertvoll sein sollten.
- Standraumregulierung, um den zu begünstigenden Bäumen im Kronen- und Wurzelraum gute Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen.
- Lichtdosierung für den Haupt- und Nebenbestand sowie für die Verjüngung und die Strauch- und Krautschicht.

Zur Zeit der ersten Forstgesetzeserlasse (1876, 1902, 1908) bestand das Hauptziel in der Schaffung neuer Schutzwaldungen sowie im Aufbau der damals ausgeholzten und verlichteten Wälder. Voraussetzung war auch die Ausschaltung der schädlichen Nebennutzungen und der Waldweiden.

Im Lauf der vergangenen Jahrzehnte wurden mit der Walderschließung, der besseren beruflichen Ausbildung des Forstpersonals und der fachlichen Beratung der Waldbesitzer die Grundlagen für eine gute Waldbewirtschaftung geschaffen. Die hohen Zuwachsverhältnisse in den Zuger Waldungen gestatten eine intensive Nutzung. Die Nutzungsbezüge pro Hektare erreichen denn auch beinahe den doppelten Betrag des schweizerischen Durchschnittes. Dabei hat sich seit der Jahrhundertwende der Holzvorrat von 0,9 Mio. m³ auf 2,2 Mio. m³

mehr als verdoppelt, obwohl die Waldfläche im Kanton Zug nur noch um etwa 12 % zugenommen hat. In derselben Zeit konnten gesamthaft trotzdem 2,6 Mio. m³ Holz genutzt werden.

Holznutzung pro Jahr (1976–1985)

	Zug m ³	Schweiz m ³
Im öffentlichen Wald	35 250	3,005 Mio.
Im Privatwald	7 250	1,037 Mio.
Gesamtnutzung	42 500	4,042 Mio.
Nutzung pro Hektare	7,5	4,1
<i>Sortimentsanteile</i>	%	%
Nadelholz	79	73
Laubholz	21	27
Stammholz	75	66
Industrieholz	15	17
Brennholz	10	17

Die Waldpflegearbeiten wurden ständig verbessert. Die Zuwachsverhältnisse und die nachhaltige Zusammensetzung der Wälder sind mitbestimmend bei der Planung von Pflege und Verjüngung. Deshalb besteht das Problem der physiologischen Überalterung in den Zuger Waldungen nicht. In den höher gelegenen Wäldern entspricht die Baumartenmischung den natürlichen Gegebenheiten, während in den Mittellandwäldern der Laubholzanteil weiter erhöht werden muß.

Bodenbearbeitung und Düngung gehören nicht zum schweizerischen Waldbaubetrieb. Im Vergleich mit der Landwirtschaft erntet die Waldwirtschaft nur einen Bruchteil der gesamten Biomasse, nämlich das Stammholz und stärkere Äste. Gerade die mit Mineralstoffen angereicherten Baumteile – Wurzeln, Zweige, Rinde sowie Blätter und Nadeln – bleiben im Wald zurück und stehen der nächsten Baumgeneration wieder zur Verfügung. Die Erhaltung der Bodenstruktur sichert die biologische Bodenaktivität. In den langen Wachstums- und Produktionszeiträumen des Waldes sind die zahllosen Bodenlebewesen, darunter mikroskopisch kleine Tiere und Pflanzen, dauernd an der Arbeit. Sie bauen Pflanzenteile ab, belüften den Boden und schichten ihn um, binden Stoffe und machen diese für die Pflanzen verfügbar. Diese Aktivität macht schließlich das Waldleben möglich.

Waldschäden auch im Kanton Zug

Waldschäden sind auch in unseren Wäldern unübersehbar. Zerstreut über das ganze Waldgebiet finden sich Bäume mit verlichteten Kronen, vergilbten Nadeln oder anderen ungewöhnlichen Erscheinungsformen. Als wichtigste, sichtbare Schadenmerkmale gelten:

- Verminderte Anzahl von Nadeljahrgängen
- Geringere Belaubungsdichte, eventuell vorzeitiger Laubfall
- Kleine Nadeln oder Blätter
- Kurze Jahrestriebe
- Geringe Fächerung der Laubholzzweige
- Zu häufige Folge der Fruktifikation
- Verfärbung und Vergilbung von Nadeln und Blättern
- Klebäste an Tannen, Buchen und Eichen

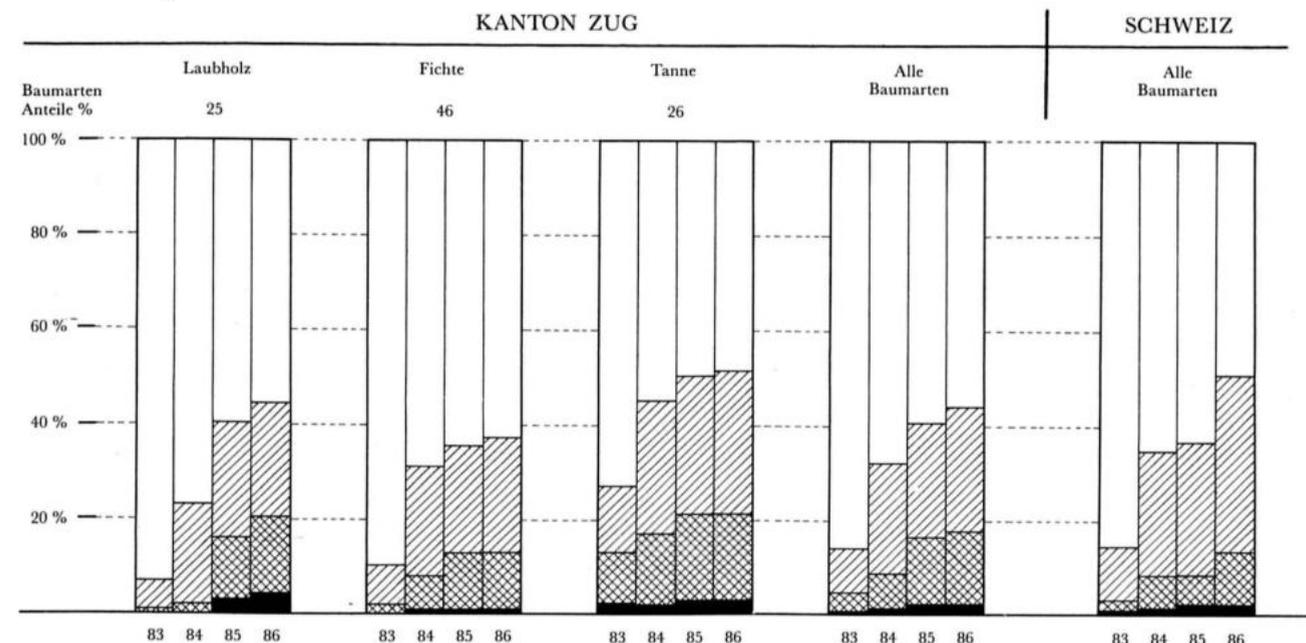
Die Schadenansprache erfordert eine gute Beobachtung. Insbesondere müssen die Schäden mit bekannten Ursachen, z. B. Insektenbefall oder Pilzeinwirkung, getrennt erhoben werden von Waldschäden, deren Ursachen nicht offensichtlich sind und Luftverunreinigungen nicht ausgeschlossen werden können. Unter Berücksichtigung der Merkmale werden vier Schadstufen gebildet.

Zuordnung der Bäume zu Schadstufen

Schadstufe	Bezeichnung	Nadel-/Blattverlust	Vitalitätsstufe
0	ohne Schadenmerkmale	0 – 10 %	gesund
1	schwach geschädigt	11 – 25 %	kränkelnd
2	mittelstark geschädigt	26 – 60 %	krank
3	stark geschädigt	über 60 %	absterbend
4	abgestorben		tot

Die nebenstehende Darstellung zeigt, daß der Anteil geschädigter Bäume im Kanton Zug 1983 bis 1986 von 14 % auf 43 % angestiegen ist. Diese Entwicklung entspricht auch den Ergebnissen der gesamtschweizerischen Waldschadeninventur. Der Kanton Zug liegt in jenem Gebiet, wo die schweizerische Schadenkarte die Übergänge von mittleren zu hohen Schadenanteilen ausweist. Exponierte Bäume auf Kreten und an Waldrändern sowie frei-

Entwicklung der Waldschäden



stehende Bäume in gelichteten Beständen erscheinen häufiger geschädigt, als solche im Bestandes-schluß.

Zwangsnutzung durch Waldschäden

Eine Prognose über den künftigen Schadenverlauf ist äußerst schwierig. Denn die Entwicklung ist je nach Baumart, ja selbst von Baum zu Baum unterschiedlich. Daher wurden die Förster angewiesen, bei den Holzschlagzeichnungen für jeden Baum den Anzeichnunggrund zu protokollieren. Die Fragestellung lautet dabei: Wird der Baum aus rein waldbaulichen Gründen, zwecks Bestandespflege oder Verjüngung entnommen oder handelt es sich um die Zwangsnutzung eines geschädigten Baumes? Trifft letzteres zu, ist auch die Schadenursache anzugeben. Als «Zwangsnutzungen durch Immissionsschäden oder Waldsterben» dürfen nur solche Bäume notiert werden, bei denen andere Schadeneinwirkungen nicht offensichtlich sind; geschädigte, aber noch lebende Bäume dürfen nur

angezeichnet werden, wenn sie höchst wahrscheinlich zwei Jahre nicht überleben werden und Sekundärschäden durch Insekten oder Pilze zu befürchten sind. Diese Einschränkungen sollen voreilige Auffichtungen der Wälder durch präventive Holzschläge und damit zusätzliche Risiken und Wertverluste verhindern. Denn die Erfahrung zeigt, daß unter günstigen Voraussetzungen selbst stark geschädigte Bäume sich wieder erholen können. Erreichen die Nadel- oder Blattverluste aber über Dreiviertel gegenüber dem Normalzustand, so wird eine Regeneration immer unwahrscheinlicher.

Trotz der genannten Zurückhaltung wurden im Kanton Zug unter dem Titel «Waldsterben» folgende Zwangsnutzungen angezeichnet:

Jahr	Stammzahl	Volumen m ³	Volumenanteil nach Baumarten (%)			
			Fichte	Tanne	Buche	andere
1983/84	3500	5560	25	51	2	22
1984/85	3690	6060	44	55	1	0,3
1985/86	4690	6990	34	43	15	8

Diese Zwangsnutzungen betragen etwa 13–16% einer durchschnittlichen Jahresnutzung. Sie sind an denselben Orten lokalisiert wie die Bestandeschäden.

Die üblichen Zwangsnutzungen sind in den obigen Werten nicht eingerechnet. Solche entstehen jährlich durch Wind, Schneebruch, Blitzschläge, Insekten, Pilze und andere meist bekannte Ursachen etwa im Ausmaß von 10% der Jahresnutzung. Über Jahrzehnte hinweg gerechnet verursachen die einzelnen großen Sturmereignisse Zwangsnutzungen in derselben Größenordnung.

Beeinträchtigung der Waldbewirtschaftung

Geschädigte Bäume drosseln das Wachstum lange bevor die Schadenssymptome sichtbar werden. Die Zuwachseinbuße am Einzelbaum kann durch Jahrringmessungen relativ einfach bestimmt werden. Die Ermittlung der gesamten Zuwachsverminderung des Waldes ist aber mit großen methodischen Schwierigkeiten verbunden. Bei der nächsten Waldinventur im Kanton Zug wird dieses Problem auch untersucht werden. Aus dem Zuwachsrückgang resultiert keine Qualitätseinbuße, welche die technische Verwendbarkeit des Holzes einschränken würde. Holz absterbender Bäume weist aber andere Feuchtigkeitswerte auf als Holz von gesunden Bäumen. Unterschiede im Trocknungsvorgang der gefällten Stämme können die Befallsmöglichkeiten durch Pilze und Insekten verändern. Bei sachgerechter Lagerung und rechtzeitigem Einschnitt in der Sägerei sind keine Schäden zu erwarten.

Die Holzqualität verschlechtert sich dann, wenn die geschädigten Bäume stehend absterben und erst als sogenannte Dürrständer geerntet werden. Die Einbußen sind beispielsweise beim Laubholz und bei Föhren besonders groß. Deshalb ist es wichtig, die absterbenden Bäume noch rechtzeitig zu nutzen. In gut erschlossenen Wäldern war dies bisher möglich.

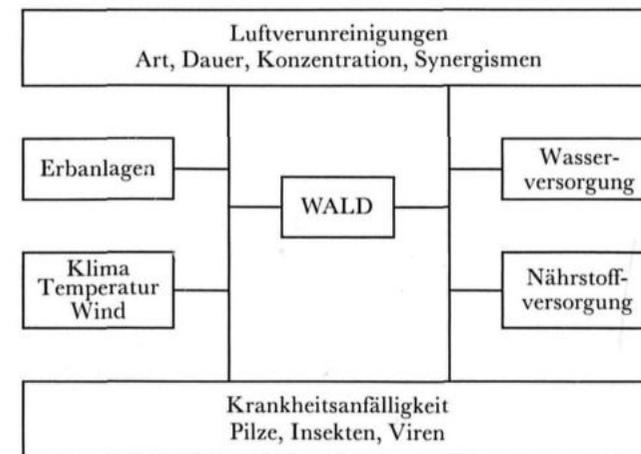
Die Schadenentwicklung verursacht schon heute eine große Unsicherheit bei der Holzschlagdisposition und bei den konkreten Holzanzahlungen. Einerseits müssen die Wälder gepflegt werden.

Andererseits muß vermieden werden, daß die Bestände vorzeitig gelichtet werden, weil dadurch in Schadengebieten der Schadenfortschritt beschleunigt wird. Die waldbauliche Entscheidungsfreiheit ist daher bereits eingeschränkt. Denn Durchforstungen sind nun sehr zurückhaltend, vorwiegend in jüngeren Beständen, auszuführen. Bei Verjüngungsmaßnahmen ist noch größere Vorsicht nötig.

Waldschadenforschung ist komplex und aufwendig

Das weitverzweigte Beziehungsgefüge des Waldes und die zahlreichen Außeneinflüsse, wie sie die Darstellung schematisch aufzeigt, setzen dem monokausalen Denken unüberwindliche Grenzen. Natürliche Faktoren und die menschlichen Tätigkeiten in verschiedensten Bereichen, wirken in zahllosen Kombinationen auf den Wald ein. Diese Tatsache bereitet auch dem Förster bei der Schendidiagnose immer wieder Schwierigkeiten. Die naturwissenschaftliche Forschung war bisher fixiert auf die Ursache-Wirkungsketten. Heute muß sie sich den Erkenntnisfragen gegenüber der lebendigen Welt stellen. Ernsthafte Wissenschaftler bezweifeln nämlich, ob die jetzige Methodik der Naturwissenschaft überhaupt befähigt ist, einen Organismus als Ganzes oder die Biosphäre voll zu verstehen.

Wichtigste Faktoren, die sich gegenseitig beeinflussen und zu Waldschäden führen können:
nach Dr. Theo Keller, EAFV

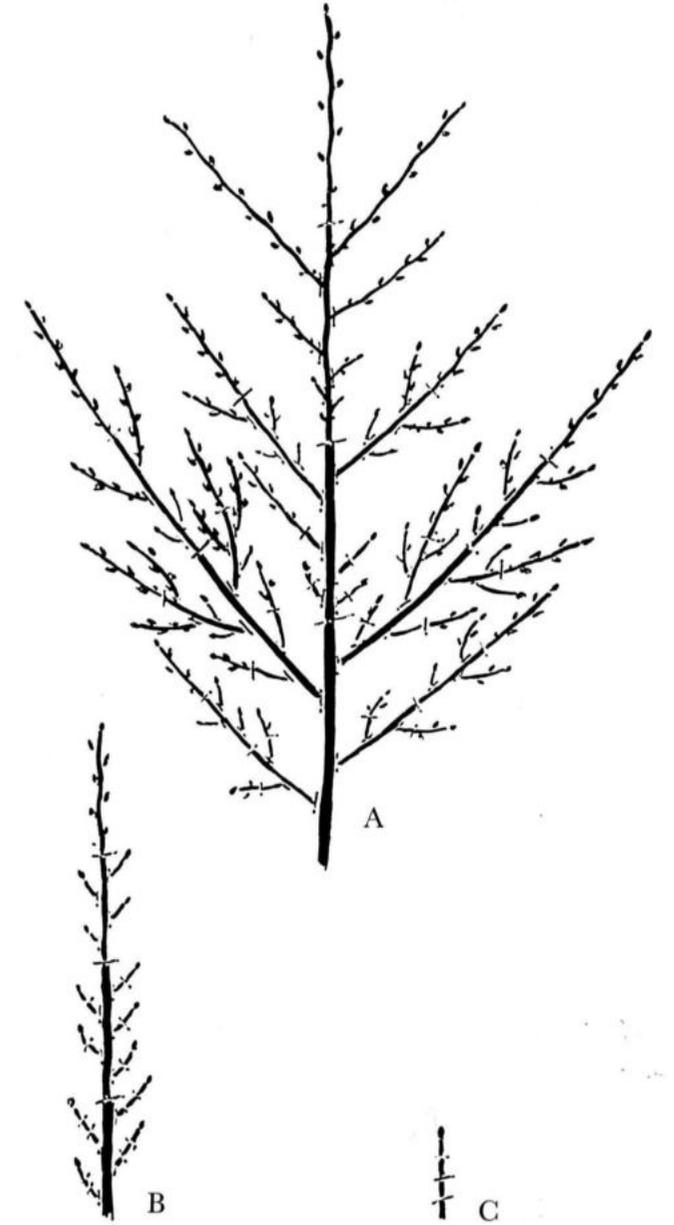


Die *Waldforschung* muß die vernetzten Zusammenhänge auf breiter Front angehen. Es ist einleuchtend, daß sich ein Gesamtverständnis nur mühsam und schrittweise erarbeiten läßt:

- Mit Hilfe statistischer Methoden wird in Waldschadeninventuren die Ausbreitung und Entwicklung der Schäden erfaßt. Durch Verbindung dieser Kenntnisse mit verschiedenen Einflußfaktoren, lassen sich Hinweise auf die Ursachen ableiten. In Baden-Württemberg laufen solche Aufnahmen seit 1983 und in der Schweiz im Projekt «Sanasilva» seit 1984.
- Seit dreißig Jahren befassen sich die Forscher systematisch mit experimentellen Untersuchungen über die Auswirkungen von Luftschadstoffen auf Wald und Pflanzen.
- In Dauerbeobachtungsflächen versucht man, Aufschluß zu erhalten über die verschiedensten natürlichen und künstlichen Einwirkungen auf die Wälder. An solchen Arbeiten ist auch der Kanton Zug beteiligt.

Einzelkenntnisse über Schadenursachen

- Jahrzehntelange Beobachtungen beweisen die Schädlichkeit von Rauchgasen. Früher traten Waldschäden meist im begrenzten Einflußbereich bestimmter Betriebe auf. Verursacher und Emissionsart waren bekannt. Die Kausalzusammenhänge sind dort somit eindeutig. Man sprach von «Rauchschäden». Geht man den alten Berichten über solche Schäden nach, erweisen sich die Befunde absolut vergleichbar mit den heutigen Beobachtungen. Sie sind auch mit Fotodokumentationen belegt.
- Die weiträumige Luftverschmutzung ist heute unbestritten. In neuerer Zeit suchte man die ständig zunehmenden Abgasmengen mit immer höheren Kaminen aus den Agglomerationen und Industriegebieten in entfernte Gebiete zu verfrachten. Die gewaltige Zunahme des fossilen Brennstoffverbrauches für Verkehr, Feuerung und Industrie machte aber den Verdünnungseffekt wieder zunichte. Die massive Beeinflussung der Umwelt ergibt sich aus der Tatsache, daß die Menschheit seit der Industrialisierung daran ist,



Zweigwachstum bei Buchen als Vitalitätsmerkmal

Vitalität und Gesundheit von Buchen können am Längenwachstum und an der Verzweigung der Äste beurteilt werden. Der Übergang von einem Jahrestrieb zum anderen ist durch Querstriche markiert.

- A Normaler Buchenzweig, fächerartig verzweigt
- B Haupttrieb mit verringertem Wachstum und kurzen Seitentrieben
- C Das Wachstum des Haupttriebes stagniert und Seitentriebe werden nicht mehr gebildet.

Rohstoffreserven, welche vor 200 bis 300 Millionen Jahren gebildet wurden, innert weniger Generationen zu verbrauchen. Mit den technischen Verbrennungsprozessen werden nämlich in umgekehrter Richtung, beinahe explosionsartig, jene Stoffe wieder freigesetzt, zu deren Anreicherung die Natur Millionen von Jahren benötigte.



Zweig einer geschädigten Tanne

Eine vitale Tanne kann bis zehn Nadeljahrgänge aufweisen. Dieser Zweig eines geschädigten Baumes hat nur noch einen vollständigen Nadeljahrgang. Die Jahrgänge zwei und drei sind gelichtet und die älteren fehlen ganz.

Luft. Ein Baum setzt derart große Luftmengen um, daß der Grad der Luftverschmutzung nicht gleichgültig ist.

- Experimentelle Untersuchungen, auch an Waldpflanzen, haben zahlreiche Fremdstoffe in der Luft einwandfrei als pflanzenschädigend nachgewiesen. Zum Beispiel Schwefeldioxid SO₂, Stickstoffdioxid NO₂, Ozon O₃. Es wurde festgestellt, daß durch gleichzeitige Einwirkung verschiedener Stoffe und Verbindungen, bereits bei geringen Dosierungen, die Reaktionen der Pflanzen erheblich verstärkt werden (Synergismuseffekt). Zuwachsverluste und innere Zellschädigungen, verursacht durch Giftstoffe, können auftreten, lange bevor äußere Schadenmerkmale sichtbar werden.

Die Luftströme verbreiten sich unkontrolliert und über alle Grenzen hinweg. Sie finden Zugang zu den Wäldern ohne Rücksicht auf deren Pflegezustand, Bewirtschaftungsform oder lokale Standortbedingungen.

- In der Atmosphäre gehen zahlreiche Luftfremdstoffe wechselnde, chemische Verbindungen ein. So entsteht beispielsweise durch Reaktion der Stickoxyde mit dem Luftsauerstoff, unter Einwirkung des Sonnenlichtes, Ozon. Ist die Abgaskonzentration zu hoch, resultieren instabile Verbindungen. In ländlichen Gebieten und in höheren Lagen wird die Bildung von Ozon und anderen, pflanzenschädigenden Photooxydantien durch die intensive Einstrahlung begünstigt. Infolge der weiträumigen Verlagerung der Luftmassen entstehen daher auch Waldschäden in großer Entfernung von den Emittenten. Auch in den Probestflächen des Kantons Zug wurden hohe Luftschadstoffkonzentrationen gemessen, im Sommer vor allem Ozon und im Winter Stickoxyde.
- Die tiefgreifende Veränderung des Lufthaushaltes kann nicht ohne Wirkung auf zahlreiche natürliche Lebensabläufe bleiben. Daß die Pflanzen, insbesondere die langlebige Baumvegetation, davon zuerst betroffen werden, ist einleuchtend, beziehen sie doch den Hauptbestandteil ihrer Nahrung, den Kohlenstoff, aus der

- Die Baumkronen filtern zum eigenen Nachteil große Schadstoffmengen aus. Die schädigenden Einwirkungen erfolgen über die Spaltöffnungen der Blätter und Nadeln. Ätzende Säuren zerstören die schützenden Wachsschichten und dringen direkt in die Blätter ein. Die Auswaschung wichtiger Nährstoffe aus den lebenden Zellen ist an den Verfärbungen im Blatt- und Nadelwerk zu erkennen und im Stammabfluß zu messen. Zellschädigungen beeinträchtigen oder verunmöglichen dann die Assimilation sowie die Wasser- und Nährstoffversorgung, also die wesentlichen Lebensfunktionen des Baumes.

In der agglomerationsnahen Probestfläche im Kanton Zug wurden im Buchenlaub und in den Fichtennadeln erhöhte Schadstoffgehalte festgestellt.

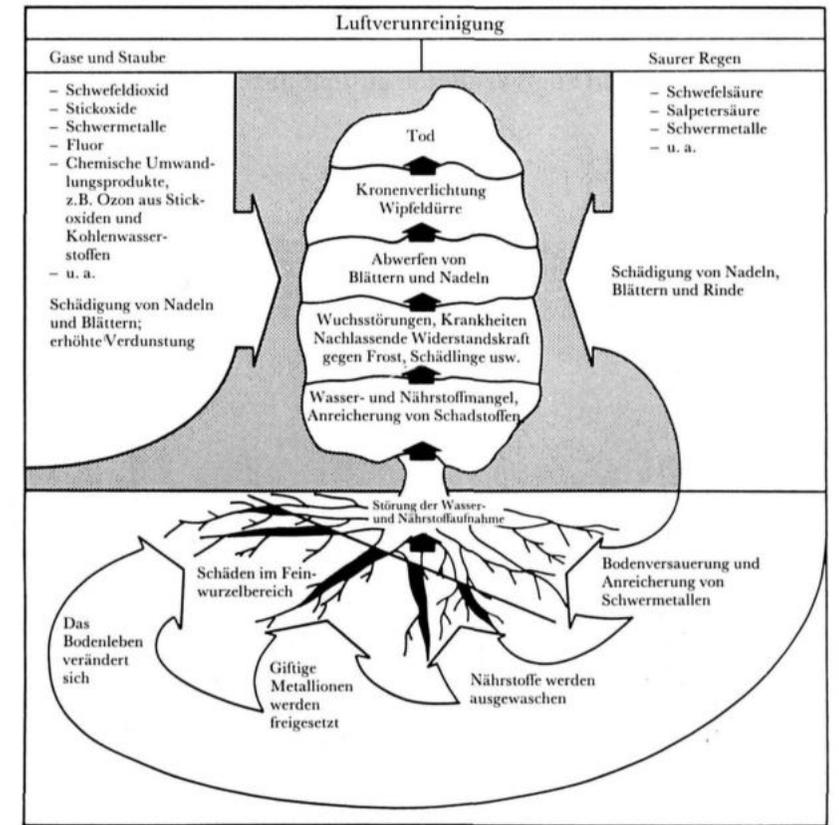
- Analog zur Übersäuerung der Seen wurden auch Bodenveränderungen festgestellt. Fremdstoffe, wie Schwefel- und Salpetersäure, gelangen mit den Niederschlägen in die Erde. Dort verursachen sie die Nährstoffauswaschung, und bei genügender Konzentration zerstören sie die Bodenlebewesen, die Wurzelpilze und die Feinwurzeln. Damit werden Wasser- und Nährstoffaufnahme der Bäume empfindlich gestört und schließlich die Verankerung im Boden verschlechtert.

Die ersten Untersuchungen auf Zuger Probestflächen weisen auf Probleme hin.

- Die Luftverunreinigungen wirken
- unmittelbar über die Luft auf Nadeln und Blätter
 - direkt über Regen und Nebel auf die Blattorgane
 - über Regen und Nebel auf Boden und Wurzeln
 - durch Veränderung der Lebensbedingungen für Parasiten (Pilze, Insekten, Mikroben).

(aus dem Bericht «Waldsterben und Luftverschmutzung» des EDI, Bern, 1984)

- Zusätzlich zu den toxischen Einwirkungen vermindern die Luftschadstoffe die Resistenz der Bäume gegen Temperaturextreme und Trockenheit. Sonst erträgliche Witterungsverhältnisse können daher bei vorbelasteten Bäumen große Schäden anrichten.
- Den Klimafaktoren mit ihren ständigen, großen Schwankungen sind die Wälder immer ausgesetzt und vielfach daran angepaßt. Sie vermögen den Schadengang zu beeinflussen, können aber nach den bisherigen Untersuchungen nicht als Hauptursache des Waldsterbens gelten. Diese Schlußfolgerung lassen auch die bisherigen Untersuchungen auf Zuger Probestflächen zu.
- Nach den Auswertungen der Waldschadeninventuren haben auch Bestandeszusammensetzung und Pflegezustand der Wälder nur einen geringen Einfluß auf die Schädigung.
- Pilze und Insekten sind als Sekundärschädlinge auf geschwächten Bäumen seit langem bekannt. Ob allenfalls die Immissionseinwirkungen deren Verhalten ändert, ist eine offene Frage.
- Das Waldschadenphänomen, das uns bedroht, ist verbreitet in weiten Gebieten Mitteleuropas, in Nordamerika, in Japan und in Ballungsräumen der Entwicklungsländer. Der Zusammen-



hang mit der dichten Besiedlung, der Industrie und dem großen Verkehrsaufkommen, also einem hohen Energieverbrauch, ist gegeben.

Folgerungen

Der strenge Kausalbeweis, die Luftverschmutzung führe zum Waldsterben, ist wohl nicht erbracht. Es sprechen aber so viele Indizien dafür, daß es leichtsinnig wäre, die großen Risiken, die unseren Lebensraum bedrohen, zu verkennen.

Förster und Waldbesitzer allein sind nicht in der Lage, das Waldsterben zu verhindern. Die Bedrohung kann nur gebannt werden, wenn alle Gesellschaftskreise wirksam zur Umweltentlastung beitragen. Die Ökologie muß im wirtschaftlichen Bereich als «Langzeitökonomie» entsprechend beachtet werden.

Werner Giß

QUELLENHINWEIS:

Publikationen der Eidg. Anstalt für das forstliche Versuchswesen, Birmensdorf (EAFV), die Auswertungen der Waldschadeninventuren der Schweiz (Sanasilva) und von Baden-Württemberg, Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen, Bulletins des Schweizerischen Forstvereins, Holzzentralblatt, Forstwissenschaftl. Centralblatt, Allgemeine Forstzeitschrift. Untersuchungen des Instituts für angewandte Pflanzenbiologie, Schönenbuch, im Auftrag des Kantons Zug.

Aufgenommen und zur Verfügung gestellt durch die EAFV



Fichte
gesund und voll benadelt



Fichte
schwach geschädigt,
Benadelung 75 %



Fichte
mittelstark geschädigt,
Benadelung 55 %



Fichte
stark geschädigt,
Benadelung 25 %



Tanne
mit beginnender Verlichtung,
Benadelung 75 %



Tanne
mit Verlichtung im mittleren
Kronenbereich,
Benadelung 70 %.
Das Triebwachstum erscheint
noch gut.



Tanne
noch zu 50 % benadelt.
Durch das reduzierte Längen-
wachstum der Zweige erscheint
der Gipfel als «Storchennest».



Tanne
nur noch zu 25 % benadelt,
stark geschädigt



Buche
beginnende Verlichtung in
der Kronenperipherie



Buche
mit Kronenverlichtung aber
noch guter Verzweigung
der Äste. Belaubung 65 %



Buche
mit kurzen Seitentrieben.
Belaubung 55 %



Buche
stark verlichtet mit sehr kurzen
Seitentrieben. Belaubung 25 %



Eiche
voll belaubt und vital



Eiche
mit beginnender Verlichtung
der Krone. Belaubung 75 %



Eiche
70 % belaubt,
geringe Verzweigung, Blätter
büschelweise angeordnet



Eiche
stark geschädigt, mit toten
Ästen. Belaubung noch 25 %

Erinnerungsbilder



Unterägeri. Ehemaliges Kindersanatorium «Theresia»

Die Gebäudegruppe an der Seestraße, bestehend aus dem aus den 1840er Jahren stammenden, spätbiedermeierlichen Haupthaus, Liegehalle und weiteren Nebengebäuden sowie Badehaus, beherbergte zunächst die «Durrer'sche Kuranstalt», bevor sie der Pionier der Tuberkulosebekämpfung Dr. med. Josef Hürlimann (1851–1911) übernahm und in ihnen ab 1881 das erste Kindersanatorium im Ägerital schuf.

Die Anstalt wurde zu diesem Zwecke in jene Form gebracht, in der sie bis 1986 aufrechtstand. Mit dem Haus verschwand also auch ein Stück schweizerischer Medizingeschichte.



Cham. Bootshütte des Ruderclubs

Ein unscheinbares Stück alt Cham ist mit der alten Schiffshütte verschwunden. Ursprünglich Lagerhaus der Milchsiederei, wurde sie 1920 dem zwei Jahre zuvor gegründeten Ruderclub von der «Nestlé» zur Verfügung gestellt, bis sie 1946 in sein Eigentum überging. Bleibt zu hoffen, der Erfolg sei den Chamer Ruderern auch im neuen Bootshaus – Hütte wird man es kaum mehr nennen dürfen – weiterhin treu.

Zug. Einfamilienhaus Weinbergstraße 4

Das bescheidene Einfamilienhaus aus den zwanziger Jahren war architektonisch ausgezeichnet durch einen originellen talseitigen Balkonausbau. Für die jüngere Zuger Kunstgeschichte hatte es Bedeutung als ehemaliges Wohnhaus des Bildhauers Fritz Wotruba in den Jahren 1938–1945; in dieser Zeit war das Haus nicht nur Ort des künstlerischen Schaffens, sondern auch Treffpunkt bedeutender Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kultur und Kunst (vgl. Josef Brunner: Der Bildhauer Fritz Wotruba in Zug 1938–1945 in ZNBI 1975).



Zug. Haus Ägeristraße 98

Das Haus war ein typischer Vertreter jener schmucklosen, jedoch gut proportionierten spätbiedermeierlichen Wohnbauten, wie sie an den in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegten städtischen Ausfallstraßen – in diesem Fall derjenigen nach Ägeri und Menzingen – außerhalb des alten Stadtbereichs allenthalben entstanden. So bescheiden das Haus sich gab, so gepflegt war seine Innenausstattung bis in die Details. Als zeitweiliges Wohnhaus des Bildhauers August Weckbecker-Schönenberger, dessen in Zug bekanntestes Werk der Hochaltar der Oswaldskirche ist, war es Teil der Erinnerung an diesen mit Zug eng verbundenen Münchener Künstler.



Zug. Haus Vorstadt 26

Das «Vorstädtli» war noch eine – weitherum die letzte – Wirtschaft, wie sie unsere Väter und Großväter kannten. Das alte Haus war ursprünglich im späten 16. Jahrhundert entstanden, in den Jahren 1895–1897 aber durchgreifend umgebaut worden. Aus dieser Zeit stammte auch die Fassade und das Mansardendach. Es war zunächst vorgesehen, wenigstens die Fassade zu erhalten, was jedoch aus bautechnischen Gründen dann unterlassen wurde. Das neue Haus hat große Ähnlichkeit mit dem abgebrochenen und integriert sich gut in die Häuserzeile. Der Baubestand der Vorstadt besteht bald zur Hälfte aus in dieser Weise integrierten neuen Häusern.

Von der alten zur neuen Bibliothek

Mit der Neueröffnung im vergangenen Herbst heißt die Stadtbibliothek nun *Stadt- und Kantonsbibliothek*, nachdem ihre Aufgaben neu festgelegt worden sind. Eine Zusammenarbeit mit dem Kanton ergab sich schon im Jahre 1941, als die Bände der Kantonsbibliothek in der Stadtbibliothek deponiert wurden. Im wesentlichen wurden für das gemeinsame Projekt die Empfehlungen der «Bibliotheksplanung im Kanton Zug» aus dem Jahre 1974 übernommen, die von einer durch die Regierung eingesetzten Arbeitsgruppe erarbeitet worden waren. Die Hauptaufgaben sind das Ausleihen von Büchern und anderer Medien in der öffentlichen Bibliothek, die insbe-

sondere als Freihandbibliothek nahe an den Benutzer herankommt, im weiteren ein Lesesaal mit einem gut ausgebauten Bestand von Nachschlagewerken und anderen Informationsmitteln, die Tugiensia als Sammlung des zugerschen Schrifttums sowie die Bibliothek als Koordinationsstelle für andere Bibliotheken, vorab für den interbibliothekarischen Leihverkehr. Die alte Bibliothek befand sich im ehemaligen städtischen Zeughaus, in dem sie seit dem Jahre 1910 eingerichtet war. Vorher war die Stadtbibliothek seit 1838 im Zurlaubenpfundhaus am Burgbach untergebracht. Vor 150 Jahren, anno 1836, wurde die gemeinsam geführte



Bibliothek in einen religiös-geistlichen und einen weltlichen Bücherbestand aufgeteilt. Die theologischen Werke verblieben in der Pfarrbibliothek, die übrigen Bände bildeten den Grundstock der Stadtbibliothek.

Einen Durchbruch im doppelten Sinne gab es, als die Verwaltung der Bibliothek im Jahre 1974 in das Nachbarhaus verlagert werden konnte. Damit wurde ein größerer Raum für eine Freihandbibliothek frei. Die Benützerzahl erhöhte sich darauf ruckartig, ebenso auch mit der Einführung der Gratisausleihe im Jahre 1978. Waren es 1973 knapp 27000 Ausleihen, stiegen sie im Jahre 1984 auf rund 131000, eine Zunahme, die alle anderen Schweizerischen Bibliotheken übertraf. Die räumlichen Verhältnisse im alten Zeughaus wurden bei dieser erfreulichen Benützung prekär und erforderten vom Benützer wie vom Bibliothekspersonal Anpassungsvermögen und besondere Rücksichtnahme.

Die neue Bibliothek befindet sich nun im alten Kornhaus, der nachmaligen Kaserne. Dieser Standort wurde

Einige Gedanken zur Restaurierung der St.-Oswalds-Kirche

Wie verschieden reagiert doch der Besucher auf die bald zu Ende geführte Instandstellung der «Ooslete»; der eine bemerkt nur wenig Veränderung, der andere entdeckt sie in vielfältiger Art. Bestimmt, der innere Bezug zu diesem Gotteshaus spielt hier mit. Es ist ja nicht unwichtig, was für Erlebnisse, Eindrücke und Wertungen den Betrachter prägen und begleiten. Deshalb scheint ein Wort über die Zielsetzung und Umgestaltung unerlässlich.

Beginnen wir außen. Beinahe sämtliches Stein-Bildwerk, alle Streben, eine enorme Menge einzelner Steine und auch größere Flächenpartien wiesen kleinere bis starke

im Jahre 1976 neu vorgeschlagen und diente bald der allgemeinen Zielsetzung, nachdem verschiedene Abklärungen durch Fachleute die Eignung des historischen Gebäudes bestätigten. Im Bericht aus dem Jahre 1980 der vom Regierungsrat und vom Stadtrat eingesetzten paritätischen Kommission wurden das gemeinsame Projekt, der Standort im Kornhaus und eine finanzielle Beteiligung des Kantons zu einem Drittel am Bau und am Betrieb empfohlen. Hierauf wurde anfangs 1981 ein Projektionskredit durch den Großen Gemeinderat beschlossen. Die Rücksicht auf die bestehende Bausubstanz und mit ihr die Dispositionsmöglichkeiten erforderten eine anspruchsvolle Planung. Der Große Gemeinderat und das Volk beschlossen Ende 1983 mit großem Mehr die neue Bibliothek, ebenso der Kantonsrat in der Folge die Partnerschaft des Kantons. Im Jahre 1984 beschloß der Große Gemeinderat zusätzlich einen Kredit für die Aktualisierung des Bücherbestandes. Damit wurde es möglich, daß statt 18000 nun gegen 30000 aktuelle Bücher zur Verfügung stehen.

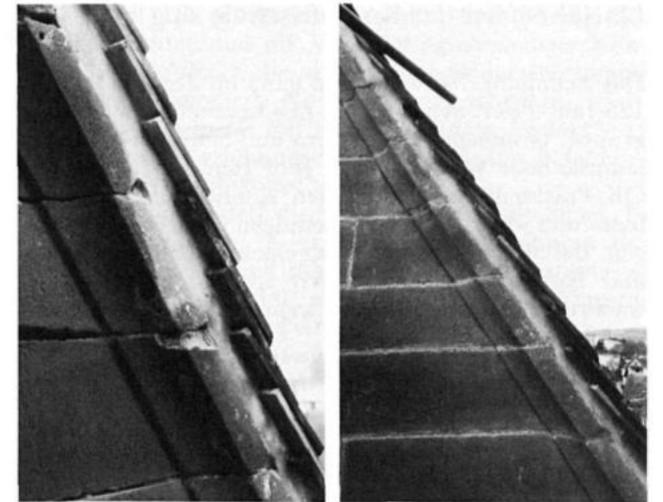
Die Unbequemlichkeiten im alten Zeughaus sind nun vorbei. Als Trost mag die heimelige Atmosphäre des Hauses und das gemütliche Knarren der Stiegen in Erinnerung bleiben, über die unzählige Bücher getragen werden mußten. Als neuer Standort erstrahlt nun das Kornhaus in alter Schönheit. Das häßliche Treppenhaus ist nach historischem Vorbild durch einen Turm ersetzt worden. Die Freihandbibliothek mit einer eigenen Jugendabteilung wurde leicht zugänglich und übersichtlich gestaltet. Eine EDV-Anlage erleichtert die Ausleihe und vermittelt dem Benützer einen Überblick über das Medienangebot.

Somit konnte das Kornhaus aus dem Jahre 1530, das den körperlichen Bedürfnissen diente, sich gewissermaßen selbst verwirklichen, indem es nun den Geist ernährt.

Othmar Kamer, Stadtpräsident

Beschädigungen auf. Warum? Die verschmutzte Luft, kombiniert mit Regenwasser und Nebelfeuchtigkeit verändert und löst den Kalk im Sandstein. Der Stein körnt aus, zerbröckelt oder schält sich; er beginnt, seine Konturen zu verlieren und wird nach und nach unkenntlich. Diesem Zerstörungsprozeß sollte soweit wie möglich Einhalt geboten werden. Aber wie? Früher wurden – vielerorts auch heute noch – alle ruinierten Steine samt und sonders durch neue Werkstücke ersetzt. Betrachten wir die Oswalds-Kirche, so spüren wir diesen letzten derartigen Eingriff außergewöhnlich stark.

Es war ein erklärtes Ziel der jetzigen Restauration, die Originalsteine wenn immer möglich zu schonen, zu erhalten. Nur an den ursprünglichen Steinen spüren wir die Intention des damaligen Steinhauers, erkennen wir die angewandte Technik und die Behandlung. Beides ist für den Ausdruck eines Gebäudes wichtig, wenn wir nicht mit «Theaterkulissen» vorlieb nehmen wollen. Aus diesen Gründen sind denn nur sehr sparsam Steinauswechslungen vorgenommen worden. Alle sichtbar beschädigten Stellen wurden mit Mörtel geflickt und die Schalen mit Kunststoffharz an den Kern zurückgeklebt. Zum Schutz gegen die rasante Zerstörung kam die bereits 1974 an der Westseite bei den Portalen angewandte Methode der Steinverfestigung zur Anwendung. Die Streben erhielten gegen eindringendes Wasser eine Bleiabdeckung. Trotz einer sorgfältigen Behandlung können Umweltbeschädigungen nicht gänzlich vermieden werden. Wir versuchen, unsern Nachkommen eine gut erhal-



tene, kulturgeschichtlich aussagekräftige Oswalds-Kirche zu übergeben.

Derselbe Grundgedanke galt auch bei den Umbauten und Veränderungen im Innern der Kirche. Den eigentlichen Anlaß bildete die gänzlich unbefriedigende Wärmeluftheizung. Für jedermann war die starke Verschmutzung sichtbar. Die Fachleute bemerkten zusätzlich den schädlichen Einfluß der raschen Wechselwirkung von trockener und feuchter Luft auf das Orgelwerk und die bemalte hölzerne Ausstattung. Den physikalischen Gesetzen entsprechend wärmte sich der Kirchenraum von oben nach unten, was bis 6° Celsius Unterschied mit sich brachte. Die veraltete Heizungsanlage wurde nach längerem Abwägen durch eine Fußbodenheizung ersetzt. Drei wesentliche Eigenschaften führten zu diesem Entscheid: 1. Die Wärme wird dort abgegeben, wo sie auch benötigt wird – beim Menschen. 2. Die Temperaturen können tief, d. h. bei 12.–14 °C gehalten werden, was genügt. 3. Der Energieverbrauch wird gesenkt, eine wichtige Aufgabe unserer Zeit. Das Aufbringen von Isolationswolle auf alle Gewölbe sowie die doppelte Verglasung der Fenster sind weitere Energiesparmaßnahmen. Die von 1935 stammenden Glasgemälde im Chor wurden so montiert, daß sie in einem Katastrophenfall schnellstens demontiert und geschützt werden könnten.

Eine ganz besondere Wertschätzung zollten wir der Gewölbebemalung. Die fantasiereichen, handwerklich erstklassig aufgemalten Blumengebilde erforderten eine sorgfältige Freilegung und bedürfen heute einer entsprechenden Pflege. Dieses wichtige Anliegen findet in der neuen Heizung, die über die gesamte Raumhöhe dieselbe Wärme ausstrahlt, die gewünschte Antwort. Somit ist ein maximaler Schutz gegeben und eine bestmögliche Erhaltung der Innenausstattung gewährleistet.

Artur Schwerzmann

125-Jahr-Feier der Kantonsschule Zug

Das Schuljahr 1985/86 stand ganz im Zeichen unserer 125-Jahr-Feier. Seit längerer Zeit bereitete eine Projektgruppe, bestehend aus Lehrern und Schülern, die Jubiläumsanlässe sorgfältig vor. Jürg Iten, der umsichtige OK-Präsident, prägte mit den Kennworten «Marschhalt» und «Durchzug» die Leitideen unserer Bemühungen. Beschönigung war nicht gemeint, sondern Analyse und Auseinandersetzung. Wir wollten Erinnerungen wachrufen und alte Urteile überprüfen.

Marschhalt

1961 – zur Zentenarfeier der Kantonsschule – erschien die Festschrift von Dr. Albert Renner, in welcher die Geschichte der Schule in den ersten hundert Jahren dargestellt wurde. Sie gibt uns das Bild einer kontinuierlichen, organischen Entwicklung von 1861 bis 1961. Nur ein Vierteljahrhundert ist seither verstrichen, aber in diesen letzten 25 Jahren hat sich die Kantonsschule geradezu stürmisch verändert. Nicht nur die Schüler- und Lehrerzahlen sind sprunghaft angestiegen, was umfangreiche und kostspielige Neubauten zur Folge hatte. Auch im Innern erlebte die Schule einen bedeutenden Erneuerungsprozeß. Mit Reformen versuchte sie sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Unsere beiden Hauptlehrer, Dr. Aimé Wilhelm und Dr. Heinz Greter, erklärten sich spontan bereit, diese letzten 25 Jahre in einer Festschrift darzustellen. Der umfangreiche Stoff zwang uns, zwei Bände herauszugeben: Band 1 (Dr. A. Wilhelm) zeigt treffend die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen auf, welche sich prägend auch auf unsern Schulalltag auswirkten. Band 2 (Dr. H. Greter) enthält



viele Dokumente und Fotos, sowie die Schüler- und Lehrerbeiträge zur 125-Jahr-Feier. Große Beachtung in der Öffentlichkeit fand auch der im Verlaufe des Schuljahres durchgeführte Vortragszyklus «Lehrer sind nicht nur Lehrer». Verschiedene Kollegen berichteten über ihre außerschulischen Tätigkeiten. Das Angebot war vielfältig und erstreckte sich von Pädagogik über Philosophie – Sprache – Biologie – Musik – Ethnologie – Religion – Literatur – bis hin zur Mikroelektronik. Der Kantonsschulrat bewilligte – als Versuch – fächerübergreifende Wahlpflichtfachkurse für die Maturanden. Im Team Teaching wurden «Philosophie/Mathematik» und «Biologie/Turnen» unterrichtet. Die gemachten Erfahrungen mit dem interdisziplinären Unterricht sind sehr ermutigend und sollten zukünftig in unserem Fächerangebot nicht mehr fehlen.

Durchzug

Während des ganzen Schuljahres bereiteten sich Lehrer und Schüler für die Festwoche vor. Der Unterricht wurde vom 18. bis 23. Juni eingestellt, um der interessierten Zuger Bevölkerung das Erarbeitete zeigen zu können. Der Kantichor (Kurt Ernst) und die Theatergruppe (Dr. Jürg Scheuzger und Hanspeter Gnos) begeisterten in Zug und in einigen Außengemeinden ein sachverständiges Publikum. An der Kantonsschule wurden, koordiniert von Martin Grischott, die Klassenarbeiten mittels Film, Ton und Bild dargestellt. Das Untergymnasium verwandelte sich zum Forum Tugiense: junge und «ältere» Römer deklamierten alte Weisheiten. Im Neutrakt konnte der Besucher Ausstellungen und Vorführungen genießen: Zuger Wirtschaftsentwicklung, Zuger Raumplanung, Zahlungs- und Finanzierungsinstrumente, Videos, Tagesschau, Krimi- und Agentenfilme, Modell-

bau, Zug um 1860, Relief und OL-Karten, Freizeitsport 1961–1986, Zuger Musiklandschaft, 60 Jahre Kolina, Engadin 1985 und Secüberquerung 1985, geographische Verteilung der Kanti-Schüler, Workweek in England, Vivre le français au Languedoc, Aspekte zum Zugersee, Kanti läuft um den Erdball.

Die Außenwand des Hauptgebäudes zierte eine fortlaufende Zeichnung. Metallfiguren, Farbpyramide und platonischen Körpern begegnete man in den Außenanlagen. Da uns (noch) eine Aula fehlt, wurde für 1000 Personen ein Festzelt aufgestellt. Hier konnten sich Schüler, Lehrer und Gäste tagsüber verpflegen und sich am Abend am Jazztanz, Jazzkonzert und am Schülerzirkus erfreuen. Ein großer Fackelzug durch die Stadt mit anschließender Brandrede von Rektor W. Zürcher bildete den Auftakt zu einem Lehrer- und Schülerfest.

Die Verbundenheit mit der Kantonsschule bekundete die Kadettenmusik der Stadt Zug mit einem Frühschop-

penkonzert. Die größte Überraschung und die schönste Freude bereitete uns die Vereinigung ehemaliger Kantonsschüler (VEK), die uns an ihrer Generalversammlung den «Phänomena-Kugelbrunnen» schenkte.

Ein Festgottesdienst mit anschließendem Festakt – es sprach unser Erziehungsdirektor Dr. Anton Scherer – umrahmte das Jubiläum.

Den Abschluß bildete die Matura- und Diplomfeier. In einer gemeinsamen Feier konnten die Rektoren des Obergymnasiums und des Wirtschaftsgymnasiums im Festzelt 249 Schülerinnen und Schülern das Matura- und Diplomzeugnis aushändigen.

Das Jubiläum der Kantonsschule mit seinen Hauptsäulen «Marschhalt» und «Durchzug» gehört der Vergangenheit an. Die Verantwortlichen hoffen, daß das Erlebnis bei vielen Lehrern und Schülern nachwirken und neue Impulse schaffen wird.

Hans Schuler

300 Jahre Zunft und Bruderschaft der Müller, Bäcker und Zuckerbäcker der Stadt Zug

Jubiläen müssen gefeiert werden. Bei solchen Festivitäten stehen die altherwürdigen Zünfte nie an letzter Stelle. 300 Jahre sind keine Kleinigkeit. Schließlich hat man sich schon 1886 mit großem Pomp und Umzug des 200. Jahres angenommen, wobei damals noch in der Gewißheit gefeiert wurde, daß die Jahreszahl stimme. Heute sind mehr als berechtigte Zweifel aufgekommen. Eine genauere Prüfung der «Zunfturkunde» läßt nämlich erkennen, daß 1688 das wahrscheinlichere Gründungsdatum ist. Aber was soll's: die Vorbereitungen waren im Gang, und die Bäckerzunft ist ja ohnehin viel älter; denn die Zunftartikel von 1688 besagen mit aller Deutlichkeit, daß es sich damals nicht um die Gründung handelte, sondern um eine Erneuerung der «Uhr-Alten Bruderschaft der Heiligen Jungfrauen und Martyrin Agathae». So besehen, sind zwei Jahre Differenz eine Kleinigkeit.

Zünfte spielten bekanntlich schon im Mittelalter eine beachtliche Rolle in den städtischen Gemeinwesen, die nicht von Selbstversorgung leben konnten, sondern auf Handel und Gewerbe angewiesen waren. Gegen die alten kirchlichen und weltlichen Feudalherrschaften ging es der selbstbewußten Bürgerschaft – Stadtluft macht frei – darum, die politischen, militärischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Belange in eigener Regie zu regeln. Dabei spielten die Zünfte weitherum eine entscheidende Rolle, – auch in Zug, wenn hier auch nicht wie etwa in Zürich von einem Zunftregiment gesprochen werden kann. Und da damals alles menschliche Tun auch auf das Religiöse ausgerichtet war, so erstaunt es nicht,

wenn wir in alten Quellen immer wieder auf die enge Verbindung von Zunft und religiöser Bruderschaft hingewiesen werden, so daß die Bruderschaften, in die oft auch ganze Familien einbezogen wurden, als religiös-kirchliche Verbände geradezu als die Urform der Zünfte angesehen werden können. «Zunft und Bruderschaft» heißt es deshalb noch heute bei der Bäckerzunft. Und so hatte denn jede Zunft ihren Heiligen als Schutzpatron mit eigenem Altar, mit gestifteten Jahrzeiten, Seelenmessen, Wachs- und Lichtopfern. Die Bäcker hatten die heilige Agatha zu ihrer Schutzpatronin gewählt, auf daß sie bei der Feuergefährlichkeit ihres Berufes von ihr vor zeitlichem und ewigem Feuer bewahrt würden. Ihr galten denn auch die ersten Artikel der Zunfturkunde. In weiteren Artikeln wurden dann noch eine ganze Reihe berufsspezifischer Interessen geregelt.

Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich dann bei den Zünften manche Wandlung vollzogen. Wenn wir auch davon absehen, daß bei der Bäckerzunft der Stadt Zug die Müller, Bäcker und Konditoren heute noch Meister, die übrigen Mitglieder aber Mitbrüder heißen, so spielt das Berufständische nur noch eine untergeordnete Rolle, das Freundschaftlich-Gesellschaftliche dominiert, wobei Tradition und Brauchtum, Solidarität und vaterländische Gesinnung die belebende Hefe bilden. Im übrigen ist auch die Bäckerzunft kein esoterisches Konventikel, sondern volksverbunden. Der Bäckermöbli-Ruf ertönt schließlich jedes Jahr immer wieder in den Kindergärten und in den Gassen der Stadt Zug, wenn Mutschli, Biber-



li, Orangen und Würstli ausgeworfen und verteilt werden, und von den berühmten Chlausfeiern weiß auch manch Außenstehender viel belachte Episöden zu erzählen.

Zur Jubiläumsfeier: diese wurde am Sonntag, 26. Oktober 1986 abgehalten. Nach dem Gottesdienst in der St.-Oswald-Kirche versammelten sich die «ehrsamen» Zünfter, Gemahlinnen und Gäste im Gotischen Saal des Rathauses der Bürgergemeinde zum feierlichen Festakt, worauf der Festzug zum Casino und zu einem lukullischen Bankett führte.

Zur Jubiläumsfeier hat die Bäckerzunft zwei Schriften herausgegeben. Die eine wurde von Dr. Paul Aschwenden† und Dr. Albert Müller verfaßt: «Geschichte der Zunft und Bruderschaft der Müller, Bäcker und Zucker-

bäcker der Stadt Zug anhand der Biographien aller Meister und Brüder: 1686–1986». Ein einzigartiges Werk; denn es werden darin nicht in chronologischer Folge alle die Ereignisse des Zunftlebens von der Gründung bis heute dargestellt, sondern die Zunftgeschichte wird eingebettet in die Lebensgeschichte der jeweiligen Obmänner und Zünfter, so daß neben dem rein Zünftischen eine genealogische Darstellung bekanntester Zuger Geschlechter dargeboten wird. Das zweite Buch, mit Farbphotographien geschmückt, hat Dr. Paul Stadlin verfaßt: «Ein Jahr im Leben der Zunft». Es ist keine trockene Jahreschronologie, sondern geschrieben aus der lebendigen Gegenwart mit einführender Anschaulichkeit und feinsten Ironie, – sicher ein kostbares Andenken.

Johann Brändle

Eröffnung des Übergangwohnheims der Stiftung Phönix an der Chamerstraße 1 in Zug

Aus der Erkenntnis, daß im Kanton Zug Übergangseinrichtungen für psychisch Behinderte fehlten, wurde am 10. Februar 1978 die *Stiftung Phönix* gegründet. Die Stiftung Phönix will gemäß Stiftungsstatuten Angebote zur schrittweisen Wiedereingliederung von psychisch Behinderten schaffen.

Ende 1982 konnte mit der Stadt Zug erfolgreich über eine für ein Übergangwohnheim geeignete Liegenschaft verhandelt und ein entsprechendes Projekt ausgearbeitet werden.

Im Juni 1985 haben die Stimmbürger der Stadt Zug die Umbau- und Finanzierungsvorlage mit großem Mehr genehmigt und im gleichen Jahr haben ebenfalls der Regierungsrat und der Kantonsrat den Beiträgen zugestimmt.

Das Heim wurde am Freitag, den 13. Juni 1986, eröffnet. Aufnahme finden 13 psychisch behinderte Frauen und Männer aus den Kantonen Zug, Schwyz und Uri, welche keine Intensivpflege in einer Klinik benötigen, aufgrund ihrer Behinderung und damit verbundenen Beeinträchtigung im Berufs- und Gesellschaftsleben aber auf eine vorübergehende, geschützte Wohnsituation angewiesen sind. Das Übergangwohnheim will den Betroffenen ermöglichen, ihre berufliche und soziale Eigenständigkeit wieder neu zu erlangen.

In erster Linie dient das Übergangwohnheim jener Patientengruppe, von der angenommen werden darf, daß der Selbstständigkeitsgrad im beruflichen oder sozialen Bereich durch eine gezielte Rehabilitationsmaßnahme innerhalb von zwei Jahren merklich verbessert werden kann. Damit kann dem dieser Patientengruppe drohenden Hospitalismus begegnet werden.

In zweiter Linie dient das Übergangwohnheim als Abklärungs- und Kriseninterventionsstelle, besonders für die in den Wohngemeinschaften der Stiftung Phönix untergebrachten Bewohner.

Soziale Rehabilitation: Die Bewohner lernen, sich einen geordneten Tagesablauf zu geben und üben ihre Fähigkeiten im Verrichten der alltäglichen Haushaltarbeiten und im Umgang mit ihren Finanzen. Sie werden angeleitet, ihre Freizeit befriedigend zu gestalten, der Pflege von Außenkontakten zu Bekannten und Freunden soll besondere Beachtung geschenkt werden, da es sich für die Heimbewohner um eine Übergangssituation handelt. Nach dem Aufenthalt sollten sie in der Lage sein, in einer privaten Wohnsituation zu leben, Kontakte zu Mitmenschen zu finden und ihre Freizeit sinnvoll auszufüllen.

Berufliche Rehabilitation: Die berufliche Rehabilitation der psychisch Behinderten wird in enger Zusammenarbeit mit den IV-Regionalstellen geklärt und – wo nötig – neu aufgebaut. Ungefähr ein Drittel der Bewohner wird vorübergehend meistens als erste Phase einer beruflichen Rehabilitation, im Hausdienst, in der Küche und im Garten zur Arbeit angeleitet. Für Behinderte aus geeigneten Berufen wird intern eine Abklärung oder Umschulung im kaufmännischen Bereich angeboten. Alle anderen werden externe Abklärungs-, Ausbildungs- und Umschulungsplätze oder geschützte Arbeitsplätze, z.B. in der ZUWEBE, belegen. Ziel bleibt jedoch die Integration im offenen Stellenmarkt.

Die Bewohner des Übergangwohnheimes werden durch drei Leitungsteammitarbeiterinnen und -mitarbeiter betreut. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten im

Teilzeitverhältnis (80%) und sind hauptsächlich während der Freizeit der Bewohner und Bewohnerinnen im Einsatz, so an den Abenden und an den Wochenenden. Während der Nacht ist keine Betreuungsperson anwesend, wobei aber für Notsituationen entsprechende Regelungen getroffen sind.

Erweiterung der ZUWEBE

Im gesamten Werkstattbereich können wir zurzeit den behinderten Mitarbeitern folgende *Arbeitsmöglichkeiten* bieten:

- Metall- und Kunststoffverarbeitung (Bohren, Drehen, Fräsen, Schleifen, Biegen, usw.)
- Montagarbeiten an Elementen und Apparaten, einfache Lötarbeiten
- allgemeine Industrie- und Verpackungsarbeiten (Konfektionieren, Blistern, Schrumpfen, usw.)
- Mitarbeit im Großhaushalt (Hausdienst, Wäscherei, Küche, Technischer Dienst)

Ungefähr sechzig vorwiegend im Kanton Zug ansässige Firmen sind die Auftraggeber.

Da die normale Persönlichkeitsentwicklung für den geistig Behinderten nur schwer, oft aber gar nicht erreichbar ist, fällt seiner *Ausbildung* besondere Bedeutung zu. In der Werkstatt wird der Benachteiligte durch besonders geschulte Fachkräfte auf sein künftiges Berufsleben vorbereitet. In Ergänzung zur handwerklichen Ausbildung wird auch der schulischen Förderung und körperlichen Ertüchtigung große Beachtung geschenkt.

Neben der erstmaligen beruflichen Ausbildung kennt die Eidgenössische Invalidenversicherung (IV) weitere Maßnahmen zur Eingliederung, wie Umschulung (z.B. für Unfallgeschädigte), Abklärung (Feststellen der Arbeitsmöglichkeiten) und Arbeitstraining, welche im Auftrag der IV in der ZUWEBE durchgeführt werden.

Grundsätzliches Ziel der IV-Bestrebungen ist die Eingliederung der Behinderten in die Privatwirtschaft oder mindestens in eine geschützte Werkstatt. Daher werden alle erforderlichen Maßnahmen durch die IV finanziert und überwacht.

In der *geschützten Werkstatt* finden 18 bis 62- bzw. 65jährige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einen Arbeitsplatz, die zufolge ihrer Behinderung den Anforderungen in der Privatwirtschaft nicht gewachsen sind. Betreut von einem berufsspezifisch ausgebildeten Gruppenleiter werden die Behinderten in Gruppen von 10 bis 15 Personen an einem für sie günstigen Arbeitsplatz angeleitet. Alle bei uns arbeitenden Behinderten erhalten neben einer

In der Zwischenzeit hat das Übergangwohnheim seinen «Betrieb» aufgenommen und wir dürfen feststellen, daß die gesteckten Hoffnungen der Stiftungsleitung in das Heim bis jetzt weitgehend erfüllt worden sind.

Paul Zürcher, Präsident

Invalidenrente einen ihrem Leistungsvermögen angepaßten Lohn.

In der *Beschäftigung* finden Mehrfach- und Schwerbehinderte Aufnahme, welche zufolge ihres geringen Leistungsvermögens auch in der geschützten Werkstatt nicht eingegliedert werden können. Es ist das oberste Gebot der Beschäftigungstherapie, denjenigen Behinderten, die die entsprechenden Voraussetzungen mitbringen, die Aufnahme in die geschützte Werkstatt zu ermöglichen. Die Behinderten in der Beschäftigung erhalten im Gegensatz zu den Mitarbeitern in der geschützten Werkstatt keinen Lohn.

Der *Hauswirtschaftsbereich* bietet Behinderten Ausbildungs- und Arbeitsplätze an. Das gelernte Fachpersonal in Küche, Speisesaal, Reinigungsdienst und Lingerie wird durch Mitarbeiter der Haushaltungsgruppe unterstützt und ergänzt.

In unserem *Wohnheim* werden Behinderte aufgenommen, die infolge ihres Gebrechens nicht extern wohnen können, aber auch solche, die in der Privatwirtschaft arbeiten und in der Freizeit betreut werden. Sie alle finden im ZUWEBE-Wohnheim während der Woche ein Zuhause. Die Wochenenden werden nur in Ausnahmefällen im Heim verbracht.

In jeder der vier Wohngruppen leben zehn Pensionäre. Sie werden im praktischen Leben gefördert und zur Selbständigkeit geführt. Ein ausgewogenes Angebot an Aktivitäten wie Schwimmen, Turnen, Werken, aber auch Spaziergänge, verbunden mit Besuchen von kulturellen und geselligen Anlässen, soll jedem Pensionär eine sinnvolle Freizeit ermöglichen.

Die gezielte Gruppen- und Freizeitbetreuung verlangt heilpädagogisches, erzieherisches und therapeutisches Können, welches sich die Gruppenleiter in Heimerziehereschulen oder berufsbegleitenden Kursen erworben haben.

Filiale Göbli

Die ZUWEBE beschäftigt gegenwärtig 127 Behinderte im Arbeitsbereich. Ungefähr ein viertel davon wurde infolge einer psychischen Behinderung in unsere Institution aufgenommen.

Unsere bisherige Erfahrung zeigt, daß die «Behinderten» nicht eine einheitliche Gruppe darstellen. Gruppenführungsprobleme ergeben sich hauptsächlich aus der unterschiedlichen Art – geistig-, körperlich-, psychischbehindert. Dies hat dazu geführt, daß wir die schwächeren und verhaltensauffälligen Geistigbehinderten zu einer separaten Gruppe zusammengezogen haben. Der normalintelligente psychisch Behinderte bedarf einer andern Betreuung als der geistig Behinderte.

Die Tatsache, daß die Beschäftigung von Psychischbehinderten unter vorwiegend Geistigbehinderten keine geeignete Lösung ist und das Platzangebot der ZUWEBE ab Herbst 1984 trotz verschiedener Erweiterungen kaum mehr Neuaufnahmen zuläßt, führte zum folgenden Entschluß:

«In Absprache mit der Stiftung Phönix wird ein ZUWEBE-Filialbetrieb (insbesondere für Psychischbehinderte) realisiert.»

Werk- und Weiterbildungsbeiträge an junge Zuger Künstler 1986

Das Gesetz über die Förderung des kulturellen Lebens sieht vor, daß der Kanton die Weiterbildung begabter Zuger Künstler außerhalb des ordentlichen Studiums fördert. In diesem Sinne gewährt der Regierungsrat seit mehreren Jahren Beiträge an Künstler bis zu einem Höchstalter von 35 Jahren, die Zuger Kantonsbürger sind oder seit mindestens 5 Jahren Wohnsitz im Kanton Zug haben oder zu einem früheren Zeitpunkt mindestens 15 Jahre Wohnsitz im Kanton Zug hatten. Seit 1978 konnte 83 Bewerbern in den Bereichen Angewandte und Bildende Künste, Musik, Literatur, Theater, Film und Foto Beiträge von insgesamt Fr. 379 500.– gewährt werden.

Anfangs dieses Jahres erfolgte in der Presse des Kantons Zug und der Region Innerschweiz die Ausschreibung für die Beiträge 1986. Insgesamt bewarben sich 36 Künstler, was ungefähr der Zahl des Vorjahres entspricht. Die kantonale Kommission zur Förderung des kulturellen Lebens beurteilte aufgrund von Jury-Berichten als beratendes Organ des Regierungsrates die eingereichten Unterlagen. Einziges Kriterium war dabei die Förderungswürdigkeit, wobei allerdings der finanzielle Rahmen bei ca. Fr. 50 000.– gesteckt war. Die Förderungsbeiträge wurden als Weiterbildungsbeiträge im Anschluß an die künstlerische Grundausbildung oder als Werkbeiträge zur Unterstützung des freien künstlerischen Schaffens vorgeschlagen. Der Regierungsrat gewährte schließlich Beiträge zwischen Fr. 3 000.– und Fr. 8 000.– pro Bewerber, wobei sich der Gesamtbetrag auf Fr. 58 000.– belief. Folgende Bewerber konnten berücksichtigt werden:

Im Gewerbezentrum «Göbli» finden seit November 1986 in neuen, hellen Räumen ca. 40 Behinderte einen Arbeitsplatz. Wie in den Werkstätten Inwil werden in der «Filiale Göbli» die Bereiche Ausbildung, Abklärung, geschützte Werkstätte und Beschäftigung geführt.

Institutionen wie die bestehende und die neue Werkstätte der ZUWEBE decken einen wichtigen Bereich im Leben des Behinderten ab. Sie ermöglichen eine ihm angepasste Umgebung, seinen Möglichkeiten entsprechende Arbeitsplätze und Betreuung durch besonders geschultes Personal. Eine Institution kann bestehende Beziehungen nicht ersetzen und darf nicht mit diesen konkurrenzieren, denn der Behinderte gehört als Mensch in die Gesellschaft. Die neu zu schaffenden Arbeitsplätze erfüllen ihren Dienst am Behinderten nur in Zusammenarbeit mit einer Öffentlichkeit, die sich bemüht, Menschen in einer besonderen Situation mit Verständnis zu begegnen.

Urs Heß

Weiterbildungsbeiträge

Musik – Stefan Buri, Musiker, Zug
– Monica Ehram, Musikerin, Fribourg
– Heidrun Fähndrich, Sängerin, Kriens

Theater – Maja Heer, Schauspieler, Zürich

Werkbeiträge

Angewandte und Bildende Künste

– Marguerite Annen, Künstlerin, Luzern
– Antonia Bisig, Künstlerin, Berlin
– Urs Steinhauser, Künstler, Zug
– Franziska Zumbach, Künstlerin, Zürich

Musik – Ensemble Bumbacher und Karlen, Musiker, Zug und Hausen am Albis

Film – Peter Arnold, Amateurfilmer, Unterägeri
– Markus Keusch, Künstler, Berlin

In der Zwischenzeit hat der Regierungsrat die Summe der Werk- und Weiterbildungsbeiträge auf Fr. 75 000.– erhöht.

Die nächsten Werk- und Weiterbildungsbeiträge werden voraussichtlich im Frühjahr 1987 ausgeschrieben.

Claudio Hüppi

JULI

1985

1. Zufrieden zeigt sich der Stadtrat mit dem Ausgang verschiedener Abstimmungen. Mit deutlichen Mehrheiten beschließt der Souverän die Aufhebung der Billettsteuer, einen Beitrag an die Sanierung der Kunsteisbahn Zug und den Bau von 32 Alterswohnungen in der Mühlematt, Oberwil. Genehmigt wird von den Stimmbürgern auch ein Kredit von 4,785 Millionen Franken für die Neugestaltung des Landsgemeindeplatzes.

Das Straßenunterhalts- und Forstpersonal im Kanton Zug muß künftig nur noch 43 Stunden die Woche arbeiten. In einem Jahr erfolgt eine weitere Senkung auf 42 Stunden.

Erstmals wird die am 28. Oktober 1984 in Betrieb genommene neue Standseilbahn von der Schönegg zum Zugerberg außer Betrieb gesetzt. Es müssen am Geleise Nachkramparbeiten ausgeführt werden.

Redaktorenwechsel bei den Zuger Nachrichten. Als Folge des Wegzuges von Chefredaktor Cäsar Rossi geben Alfred Trütsch und Marc Höchli ihre Kündigung bekannt. Nach nur einem Monat verläßt auch Chefredaktor Ruggero Vercellone die Zuger Nachrichten.

Die Gemeindeversammlung Neuheim genehmigt einen Beitrag von 1,5 Millionen Franken für die Alterswohnungen-Stiftungen. Auch die Bürgergemeinde ist an diesem Vorhaben beteiligt.

2. Im Kanton Zug wurden im Jahre 1984 1,03 Millionen Tonnen Kies abgebaut, 2,5 Prozent weniger als im Jahr zuvor. Rund die Hälfte des abgebauten Kieses wurde im Kanton Zug auch verbaut.

Der Große Gemeinderat der Stadt Zug spricht sich gegen eine Urnenabstimmung über verkehrsarme Vorstadt oder Bahnhofstraße aus. Vor solchen Maßnahmen soll der Stadtrat das gesamte Zuger Zentrums-Konzept vorlegen.

Erstmals und im Sinne einer Ausnahme kann das Zuger Lokalradio «Sunshine» live über eine Sitzung des Großen Gemeinderates berichten.

4. Der Kanton Zug steht vor einer reichen Kirschernte. Laut Prognosen des Obstverbandes ist mit einer Million Kilo «Chriesi» zu rechnen.

1665 Unterschriften trägt die von der SP des Kantons lancierte Initiative zur Herabsetzung der Bustarife im Kanton Zug.

5. Nach wie vor erlebt der Kanton Zug einen Wohnbauboom. Gemäß Statistik der Gebäudeversicherung sind 1160 Wohnungen im Bau. Steigende Tendenz weist auch die Nachfrage nach Renovationskrediten auf.

An der erstmals ausgetragenen «Tour de Sol» von Romanshorn bis Genf beteiligten sich auch verschiedene Teams aus dem Kanton Zug. Am erfolgreichsten war das Team des Menzingers Hans Weibel. Mit dem selbstgebauten dreirädrigen Solarmobil konnte der fünfte Rang herausgefahren werden.

Viele Notfälle führen in Zuger Spitälern zu einem Betten-Engpaß. Im Kantonsspital ist kein Bett mehr frei, Viererzimmer müssen mit fünf Betten belegt werden. Hohe Belegungen melden aber auch die Spitäler in Cham und Baar.

Ein Schlußstrich wird unter die Polizeiaffäre gezogen, die in den Jahren 1981 und 1982 im Kanton zu reden gab. Alle Verfahren in Sachen Disziplin sind abgeschlossen worden.

Eine erfolgreiche Geschäftstätigkeit meldet die Beringer-Hydraulik in Neuheim. Für das erste Halbjahr stieg der Umsatz um 15 Prozent, zehn neue Arbeitsplätze konnten eingerichtet werden.

Den erfolgreichen Absolventen der kaufmännischen Berufsschule Zug werden im Casino Zug die Fähigkeitszeugnisse überreicht. Rektor Arnold Breitenmoser kann über keine absoluten Spitzenresultate, aber über eine breite Spitze mit guten bis sehr guten Resultaten berichten.

6. Im Kanton Zug erinnert man sich daran, daß vor genau 250 Jahren der «Schwarze Schumacher» im Exil verstarb. Der ehemalige oberste Magistrat des Standes Zug starb als Galeerensträfling im fernen Turin.

Walchwil kann das neue Seebad in Betrieb nehmen, das die Gemeinde insgesamt 645 000 Franken gekostet hat.

7. Bei den Rudermeisterschaften auf dem Rotsee eringt die Chamerin Alexandra Feller den Schweizermeistertitel im Skiff. Im «Kreuz» in Cham wird die erfolgreiche Ruderin des Ruderclub Cham gefeiert.

8. Die vier Sozialarbeiter und der Psychiater des Sozialmedizinischen Dienstes halfen im Jahre 1984 120 psychisch Kranken. Die angeschlossene Jugendberatungsstelle betreut seit drei Jahren auch die Gassenarbeit.

8. Der Historiker Walter Anderau wird hauptamtlicher Direktor der in Zug angesiedelten CH91-Direktion. Sein interimistischer Vorgänger, der Walchwiler Dr. Alois Hürlimann, nimmt sich vermehrt der thematischen Belange der CH91 an.
9. Gegen die vom Regierungsrat genehmigte Wasserskianlage in der Chamer Bucht reichen die Korporation Zug, die Natur- und Heimatschutzkommission, der Naturschutzbund und der WWF Beschwerde beim Verwaltungsgericht ein.
Die Denkmalpflege präsentiert interessante Funde, die bei Bauuntersuchungen an der Zeughausgasse 19 in Zug zu Tage getreten sind. Ein Holzdöschen mit einem kleinen Silberschatz wird im Museum in der Burg aufbewahrt.
10. ZVB, ZBB und SGZ melden gute Frequenzen. Im ersten Halbjahr konnten zwischen 6,2 und 14,5 Prozent mehr Passagiere befördert werden.
Mit dem Wihelrain entsteht in Walchwil ein neues Quartier. Bereits die Aufrichte macht das große Interesse für die 19 Einfamilienhäuser deutlich.
11. Mit einer zweibändigen Sonderausgabe zur Ur- und Frühgeschichte der Kantone Luzern und Zug im Rahmen der Reihe «helvetia archaeologica» wird der Zuger Dr. Josef Speck zu dessen 65. Geburtstag geehrt.
Mit den letzten Helikopterflügen kann die Sanierung der Ruine Wildenburg abgeschlossen werden. Für die Ausführung der Arbeiten waren 3500 Arbeitsstunden, 500 Tonnen Material und 1000 Helikopterflüge notwendig.
Bei der Restaurierung der Bauernhausgruppe Sennweid in Baar wird ein gut erhaltener Sodbrunnen entdeckt.
Im «Choller» klären Naturschutztafeln Wanderer, Spaziergänger und Badende über den schonenden Umgang mit der Natur auf.
15. Kirschengroße Hagelkörner setzen in Teilen des Kantons Zug den Obstkulturen arg zu. Bei den Kirschen sind teilweise verheerende Schäden zu registrieren.
Die Zimmerei Xaver Keiser, ein bekannter Zuger Handwerksbetrieb, feiert ihr 50jähriges Bestehen.
16. Die Zuger Studentin Ursula Keller erhält ein USA-Stipendium, welches ihr erlaubt, an der Stanford University in Kalifornien in Physik zu doktorieren.
19. Eine Feuersbrunst zerstört die Scheune auf dem Hof Kemmatten in Hüenenberg. Das Feuer wird nach dem Strohmalen entdeckt.
20. In strömendem Regen gezündet werden muß in Oberägeri das Feuerwerk im Rahmen des Dorf- und Seefestes.
Das Spital Cham meldet einen Rückgang der Pflagegetage um 928 Einheiten. Steigende Tendenzen zeigen sich bei den Säuglingstagen und bei den Privatpatienten.
22. In Samedan stirbt Gottfried Straub, ehemaliger Präsident der L&G-Holding und Vizepräsident des L&G-Verwaltungsrates an den Folgen eines Herzinfarktes.
80 Motionen liegen beim Regierungsrat zur Beantwortung auf dem Tisch. Die älteste Motion aus dem Kantonsrat stammt aus dem Jahre 1973.
24. Der Stiftungsrat des Theater Casino Zug spricht von einer in finanzieller Hinsicht befriedigenden Situation. An Zuger Veranstalter konnten 226000 Franken als Rabatte und Umsatzbeteiligungen vergütet werden.
28. An seiner 70. Generalversammlung wählt der in den letzten Jahren von Krisen geschüttelte Sportclub Zug Peter Baumann auf den Präsidentenstuhl. Zur finanziellen Sanierung wird von jedem Clubmitglied während drei Jahren ein zusätzlicher Beitrag von 200 Franken erwartet.
Nach dem unentschiedenen Schlußgang gegen Josef Burch gewinnt Favorit Leo Betschart den traditionellen Zugerberg-Schwinget.
31. Verbessert wird die Arbeitsvermittlung im Kanton Zug. Dank dem Einsatz von EDV-Informationssystemen können Stellensuche und Stellenvermittlung über die Kantonsgrenze hinaus gewährleistet werden.
Die Zukunft des Zuger Regionalfernsehens scheint gesichert. Nach den Gemeinden sagt auch der Kanton dem ZRF finanzielle Unterstützung zu.
Für den zurücktretenden Josef Güntensberger nimmt Willy Tresch neu Einsitz in der CVP-Fraktion des Großen Gemeinderates.

AUGUST

1985

1. Neuerungen für die Stadtzuger: Veranstalter müssen künftig keine Billettsteuer mehr entrichten. Zudem gilt eine neue Gemeindeordnung mit der Bevölkerungsentwicklung angepaßten Minimalzahlen an Unterschriften für Initiativen und Referenden.

1. Chrigel und Annelies Kauer verwöhnen künftig die Wanderer als Wirte auf dem Wildspitz, dem höchstgelegenen Punkt im Kanton Zug.
Die Feiern zum 1. August in den Zuger Gemeinden leiden unter dem schlechten Wetter. Auf offizielle Feiern verzichtet haben die Gemeinden Neuheim, Menzingen und Oberägeri.
4. Beträchtlicher Schaden an Gebäude und Einrichtung richtet der Brand in der Zuger Gewürzmühle Fridlin an.
Novität in der Schweizerischen Fußballszene. Erstmals spielen die beiden Zuger Clubs in der Nationalliga B. Der SC Zug gewinnt gegen Laufen, der FC Zug verliert in Genf. Ende Saison muß der FC Zug nach nur einem Jahr wieder absteigen.
5. Im Kanton Zug geht der Boden, der der Landwirtschaft zur Verfügung steht, stetig zurück. Innert Jahresfrist sank dieser Anteil um 0,1 auf 48,8 Prozent der Gesamtfläche.
8. 400 Goldwingfahrer aus aller Welt treffen sich auf dem Zuger Stierenmarktareal. Höhepunkt des Treffens ist der Corso der feudalen Motorräder durch die Stadt Zug.
Erstmals seit vier Jahren ist das Gut «Freudenberg» bei Risch nicht Ferienresidenz der britischen Premierministerin Margaret Thatcher.
Das Kantonsspital beschäftigt 501 Personen, davon stehen 100 noch in Ausbildung. Die Zahl der stationär behandelten Patienten sank um 56 auf 4984, die Zahl der Pflagegetage ging von 63645 auf 61386 zurück.
Alex Nußbaumer, seit 1979 Geschichtslehrer an der Kantonsschule Zug, wird mit einem dreijährigen Lehrauftrag an die German Swiss International School in Hongkong berufen.
9. Großauftrag für die LGZ. Der Zuger Elektrokonzern kann ein komplettes Rundsteuersystem nach Singapur liefern. Der größte Teil des Auftragsvolumens betrifft das Werk Zug, Arbeit gibt es aber auch für das Werk Einsiedeln.
Seit 1983 fährt der ungarische Flüchtling Gabor Zsigmondi mit seinem Fahrrad durch Europa und versucht, eine Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung in einem westeuropäischen Land zu erhalten. Sein Weg führt ihn auch nach Zug.
11. Zahlreiche Besucher zieht das 20. Walchwiler Bergfest beim Buschenchappeli an.
11. Nach viel Fronarbeit kann der Fußballclub Baar sein Clubhaus einweihen. Der Bau kostete 1,3 Millionen Franken, 330000 Franken hatte der Club an Eigenleistungen aufzubringen.
Das Umweltschutz-Abo in Neuheim erweist sich als Erfolg. Auf der Strecke Neuheim-Baar konnte seit Einführung des Abonnements eine Steigerung der Frequenz um 79 Prozent festgestellt werden.
13. Auf großes Interesse stößt die Dissertation des Zuger Historikers Gerhard Matter «Der Kanton Zug auf dem Weg zu seiner Verfassung von 1876». Das Werk erscheint in der Reihe «Beiträge zur Zuger Geschichte» des Zuger Vereins für Heimatgeschichte.
Der Regierungsrat beschließt die Einführung einer Gelbphase bei den Lichtsignalanlagen. Diese Umweltschutzmaßnahme kostet rund 120000 Franken.
Der Weinskandal um die Glykol- oder Frostschutzweine erfaßt auch den Kanton Zug. Das Kantonale Laboratorium konfisziert 1366 Flaschen mit Frostschutzwein.
Bei den Arbeiten am Innern der Zuger Oswaldskirche stoßen die Restauratoren auf die ursprüngliche Ornamentik von 1556. Es werden Darstellungen von Blumen und Früchten freigelegt.
14. Im Ennetsee wartet man auf den Chamer Saalbau. Trotz der ungünstigen räumlichen Verhältnisse präsentiert der Kulturzyklus Cham-Hünenberg ein vielseitiges Programm.
Die 18. Spielzeit im Zuger Kleintheater «Burgbachkeller» wird von Cabaret-Höhepunkten dominiert.
16. Endgültig in der Zuger Kulturszene etabliert hat sich das von Dr. Rolf Keller geführte Museum in der Burg. Das Museum ist nun fast fertig eingerichtet. Das vergangene Jahr brachte weniger Besucher, aber zahlreiche Führungen.
17. Baar ist Startort zum 15. GP Tell, dem Mehretappenrennen für Radamateure. Die Baarer nutzen dies für ein Volksfest.
Probleme mit «Fahrenden» hat ein Baarer Bauer. Die «Gäste», die sich für knapp eine Woche auf Baarer Boden niedergelassen haben, hinterlassen Berge von Unrat und einen Schaden von mehreren Tausend Franken.

19. Im Kanton Zug beginnt das neue Schuljahr. Dieser Tag ist für die Zuger Kantonsschule im Vorfeld ihres 125jährigen Bestehens mit Neuerungen verbunden. Erstmals wird am neusprachlichen Gymnasium (Typus B) unterrichtet. Neues gibt es auch beim Informatik-, Wirtschafts- und Rechtskundeunterricht und im Zuge der Schulerweiterung können weitere Räume bezogen werden.

Für 595 Lehrlinge geht der erste Teil der Berufsausbildung zu Ende. An der Schlußfeier der 168. gewerblichen Lehrabschlussprüfungen können 74 Lehrlinge für herausragende Leistungen ausgezeichnet werden.

Die Theater- und Musikgesellschaft Zug (TMGZ) präsentiert ihr Programm für die Saison 1985/86. Neben einer Eigeninszenierung gibt es auch Neuerungen im Abonnementbereich.

20. Der Regierungsrat setzt den Staatsanwalt Dr. Rudolf Mosimann wieder in sein Amt ein. Im Zusammenhang mit der Marc-Rich-Angelegenheit war Mosimann vor zwei Jahren suspendiert worden.

24. An der Ägeristraße in Zug eröffnet die Migros-Bank ihre 18. Geschäftsstelle. Im ersten Jahr wird eine Bilanzsumme von 50 Millionen Franken erwartet.

Zu den Akten gelegt hat man in Walchwil vorerst die Pläne für ein Altersheim.

Zwei Tage lang steht Zug im Zeichen des 139. Zentralfestes des Schweizerischen Studentenvereins. Höhepunkte sind der Fackelzug, das Altstadtfest, der Festumzug und die Festansprache von alt Bundesrat Dr. Hans Hürlimann.

Der Zuger Bürgerrat organisiert aus Anlaß des Studentenfestes am Fischmarkt einen Bürgertrunk. Daraus soll eine Tradition der Bürgerlandsgemeinde erwachsen.

Im Rahmen einer 24-Stunden-Americaine legen auf der Finnenbahn in Unterägeri über 150 Teilnehmer 3649 Runden oder 1460 Kilometer zurück.

30. In großer Zahl beteiligen sich die Zuger auf Einladung des von Dr. Paul Kälin geleiteten Chores «Audite nova» am offenen Singen auf dem Fischmarkt.

Bezüglich der neuerstellten Wohnungen pro Einwohner belegt der Kanton Zug hinter Nidwalden den zweiten Platz. 1984 wurden 938 neue Wohnungen gebaut.

SEPTEMBER 1985

2. Die Zentralstelle für Berufsberatung im Kanton Zug untersuchte die Berufs- und Schulwahl von 1072 Burschen und Mädchen nach dem achten und neunten Schuljahr. Die Schüler tun sich mit der Berufswahl immer schwerer, bereits jeder Vierte der Befragten wählte ein Zwischenjahr.

Die Nachbarschaft Lorzen hat sich zum Ziel gesetzt, die 1804 auf dem ehemaligen Richtplatz erstellte Schutzengelkapelle an der Zuger Chamersstraße zu erneuern. Die Arbeiten, die 470000 Franken kosten, sollen spätestens auf die CH91 hin vollzogen sein.

3. An der Sonderschule Hagendorn wurden 1984 43 Kinder unterrichtet, darunter 31 aus dem Kanton Zug. Der Ausbau des Kinderheimes konnte abgeschlossen werden.

4. Die Milch bereitet den Bauern nach wie vor große Sorgen. Dies macht die Versammlung des Inner-schweizer Bauernbundes am Rande des 95. Stierenmarktes in Zug deutlich.

5. Mit 36 gegen 25 Stimmen lehnt der Kantonsrat die «Verstaatlichung» der Kaufmännischen Berufsschule ab.

7. Einen Tag lang steht die Liegenschaft «Hof im Dorf» in Zug im Zeichen der Drachen. Die Kunstgesellschaft, die hier in Zusammenarbeit mit der Stiftung der Freunde des Zuger Kunsthauses das neue Kunsthaus einrichten will, lädt zum Fest und öffnet erstmals die Pforten der Liegenschaft «Hof im Dorf». Allein die Kunstauktion bringt einen Reinerlös von 130000 Franken.

In Baar stellen Gestalter Eugen Hotz und Dr. Leo Langenegger, Präsident der Heimatbuchkommission, die 19. Auflage des Heimatbuches vor.

Im Zuger Feuerwehrgebäude wird die Atemschutzübungspiste eingeweiht. Diese Anlage gehört zu den modernsten ihrer Art und kostete 564000 Franken.

Der Zugerberg ist für zwei Tage Treffpunkt von 950 Jugendlichen aus der ganzen Schweiz. Eine Tessiner Gruppe gewinnt den vom Kantonalverband der Zuger Pfadfinder organisierten Wettkampf um das Roverschwert.

Der 75jährige Sportclub Cham kann die Sportanlage Eizmoos in Betrieb nehmen.

In Baar feiert das Pikett der Gemeindefeuerwehr sein 50jähriges Bestehen mit einer Rettungsdemonstration.

7. In Walchwil absolvieren 80 Real- und Sekundarschüler eine Projektwoche. Der Unterricht in den gewählten Interessengebieten findet außerhalb der Schulzimmer statt. Themen sind Surfen und Fliegerei, Kunst und Kunsthandwerk, aber auch Wald und Wasser.

14. Die 98. Generalversammlung der Metallwaren Holding AG Zug kann von einem guten Geschäftsgang Kenntnis nehmen. Die Dividende wird von sechs auf sieben Prozent erhöht.

Der Vereine «Pro Wildenburg» schenkt die sanierte Burgruine dem Kanton Zug. Dies erklärt Vereinspräsident Landammann Andreas Iten bei einem Augenschein auf dem sanierten Wildenburg-Gelände.

In Baar werden aus Anlaß des «Jahr der Musik» Pausenplatzkonzerte durchgeführt. Ziel ist es, der Jugend den Zugang zur Musik zu erleichtern.

Nach einer viermonatigen Bauzeit erstrahlt die St.-Nikolaus-Kapelle auf Langenegg in Oberägeri in neuem Glanz. Der Betrag von 20000 Franken kam vornehmlich durch Spenden zusammen.

Der Baarer Künstler Elso Schiavo gestaltet im Schulhaus Allenwinden ein Wandbild mit den Ausmaßen von zehn auf viereinhalb Meter.

18. Der Kanton Zug ist zum zweiten Mal Organisator der Schweizer Schulsporttage. Dieser Anlaß bringt 3000 Schülerinnen und Schüler der Oberstufe nach Baar und Zug.

Sechs Geburtstagskinder führen in Rotkreuz den ersten Spatenstich für die Oberstufenschulanlage aus, die 1987 bezugsbereit sein soll. Man rechnet mit Kosten von 10,9 Millionen Franken.

21. Der von Otto Oeschger präsierte Unteroffiziersverein Zug (UOVZ) feiert sein 100jähriges Bestehen. Im Mittelpunkt stehen die Totenehrung, die Fahnenweihe, der Festakt und die Ansprache von alt Bundesrat Dr. Hans Hürlimann und alt Divisionär Dr. Hans Rapold.

Aus Anlaß seines 85jährigen Bestehens kann das Elektrokorps der FFZ seine im Kloster Gubel gefertigte Standarte einweihen.

Bei einem Unfall im Rahmen eines RS-Besuchstages verliert Dr. Norbert Pablé sein Leben. Er war Rektor des Untergymnasiums an der Kantonsschule Zug.

Ein Künstler aus Küsnacht erneuert die Schnitzereien im Gotischen Saal des Zuger Rathauses. Die Erneuerung kostet 35000 Franken.

21. Zu Ehren von Ständeratspräsident Markus Kündig führt die diesjährige «Schulreise» des Ständerates in den Kanton Zug. Auf dem Programm stehen eine Besichtigung der V-Zug AG und der Empfang durch Vertreter von Stadt und Kanton Zug.

22. Deutlich stimmen die Zuger Stimmbürger dem Kredit von 4,1 Millionen Franken für die Sanierung des Burghach-Schulhauses zu.

28. Die Schülerzahlen weisen im Kanton Zug weiterhin sinkende Tendenz auf. Die Schülerzahl ging innert Jahresfrist um 3,7 Prozent oder 329 auf 8489 Schüler zurück. Mit 532 Schulklassen ist eine Zunahme um eine Klasse zu verzeichnen.

Mit der Wiedergabe von Mozarts Krönungsmesse in der St.-Martins-Kirche feiert der Kirchenchor Baar sein 150jähriges Bestehen.

Die Narrenzunft der «Letzibutzäli» kann in Zusammenarbeit mit der Nachbarschaft Zug-West ein Zunftlokal und eine Bastelwerkstätte in Betrieb nehmen.

29. Der vom Zuger Beat Aklin präsierte Metzgermeisterverband des Kantons Zug feiert sein 75jähriges Bestehen. In den Metzgereien des Kantons werden Jubiläumssteaks feilgeboten.

Mit einem Cortège durch die Zuger Altstadt, angeführt durch die zunfteigene Musik, feiert die Zunft der Schreiner, Drechsler und Küfer ihr 400jähriges Bestehen.

OKTOBER 1985

1. Um neun Prozent schlägt der Strompreis auf. Diese Erhöhung hat in Baar, Risch und Menzingen höhere Tarife zur Folge, andere Gemeinden werden erst später mehr bezahlen müssen.

Das Zuger Regionalfernsehen (ZRF) darf seinen Versuchsbetrieb bis Ende 1988 weiterführen. Der Bundesrat stimmte zudem der Erweiterung des Versorgungsgebietes zu und bewilligt die Einführung des lokalen Bildschirmtext-Dienstes.

Die Zugerland Verkehrsbetriebe AG (ZVB) planen die Erweiterung ihres Streckennetzes. Aus diesem Grunde und als Ersatz für alte Busse werden fünf mögliche Busmodelle im praktischen Einsatz erprobt.

2. Das Kloster Menzingen macht sein Museum mit Kult- und Kunstgegenständen der Öffentlichkeit zugänglich. Die Menzinger Schwestern sind seit 1883 in überseeischen Missionsgebieten tätig.

5. Die Mitglieder der Zuger Zentrumskommission lassen sich auf ihrer Badenfahrt darüber informieren, wie die City mit einer konsequenten Verkehrs-entlastung aufgewertet werden kann.
Das Zuger Blasorchester gibt ein vielbeachtetes Konzert mit fünf Uraufführungen von Zuger Komponisten. Zur Aufführung gelangen im Casino Zug Werke von Hans Hassler, Carl Rütli, Jürg Iten, Hans Hürlimann und Paul Sarbach.
7. Aus der Truppenübung «Tornado» mit Beteiligung des Zuger Geb Füs Bat 48 berichtet das Zuger Regionalfernsehen (ZRF) in täglichen Sendungen.
Von den 41 800 im Kanton Zug immatrikulierten Motorfahrzeugen verfügen trotz Steuerbefreiung erst deren 265 über einen Katalysator.
9. Mit ihren Hunden standen die beiden Zuger Peter Reding und Stefan Grunder bei den Rettungsarbeiten im Anschluß an die Erdbebenkatastrophe in Mexico City im Einsatz.
10. Mit seinem Projekt «Dialog» gewinnt der 26jährige Architekturstudent Urs Zumbühl aus Zug den Projektwettbewerb zur Zuger Secufergestaltung. Das Projekt wird in einer Überarbeitung zur Realisierungsreife gebracht.
Bei den Bauarbeiten an der Kirche St. Vit, Hauptsee, in Oberägeri werden Fundamente der Kapelle von 1727/28 entdeckt.
17. Im «Burgbachkeller» erlebt «Lieder(licher) Abend», das neueste Programm des Zuger Cabriettisten Osy Zimmermann, seine Erstaufführung.
19. In Steinhausen wird eine neue Quartierzentrale und ein Netzgruppenhauptamt in Betrieb genommen. Dies bedeutet, daß sich rund 3000 Zuger an ihre neue Telefonnummer gewöhnen müssen.
In Zug eröffnet Ständeratspräsident Markus Kündig die 14. Zuger Herbstmesse. In zehn Hallen zeigen 209 Aussteller Waren und Dienstleistungen aller Art. Bereits am ersten Wochenende werden über 10000 Besucher registriert.
Mit der Rekordbeteiligung von 1000 Wehrmännern finden im Gebiet der Korporation Walchwil und Unterägeri die Meisterschaften der Geb Div 9 statt.
Der öffentliche Verkehr ist Gast bei der Zuger Herbstmesse. Verschiedene Verkehrsunternehmen unter Führung der ZVB informieren in einem separaten Pavillon über den Stand und die Ausbaupläne des öffentlichen Verkehrs im Kanton Zug.
22. 195 Zuger Bürger wählen den Finanzfachmann Beat Landtwing neu in den Zuger Bürgerrat. Er folgt dort auf Willy Waller, der dem Rat seit 1961 angehört hat. Im Amt des Bürgerpräsidenten folgt auf Waller Dr. Peter Spillmann.
23. Auf einen sehr guten «85er» freuen sich die Walchwiler Hobbywinzer. Zwar liegt der «Weiße» quantitativ hinter den Erwartungen zurück, beim «Roten» werden aber gute Öchsle-Grade gemessen.
Auf Einladung des Zuger Vereins für Heimatgeschichte gibt Hermann Steiner einen Überblick über die Gemeinde Cham. Er macht deutlich, daß die Industrie dieser Ennetseer Gemeinde im letzten Jahrhundert das Gepräge gegeben hat.
24. Der Kanton Zug ist aktiv in Sachen Umweltschutz. Ein erster Heizungskatalysator steht für die Zuger Burg und für das kantonale Zeughaus in Betrieb.
25. Beim Fischereimuseum wird eine Gedenktafel enthüllt, die an den Untergang der niedrigen Gasse erinnert. Im März 1435 verloren 60 der damals rund 500 Bewohner der Stadt Zug ihr Leben.
26. Mit der Fahnenabgabe auf der Schützenmatte verabschieden sich die Zuger Milizen nicht nur vom diesjährigen WK, sondern auch von ihrem Kommandanten Major Heinz Aschmann. Das Kommando wechselt an Walter Weber, also wieder an einen Zuger.
In Niderwil, der Ortschaft zwischen Hagendorn und Steinhausen, wird das für 530000 Franken renovierte Schulhaus eingeweiht.
27. Die 14. Zuger Herbstmesse schließt ihre Pforten. Mit 49699 Besuchern konnte der Rekord des Vorjahres zwar um 5000 Personen verbessert, die Wunschzahl von 50000 Eintritten aber nicht ganz erreicht werden. Im kommenden Jahr soll die Herbstmesse um eine Lehrlingsschau erweitert werden.
An der Video-Tagung in Lugano erreicht die ZRF-Reportage über die Kantonale landwirtschaftliche Schule Schluechthof in Cham einen ersten Preis. Diesen ZRF-Beitrag realisierte Schluechthof-Schüler Peter Hurni.
Josef Mühlefluh wird Neuheimer Ehrenbürger. Die Bürgergemeinde ehrt damit das Wirken des Politikers, der seit elf Jahren Gemeindepräsident ist und seit 16 Jahren das Schulamt präsidiert.

30. 276 Zuger Volksschullehrer gründen den Lehrerverein des Kantons Zug. Dieser bildet den Zusammenschluß der seit 1894 bestehenden Sektion Zug des Schweizerischen Lehrervereins und des 1917 gegründeten Zuger Kantonalen Lehrervereins. Erster Präsident ist Reallehrer Arthur Walker, Unterägeri.

NOVEMBER 1985

2. - Cham besitzt nun einen Dorfbus. Die Strecke Pfad-Cham-Hagendorn erschließt wichtige Wohngebiete für den öffentlichen Verkehr.
4. Im Schutzengel, im nördlichen Teil von Baar, entsteht eine Überbauung mit Dorfcharakter. Gebaut werden 80 Wohnungen in einfamilienhausähnlichem Stil.
5. In Anwesenheit einer großen Gästeschar wird die Lorzentobelbrücke dem Verkehr übergeben. Die 570 Meter lange Brücke hat insgesamt Kosten von 20,3 Millionen Franken verursacht.
Der Zuger Kirsch soll noch effizienter für die Region Zug werben. Zu diesem Zwecke hat der Zuger Künstler Walter F. Haettenschweiler eine repräsentative Zytturm-Flasche geschaffen, in der künftig die gebrannten Kirschen der Traditionsdistillerie Etter angeboten werden.
Der Verkehrs- und Verschönerungsverein der Stadt Zug ergänzt den attraktiven Zuger Stadtführer um eine Übersetzung in französischer und englischer Sprache.
In Cham stirbt im Alter von 72 Jahren Dr. Gerold Meier. Der Jurist war von 1960 bis 1976 Land-schreiber des Kantons Zug. 1977 wurde er für vier Jahre zum ersten Präsidenten des neu geschaffenen Verwaltungsgerichtes gewählt.
6. Auf dem Bahnhof Rotkreuz brennt die zweitletzte Komposition des einst legendären «Roten Pfeils» aus. Auch der Einsatz von 20 Feuerwehrleuten kann den einstigen Luxuszug der SBB nicht mehr retten.
7. Künftig soll der Zuger Kehrriech nicht mehr auf der Straße, sondern per Bahn zur Verbrennung nach Winterthur gebracht werden. Der Zuger Kantonsrat beschließt dies mit 42 zu 20 Stimmen.
An der Kantonsschule in der Luegeten kann die erste Ausbautappe eingeweiht werden. Dies betrifft die Turnhalle, die Musikräume und den dreigeschossigen Anbau am Obergymnasium. Diese Ausbautappe kostete insgesamt 13,1 Mio. Franken.
7. Die Hofgruppe «Sennweid» in Baar wird unter den kantonalen Denkmalschutz gestellt.
11. Der Kanton Zug richtet an zehn Gemeinden Finanzausgleichs-Zahlungen in Höhe von 19 Millionen Franken aus. Leer geht die Stadt Zug aus, die in die Kasse des Finanzausgleichs 3,357 Millionen Franken zu bezahlen hat.
12. Das neue Zuger Kunsthaus in der Liegenschaft «Hof im Dorf» soll 1988 eröffnet werden können. Die Umbauarbeiten werden mit 3,65 Millionen Franken angegeben. An die Baukosten will die Stiftung der Freunde des Zuger Kunsthauses eine Million Franken beitragen.
13. Der erste Schnee, früh und reichlich gefallen, bedeckt den ganzen Kanton mit einem weißen Überzug.
Der Verein für Kranken- und Wochenpflege im Kanton Zug feiert sein 75jähriges Bestehen mit einem Festakt im Theater Casino Zug. Dieser von Stadtrat Dr. Markus Frigo präsierte Verein ist Träger der Klinik Liebfrauenhof.
14. Für die Unterbringung und Betreuung der Asylanten im kommenden Jahr rechnet der Zuger Regierungsrat mit Kosten von 736000 Franken. 480000 Franken werden in Form von Rückerstattungen vom Bund und von den Gemeinden erwartet.
An der Tagung der Bürgergemeinden spricht sich der Zuger Staatsarchivar Dr. Peter Hoppe für eine vermehrte Zusammenarbeit der Gemeinden bei der Aufarbeitung ihrer Archive aus. Zu den Aufgaben der Bürgergemeinden gehört die Förderung der Heimatverbundenheit.
15. An der traditionellen Morgarten-Schlachtfeier spricht der Zuger Landammann Andreas Iten. An der 670. Jahrzeit der Schlacht spricht der Zuger Regierungsrat von einer historischen Entscheidung, die für den Weiterbestand der Eidgenossenschaft lebenswichtig war.
Die 40. Generalversammlung der Zuger Raiffeisenkassen kann von positiven Zahlen Kenntnis nehmen. Die Bilanzsumme stieg um 11,7 Prozent auf 392,4 Millionen Franken, jene der Mitglieder um 6,5 Prozent auf 5546 Genossenschafter.
16. Auf dem Zugerberg können Korporation Zug und Stadt Zug beim Vordergeißboden das neue Mehrzweckgebäude einweihen. An den Kosten von 1,04 Millionen Franken beteiligt sich die Stadt Zug mit 695000 Franken.

16. Menzingen feiert das 50jährige Bestehen seines Ski-klubs. Bei der Feier können von den bisher 13 Vereinspräsidenten deren acht geehrt werden.
17. In der Liebfrauenkapelle in der Zuger Altstadt wird die für 95 000 Franken erneuerte Bossart-Orgel eingeweiht. Das 1737 geschaffene Instrument stammt aus der bekannten Baarer Orgelbauer-Dynastie der Bossart.
19. Der Regierungsrat genehmigt die neuen Spitaltallen für das Kantonsspital, die Klinik Liebfrauenhof und für die Spitäler Baar und Cham.
21. Bei den Bauarbeiten an der ehemaligen Sust in der Zuger Altstadt stößt die Denkmalpflege auf Siedlungsreste aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. Unter dem Täfer des frühen 20. Jahrhunderts kommt die Wandverkleidung mit Malereien des 19. Jahrhunderts zum Vorschein.
23. In seinem Buch «Frühling in Sant' Angelo» erinnert Fabrizio Colonelli an die Hilfe der Zuger, die dem Erdbebengebiet in Italien nach den Zerstörungen vom 25. April 1981 gewährt wurde. Der dort gebaute Pavillon umfaßt sechs Schulzimmer, eine modern eingerichtete Küche und einen Mehrzweckraum für 120 Personen.
25. In 600 Stunden Fronarbeit werden die ersten 40 Sterne für die Weihnachtsbeleuchtung im Ägerital hergestellt. Die Materialkosten werden aus der Gemeindekasse gedeckt.
30. Zug erweitert die Oberstufenschulanlage Loreto um eine Mediothek und eine Finnenbahn. Eine Ausstellung in der Eingangshalle des Zuger Rathauses ist dem künstlerischen Schaffen von Emil Dill (1861–1938) gewidmet. Dill unterrichtete 40 Jahre lang an der Kantonsschule Zug. Künstler-tochter Margaretha Dill schenkt der Stadt Zug testamentarisch den künstlerischen Nachlaß ihres Vaters. Im neuen Kunsthaus wird die Einrichtung eines Dill-Kabinetts geprüft. In Rotkreuz wird der Rohbau des künftigen Gemeindezentrums besichtigt. Das Zentrum soll im November 1986 bezogen werden können. Die Einwohnergemeinde sprach für dieses Vorhaben einen Kredit von 14,25 Millionen Franken, die Katholische Kirchgemeinde einen solchen von 2,5 Millionen Franken. Der Kantonalverband der Zuger Pfadfinderinnen und der Pfaderkantonalverband Zug wollen fusionieren. Im Herbst 1986 soll endgültig darüber entschieden werden, ob die 250 Mädchen und 1000 Burschen künftig gemeinsame Sache machen.

DEZEMBER

1985

1. Zum Großerfolg wird die zweite Auflage des von der «Pro Zug» organisierten «Märli-Sunntig». Der Zuger Stadtpräsident Dr. Othmar Kamer und seine Gattin amten als Zuger Prinzenpaar. Deutlich lehnen die Stimmbürger im Kanton Zug die Ausrichtung von Mietzinszuschüssen ab. An der Urne werden erste Weichen zur Verkehrs-entlastung der Stadt Zug gestellt. Mit 11 185 zu 14 265 Stimmen wird der Projektierungskredit für die Gutschrankabfahrt abgelehnt. Mit 13 315 zu 12 276 Stimmen wird dagegen der Kredit für die Projektierung des Stadttunnels gutgeheißen. Bei Grabarbeiten am Kolinplatz stößt die Denkmalpflege in der Nähe des Zytturms auf die Reste einer gemauerten Brücke. Dieses Bauwerk muß schon vor 1770 abgebrochen worden sein.
5. 4425 Unterschriften trägt die Volksinitiative zur Erhaltung der alten Lorzentobelbrücke.
6. Dr. Ueli Ess wird neuer Rektor für das Untergymnasium an der Kantonsschule Zug.
7. In Rotkreuz vermag der Umzug der Klausengesellschaft traditionsgemäß zahlreiche Besucher anzulocken.
10. Auf 80 Prozent gesenkt wird der Steuerfuß für das kommende Jahr in der Stadt Zug.
11. Im Kanton Zug gibt es 81 362 künstlich belüftete Zivil-Schutzplätze in 3353 Schutzräumen.
12. Die Gemeinde Steinhausen beteiligt sich mit einem Baubeitrag von 8,5 Millionen Franken am Bau einer Alterssiedlung, der von einer Stiftung realisiert wird. Landis & Gyr kann über ein ausgezeichnetes Geschäftsjahr berichten. Der Cash-flow des Konzerns stieg im Geschäftsjahr 1985 um 11,7 Prozent auf 143 Millionen Franken, der Gesamtertrag um 24,8 Prozent auf 75,5 Millionen Franken. Der Zustand der Zuger Wälder hat sich weiter verschlechtert. Auffallend ist der schlechte Zustand der Laubbäume. Die Zunahme der Schadenmerkmale im Zuger Wald beträgt acht Prozent. Die Baumschäden liegen über dem schweizerischen Durchschnitt.
13. Der Kanton Zug gewährt der Stiftung CH91 an die Kosten der Projektorganisation ein Darlehen von 250 000 Franken.

13. Die Metro International AG – ein bedeutendes Unternehmen – verlegt ihren Sitz von Zug nach Baar. Die Firma kam 1974 nach Zug. Das für 300 Mitarbeiter konzipierte Gebäude wird derzeit von rund 220 Personen belegt.
14. Im Casino Zug erlebt «Di chly Häx», eine Eigeninszenierung der Theater- und Musikgesellschaft Zug (TMGZ), eine erfolgreiche Premiere. 21 Techniker absolvieren mit Erfolg den fünften Lehrgang der LG-Technikerschule. Aus Anlaß des 400. Jahrestages der Aufnahme ins Baarer Bürgerrecht erscheint eine Familiengeschichte der Hotz von Baar. Das Vorwort schrieb Bürgerpräsident Dr. Alois Hotz, die Redaktion besorgte Gemeindeschreiber Josef Wyß und die grafische Gestaltung Eugen Hotz.
16. Die erste Ausgabe von «Tugium» wird vorgestellt. Diese Dokumentation soll künftig jedes Jahr erscheinen. Das kantonale Werk informiert über Archive, Archäologie, Denkmalpflege und Museen.
19. Die Stadtpolizei Zug will sich im kommenden Jahr vermehrt im Kampf gegen Wohnungseinbrüche und Drogen einsetzen.
21. Der 106 Jahre alte erste Löschzug der Freiwilligen Feuerwehr der Stadt Zug, die eigentliche Feuerwehr der Altstadt, kann in der Liebfrauenkapelle eine neue Standarte weihen. Der Stadtrat verteilt den «Frauenthal»-Lebkuchen an im Sozialbereich tätige Personen. Der Lebkuchen wird Jahr für Jahr vom Kloster Frauenthal gespendet, in Fortführung einer alten Tradition aber auch aus Dankbarkeit für den Beitrag der Stadt an die Renovationskosten des Klosterkomplexes.
22. In Baar wird am 4. Adventssonntag der Brauch des Currende-Singens gepflegt. 100 Sänger lassen Weihnachtslieder in mehreren Sprachen erklingen. 25 der 55 Mitglieder des erst vor zwei Jahren gegründeten Gewerbevereins Neuheim beteiligen sich an der Gewerbeausstellung.
30. Die Bürgergemeinde Zug verabschiedet Willy Waller. Er gehörte dem Rat seit 25 Jahren an und präsidierte ihn ab 1973. Der Demissionär erhält eine Wappenscheibe aus dem Rathaus aus dem Jahr 1552 mit Widmung zum Geschenk.

JANUAR

1986

1. Zeitungsjubiläum im Kanton Zug. Vor 125 Jahren erschien erstmals das «Zugerische Volks-Blatt», 1966 erblickte das «Zuger Tagblatt» das Licht der Welt.
5. Mit der «Grindufhänket» der Oberägerer Legoren beginnt auch im Kanton Zug die närrische Zeit. Die Legoren steigen bereits in die 151. Fasnacht.
8. «Entwürdigend» wird von der katholischen Kirchgemeinde der Stadt Zug das Vorhaben des Kirchenrates bezeichnet, unter der Gut-Hirt-Kirche eine Autoeinstellhalle einzurichten. Genehmigt wird dagegen ein Kredit von 1,3237 Millionen Franken für die Sanierung von Turm, Kirche und Pfarrhaus Gut Hirt.
10. Die von Hans-Martin Oehri präsierte Militär-Motorfahrer-Gesellschaft des Kantons Zug feiert ihr 20jähriges Bestehen. Der MMGZ gehören bereits 856 Mitglieder an. Dr. Hugo Bütler, geborener Hüenenberger und Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», wird Stiftungspräsident der mit 20 Millionen Franken dotierten Stiftung Landis & Gyr. Seit der Gründung im Jahre 1971 hat die Stiftung 7,1 Millionen Franken ausgegeben. 25 Jahre sind es her, seit in Oberwil ein Bilderstreit um die Kirchenbilder von Ferdinand Gehr entbrannt war. Heute werden die Bilder als Kunstwerk anerkannt und geschätzt.
14. Im Werk Zug der Landis & Gyr wird die 1 000 000. Quarz-Schaltuhr hergestellt. Diese Schaltuhren werden seit 1977 in die Sigmagyr-Heizungsregler eingebaut.
16. Im Kanton Zug herrscht tiefster Winter. Jeweils ab dem 1. November steht im Kanton ein Pikettdienst rund um die Uhr zur Verfügung, um die Straßen von der weißen Pracht zu befreien. Der Winterdienst auf den Zuger Kantonsstraßen kostet 450 000 Franken im Jahr. Im vergangenen Jahr verloren zwölf Menschen bei Verkehrsunfällen ihr Leben, einer mehr als im Jahr zuvor. 467 (473) Verkehrsunfälle ereigneten sich innerorts und 363 (366) außerorts. Der Sachschaden beziffert sich auf 4,9 Millionen Franken.
20. Im kulturellen Leben des Ägeritales nimmt die Bibliothek Unterägeri einen wichtigen Platz ein. In ihrem zweiten Betriebsjahr konnte der Bücherbestand um 2040 auf 7763 Bände gesteigert werden. Unter den 1608 Benützern sind 685 Kinder.

20. Wichtige Funde macht die Denkmalpflege am Zuger Fischmarkt. Das Hechttor dürfte im 15. Jahrhundert errichtet worden sein. Hallstätische Keramikfragmente belegen eine vorchristliche Besiedlung von Zug.
21. Ein gutes Geschäftsjahr verzeichnet die Zuger Kantonalbank (ZKB). Bei einem Reingewinn von 9,23 Millionen Franken konnte die Bilanzsumme um 9,2 Prozent auf 3,61 Milliarden Franken erhöht werden.
22. Über die Lebensqualität der Bäuerin im Landwirtschaftsbetrieb informieren ließen sich die 300 Teilnehmerinnen am von Käthi Langenegger präsierten Bäuerinnentag.
23. Die Zuger Projektskizze für die CH91 wird der Öffentlichkeit vorgestellt. Das Konzept beinhaltet den «Arbeitspfad» in Zug, kulturelle Werkstätten in den Gemeinden, den Weg durch den Kanton Zug, das Projekt Ökopolis in Cham und verschiedene Feste und Feiern.
- Für die geplante Erweiterung der Psychiatrischen Klinik «Franziskusheim» Oberwil sind die ersten Würfel gefallen. Die Architektengemeinschaft Robert Mächler, Küßnacht; Riccardo Notari und Carl Notter, Steinhausen; Fred Schaepe und Landschaftsarchitekt Dölf Zürcher, Oberwil, wird mit der Weiterbearbeitung ihres Projektentwurfes beauftragt.
24. Der in Zug aufgewachsene Dirigent Mario Venzago wird zum Generalmusikdirektor der Stadt Heidelberg gewählt. Er wird für den Opernbetrieb und für die Sinfoniekonzerte verantwortlich sein. Venzago war seit 1979 Dirigent des Stadtorchesters Winterthur.
25. Aus Anlaß ihrer 107. Generalversammlung, verbunden mit dem traditionellen Fackelzug durch die Stadt, läßt die Freiwillige Feuerwehr der Stadt Zug (FFZ) im Rahmen eines Tages der offenen Tür hinter die Kulisse blicken. Das Interesse der Bevölkerung an Geräten, Fahrzeugen und an der Atemschutzübungspiste ist groß.
27. Die Wohnbevölkerung im Kanton Zug ist um 1,67 Prozent oder um 1322 Personen auf 80399 Personen gestiegen. Mit 5,57 Prozent weist Hünenberg die stärkste Zuwachsrate auf.
- Mit dunkelblauer Hose, weißer Jacke, Ceinturon, blauem Hemd und weiß-blauer Schirmmütze werden die in drei Gruppen eingeteilten 17 Mann der kantonalen Hilfspolizei neu eingekleidet.

27. Die Gemeindeversammlung Walchwil genehmigt einen Kredit von 13,5 Millionen Franken für den Bau des Oberstufen-Schulhauses. Erstellt werden soll auch ein Saal für 400 Personen.
28. Um acht Prozent auf 40,8 Millionen Franken steigern konnte die Spinnerei an der Lorze Baar ihren Umsatz. Pro Aktie wird eine erhöhte Dividende von 240 Franken ausgeschüttet.
- Peter Hofmann wird als Nachfolger des aus gesundheitlichen Gründen zurücktretenden Arnold Breitenmoser auf den Beginn des Schuljahres 1986/87 zum Rektor der Kaufmännischen Berufsschule Zug gewählt.
29. Im Rahmen des traditionellen Bäckermöhli beschenkt die Bäckerzunft die Stadtzuger Kinder mit Wurst und Brot. Die Zunft der Müller, Bäcker und Zuckerbäcker kann dieses Jahr ihr 300jähriges Bestehen feiern.

FEBRUAR 1986

2. Mit einem Umzug feiert die Eichezunft Hünenberg ihr zehnjähriges Bestehen.
4. An der Kantonsschule Zug wird ein Versuch mit Teamteaching über zwei Jahre gestartet. Die einsemestrigen Freifachkurse Biologie-, Physik- und Chemiepraktikum werden von je zwei Lehrern gemeinsam geleitet.
- Aufwärtstrend bei der Gemeindebibliothek Steinhausen. 36000 Bücher oder 125 im Tagesdurchschnitt wurden ausgeliehen. 1467 Personen bilden den regelmäßigen Benützerkreis der Bibliothek.
5. In der Stadt Zug fährt jeder 20. Automobilist zu schnell. Dies macht der Rechenschaftsbericht der Stadtpolizei deutlich. Bei Geschwindigkeitskontrollen stieg die Quote der Verzeigungen von 4,7 auf 5,1 Prozent. Die Stadtpolizei mußte 149 Mal alarmmäßig ausrücken, brachte neun Boote sicher an Land, nahm 280000 Franken an Parkgebühren ein und unterrichtete 2536 Schüler über verkehrsgerechtes Verhalten.
6. Das Jahr 1985 dürfte für die Zuger Wirtschaft zu den besten des letzten Jahrzehnts gehören. Die Kennzahlen der zugerischen Wirtschaft liegen, auch dank günstigen Rahmenbedingungen, über dem schweizerischen Mittel.
- Mit einem attraktiven Programm wartet die Kulturkommission Unterägeri auf. Die Palette reicht vom Vortrag, über die Ausstellung bis zum Konzert des Orchestervereins und des Kantichores.

8. In einer komfortablen Situation befinden sich die Lehrlinge im Kanton Zug. Die angehenden Berufsleute können ihren künftigen Beruf auswählen. Die Lage auf dem Lehrstellenmarkt hat sich weiter entspannt, vier von zehn Lehrstellen sind unbesetzt, dies ein halbes Jahr vor dem Schulaustritt.
- Das Fasnachtsgeschehen wirft trotz ungünstigem Wetter an diesem Wochenende fast überall im Kanton Zug hohe Wellen. Höhepunkte bilden die Umzüge in Wylägeri und in Baar.
10. Bei Ausgrabungen in der Schützenmatte in Zug werden die Reste einer 4500 Jahre alten Pfahlbausiedlung entdeckt. Gefunden werden Pfähle, Klängen und Tonscherben der Horgener Kultur.
11. Um der Bedeutung des Wirtschaftsplatzes Zug gerecht zu werden, bedarf es Anpassungen bei der Polizei. Die Polizeigruppe «Wirtschaftskriminalität» soll personell und ausbildungsmäßig verstärkt werden. Auch auf Gesetzesebene werden Anpassungen geprüft.
12. Ein gutes Geschäftsjahr meldet die V-Zug AG. Der Umsatz konnte um sieben Prozent auf 150 Millionen Franken gesteigert werden. Die Budgeterwartungen wurden deutlich übertroffen.
13. Die Kälte hat im Kanton Zug Einzug gehalten. Dies führt dazu, daß der Steinhauser Waldweiher eine 15 Zentimeter dicke Eisschicht aufweist und betreten werden darf.
14. Die neugegründete Zuger Theatergruppe «Zuger Komödianten» feiert im Zuger Burgbachkeller Premiere. Das Programm «Treffpunkt Zug» soll an die alte Zuger Kabarett-Tradition anknüpfen.
- Das Fernsehen DRS strahlt die Sendung «Musicaland» erstmals live aus dem Theater Casino Zug aus.
15. Bei der Baarer Feuerwehr prüft man die Inbetriebnahme einer Computeranlage. Das von Major Hanspeter Kaiser kommandierte Korps mußte 1985 zu 62 Einsätzen ausrücken.
- Elfmal mußte die 120 Mann starke Feuerwehr Hünenberg ausrücken, viermal war es Fehlalarm.
22. Von Josef Wyß übernimmt Guido Heinrich das Kommando der Feuerwehr Oberägeri. Das Korps mußte 1985 zu 21 Ernstfalleinsätzen ausrücken.
24. Erstmals wird in der Stadt Zug wie an 31 anderen Orten in der Schweiz eine Auswahlchau der Solothurner Filmtage gezeigt. Zu sehen sind insgesamt 16 Schweizer Filme.

24. Zum zehntenmal in ununterbrochener Reihe spricht der Wirtschaftsprognostiker Dr. Peter G. Rogge im Theater Casino über «internationale und schweizerische Wirtschaftsperspektiven». Der Schweizer Wirtschaft prophezeit er für das laufende Jahr eine positive Entwicklung.
- Die Stadtzuger lieben das Sachbuch als Lektüre. 1985 wurden von der Stadtbibliothek 126905 Bücher und Medien ausgeliehen, das Sachbuch weist steigende Beliebtheit auf.
- Das Restaurant Taube in der Zuger Altstadt erstrahlt in neuem Glanz. Der Taube wurde von der Zuger Obrigkeit bereits 1721 das Tavernenrecht zugesprochen.
27. Vor 500 Zuhörerinnen und Zuhörer befürwortet Bundesrätin Elisabeth Kopp im Theater Casino Zug den UNO-Beitritt – bei der Abstimmung sagte der Souverän dann an der Urne deutlich nein.
28. Bruno Tschofen übernimmt von Walter Marti das Präsidium des Verbandes der kantonalen Beamten und Angestellten.

MÄRZ 1986

1. Das Hagelwetter vom 15. Juli 1985 belastet die Rechnung 1985 der Gebäudeversicherung des Kantons Zug beträchtlich. Die Zahl der Elementarschäden stieg von 236 auf 882 und die Schadenssumme von 477312 Franken auf 3,154 Millionen Franken.
- In Sachen Asylanten übt der Kanton Zug Solidarität gegenüber den anderen Kantonen. In nächster Zeit werden vom stark betroffenen Kanton Freiburg 30 Asylanten übernommen. Diese werden vorerst im Übergangwohnheim in Steinhausen Aufnahme finden.
5. Die 72. ordentliche Generalversammlung der Aktionäre erhöht das L&G-Aktienkapital von 138 auf 153 Millionen Franken. Die Dividende beträgt zehn Prozent.
7. Die Gemeindeweibel und ihre Stellvertreter gründen den Verband der Gemeindeweibel und ihrer Stellvertreter im Kanton Zug. Zum ersten Präsidenten gewählt wird der Stadtweibel von Zug, Werner Binzegger.
- Mit der Generalversammlung in Oberägeri eröffnet der Gewerbeverein Ägerital die Festivitäten zu seinem 150jährigen Bestehen.

8. Das altherwürdige Theresiaheim in Unterägeri ist dem Untergang geweiht. Das Gebäude widersteht aber vorerst zwei Sprengversuchen von Zürcher Luftschuttsoldaten.

Mit dem Mitfestenfeuer, einer alten, frühzeitlichen Kulthandlung, verabschieden die Oberägerer Legoren die Fasnacht endgültig und begrüßen den Frühling.

10. Rückläufige Tendenz weist die Arbeitslosenzahl im Kanton Zug auf. Innert Monatsfrist ging die Zahl der Arbeitslosen von 163 auf 152 Personen zurück, 252 Stellen sind unbesetzt.

11. Die Restauration der Zuger Burg kostet 7,431 Millionen Franken. 132 000 Franken gingen an Schenkungen und 834 100 Franken als Bundesbeitrag ein.

14. Im Kanton Zug ist man auf dem besten Weg, die Buchstabenseuche – Rinderseuche IBR/IPV – endgültig ausmerzen zu können. Seit 1981 wurden im Kanton für Tierentschädigungen 2,24 Millionen Franken aufgewendet.

Im Sonnenberg in Baar leben 72 Sehbehinderte und Blinde. Sechs der Sonnenberg-Schüler kommen aus dem Kanton Zug.

Die Feuerwehren von Zug und Baar proben im Albistunnel den Ernstfall. In der Nacht auf Samstag werden die Feuerwehrleute mit der Situation eines Zugunfalles im 3,3 Kilometer langen Albistunnel zwischen Baar und Sihlbrugg konfrontiert. 250 Personen stehen im Einsatz.

Der Zuger Stadtarchivar Dr. Christian Raschle präsentiert die von ihm verfaßte Broschüre «Nachbarschaft Lorzen und Schutzengelkapelle».

15. Präsidentenwechsel beim Verband der Musikvereine des Kantons Zug. Auf Max W. Schnurrenberger, der zusammen mit Kassier Josef Landolt zum Ehrenmitglied ernannt wird, folgt Peter Ittensohn.

Von den 25 Neulehrern, die im Lehrerseminar St. Michael Zug patentiert werden, sind noch deren fünf auf Stellensuche.

Mit einem festlichen Gottesdienst feiern die Stadtzuger Katholiken den Wiedereinzug in die Oswaldskirche. Die Renovation, an der 300 Arbeiter beteiligt waren, kostet 4,835 Millionen Franken.

16. An der Urne lehnen die Stimmbürger des Kantons die Volksinitiativen von SP und SAP zum öffentlichen Verkehr ab. Am 22. Juni kommt es zu einer zweiten Abstimmung, der Gegenvorschlag des Kantonsrates zu den Initiativen wird dem status quo gegenübergestellt.

20. In Zug wird ein Bauforum für Architekten und Ingenieure aus der Taufe gehoben. Erster Präsident ist der Zuger Peter Kamm. Der Satz «Es wird von den Mitgliedern verlangt, anständig zu bauen» aus dem alten Bern bildet den Leitsatz der jungen Vereinigung, die bezüglich CH91 dem Wunsch nach «zugerischem Geist» Ausdruck verleiht.

21. In der Kant. Landwirtschaftsschule Schluethof in Cham beenden 23 Jungbauern mit der Fähigkeitsprüfung ihre Grundausbildung.

22. In Walchwil kann die Fernsehgenossenschaft einen Schlußstrich unter den Aufbau des Kabelfernsehnetzes ziehen. Mit Investitionen von 1,25 Millionen Franken konnten 644 Abonnenten an das Netz angeschlossen werden.

In Anwesenheit der Künstlergattin Jutta Bossard wird im Museum in der Burg und im Zuger Kunsthause die Gedächtnisausstellung «Ein Leben für das Gesamtkunstwerk» eröffnet. Gezeigt werden Werke aus dem Schaffen des in Zug aufgewachsenen Künstlers Johann Michael Bossard (1874 bis 1950), der in der Lüneburger Heide gelebt und gearbeitet hat.

Steigende Frequenzen und einen höheren Ertrag zur Kenntnis nehmen kann die 89. Generalversammlung der Schiffahrtsgesellschaft für den Zugersee (SGZ). Geprüft wird die Anschaffung eines dritten Schiffes.

24. Ein ungewöhnlich starker Sturmwind zieht über den Kanton Zug hinweg. Schäden werden vor allem aus dem Ennetsee gemeldet, in Zug wird die Hafentmole beschädigt.

Der Kanton Zug unterstützt zwölf junge Zuger Künstler mit Werk- und Weiterbildungsbeiträgen zwischen 3000 und 8000 Franken. Für die Beiträge in Höhe von 58 000 Franken mußten 36 Gesuche beurteilt werden. Seit 1978 wurden 83 Bewerber mit insgesamt 379 500 Franken unterstützt.

APRIL

1986

1. Der Um- und Neubau am Theater Casino Zug kann auch in finanzieller Hinsicht positiv abgeschlossen werden. Bei einem verfügbaren Kredit von 20,7 Millionen Franken muß eine Kostenüberschreitung von lediglich 142 000 Franken oder 0,69 Prozent in Kauf genommen werden.

1. Eine Karte der Schweizerischen Hagel-Versicherungs-Gesellschaft macht es deutlich: Der Kanton Zug gehört zu den hagelgefährdeten Gebieten der Schweiz. Die Hagelversicherung hatte 1985 im Kanton Zug 1,767 Millionen Franken zu zahlen.

2. Bei Grabarbeiten im Zuge der Umgestaltung des Landsgemeindeplatzes werden Teile der alten Stadtmauer entdeckt.

Der Zivilschutz im Kanton Zug kann das Bestandsoll von 7166 Dienstpflichtigen noch nicht erreichen. Derzeit sind 5335 Zivilschutzpflichtige eingeteilt.

Viel zu tun gab es für die Securitaswächter im vergangenen Jahr. Es wurden 50978 Meldungen erstattet, oft bestand akute Feuer- oder Diebstahlfahr.

8. Das Bauernhaus und der Speicher in Kemmatten Hünenberg gelten als Baudenkmäler von regionaler Bedeutung. Sie werden unter kantonalen Schutz gestellt.

10. Die Tegimenta, die in Rotkreuz domizilierte Tochtergesellschaft der Hoffmann-La Roche, expandiert. Die Firma kam 1969 in den Kanton Zug. Mit Investitionen von zehn Millionen Franken soll die Zahl der Arbeitsplätze auf 800 verdoppelt werden.

14. Das Zuger Regionalfernsehen (ZRF) will professioneller werden. Diesem Zweck dient auch die neue Einspeisestelle im Theater Casino, die vor allem bei Live-Sendungen von Vorteil ist.

17. Die Stadtzuger äuffnen ihr Pro-Kopf-Vermögen weiter. Es beträgt nun 2986 Franken. Das Finanzvermögen wird mit 125,069 Millionen Franken ausgewiesen.

Die 94. Generalversammlung der Aktionäre der Wasserwerke Zug AG (WWZ) gibt ihre grundsätzliche Zustimmung zur Einführung von Erdgas in der Region Zug. Zu diesem Zwecke wird ein Kredit von 28 Millionen Franken gesprochen. Vorbehalten bleibt das Engagement von Industrie und Gemeinden.

18. Das Barrierenzeitalter gehört in Zug mit einer Ausnahme der Vergangenheit an. Die Barriere in der Kollermühle wird mit einer kleinen Feier außer Betrieb gesetzt, an ihre Stelle treten neugestaltete Bahnunterführungen, die 2,8 Millionen Franken kosten.

19. Trotz schlechtem Wetter beteiligen sich über 1000 Teilnehmer am Marsch um den Zugersee, der bereits zum 18. Mal durchgeführt wird.

19. In Zug treffen sich über 70 Namensträger zum Bossard-Tag. Im Mittelpunkt steht der Vortrag von Dr. Carl Bossard, Oberkirch, über Dekan Johann Konrad Bossard (1765 bis 1830).

«Maler im Ägerital» heißt die von der Kulturkommission und vom Bürgerrat Unterägeri organisierte Ausstellung. Insgesamt zehn Künstlerinnen und Künstler zeigen Ausschnitte aus ihrem Schaffen.

21. Der Stadtrat setzt eine Arbeitsgruppe «Jugendpolitik der Stadt Zug» ein. Sie soll den Stadtrat in allen Fragen beraten, die die Belange der Jugend betreffen.

Im Zugersee wird die Rohrleitung verlegt, die die Zuger Fernheizzentrale beim Theater Casino mit Seewasser versorgen soll. Im Endausbau sollen 600 Kubikmeter Seewasser pro Minute die Energie für die Beheizung der Altstadt liefern.

23. Auf dem Braunviehzuchtareal findet die Bruna 86, die nationale Braunviehausstellung, statt. Das Programm umfaßt Tierbeurteilung und Tiervorführung.

Der Zuger Verein für Heimatgeschichte ernannt Dr. Josef Speck zu seinem Ehrenmitglied. Josef Speck hat sich um die Zuger Heimatgeschichte während seiner Tätigkeit als ehrenamtlicher Kantonsarchäologe große Verdienste erworben.

25. Mit einer offiziellen Feier wird am Kolinplatz in Zug das Zollhaus seiner Bestimmung übergeben. Es dient künftig als Sitz von Polizeiamt und Polizeikommando der Stadtpolizei.

27. Mit der Einsegnung durch Domherr Hans Stäuble findet die Renovation der Kapelle Holzhäusern ihren Abschluß. Der Sakralbau bekam wieder sein Aussehen des 19. Jahrhunderts.

28. In Zug wird die Zuger Treuhänder-Vereinigung ins Leben gerufen. Erster Präsident ist Guido Rensch. Die Vereinigung hat Landesregeln für die im Kanton Zug tätigen Treuhänder ausgearbeitet. Man erhofft sich positive Auswirkungen auf das Image des Wirtschaftsplatzes Zug.

29. Der Zuger Dr. Hermann Stocker, Brigadier außer Dienst, wird zum Präsidenten der Schweizer Missions-Verkehrs-Aktion (MIVA) gewählt. Ziel der 1965 gegründeten MIVA ist die Beschaffung von angepaßten Verkehrsmitteln verschiedenster Art zur Unterstützung der pastoralen, sozialen, medizinischen und erzieherischen Arbeit.

1. Die Erforschung der Zurlauben-Akten schreitet planmäßig voran. Die von alt Bundesrat Dr. Hans Hürlimann präsierte Zurlauben-Kommission kann feststellen, daß die Finanzierung der Forschungsarbeiten weiterhin gesichert ist.
2. Die beiden Schwesternschulen beim Kantonsspital und bei der Klinik Liebfrauenhof werden eingeweiht. Eine Inschrift erinnert an die großen Verdienste von Dr. Hubert Mäder im Dienste der Krankenbetreuung und der Schwesternausbildung.
3. Die Zuger Kantonalbank feiert im Jahre 1992 ihr 100jähriges Bestehen. Im Hinblick auf dieses Jubiläum stellt sie der Schifffahrtsgesellschaft drei Millionen Franken für den Kauf eines dritten Zugerseeschiffes zur Verfügung. Die von 1741 Aktionären besuchte Generalversammlung spricht sich für eine Dividende von zehn Prozent auf dem Aktienkapital von 60 Millionen Franken aus.
5. Sieben Jahre nach der Grundsteinlegung kann der Neubau der Schweizerischen Kreditanstalt an der Bahnhofstraße in Zug fertiggestellt werden. SKA-Direktor Bernhard Bächer kann von Architekt Walter Flüeler die Schlüssel übernehmen.
6. Auf 112 Seiten vermittelt ein neuer Ortsführer allerlei Wissenswertes über die Stadt Zug.
8. Auffahrt, der Tag der Zuger Landeswallfahrt ins Klosterdorf Maria Einsiedeln. «Die Zuger kommen, es regnet» schrieb ein Wallfahrtsberichterstatte vor Jahrhunderten in sein Tagebuch. Auch diesmal sind wechselnde Wetterlaunen Begleiter der Hundertschaften von pilgernden Zugern.
9. In Zug hat der Frühling Einzug gehalten. Die Kirschbäume, eines der Wahrzeichen der Zuger Landschaft, stehen in voller Blüte.
10. Das Zuger Tagesheim plagen Geldsorgen. Künftig sollen pauschale Monatsbeiträge zur Gesundung der Finanzen beitragen. Zugelassen werden sollen auch Kinder von Verheirateten, die in besonderen Verhältnissen leben.

Der Stadtrat und der Große Gemeinderat statten dem Kloster Frauenthal einen Besuch ab. Vor 600 Jahren wurde das Kloster unter die Schutz- und Schirmherrschaft der Stadt Zug gestellt.

13. Mit der Wärme steigt auch die Gefahr für die Wälder, von den Borkenkäfern heimgesucht zu werden. Die Forstdirektion läßt wieder mit Duftstoffen versehene Käferfallen in den Waldungen plazieren.
14. Der Gewerbeverband des Kantons Zug kann auf ein gutes Jahr zurückblicken. Im Baugewerbe macht ein ruinöser Preiskampf zu schaffen, das Gewerbe ist der CH91 gegenüber positiv eingestellt. Die Bauarbeiten am Haus Graben 12 in Zug bringen Wandmalereien im Renaissance-Stil mit spätgotischen Einflüssen ans Tageslicht. Die Malereien dürften um 1600 entstanden sein.
17. Großer Tag für Cham – im Ennetsee kann der 10000 Einwohner gefeiert werden. Gemeindepräsident Alois Steiner beschenkt die Eltern des Säuglings David Nußbaumer. Die Chamer feiern ihr «Stadtfest» erst im August 1987.
22. Der Reaktorunfall von Tschernobyl zeigt auch im Kanton Zug Folgen. Zur Untersuchung und Messung radioaktiver oder chemischer Verseuchungen von Lebensmitteln soll ein permanentes Laboratorium eingerichtet werden.
24. Auf großes Echo stößt der Schweizerische Stromtag im Kanton Zug. Die WWZ präsentieren die Betriebszentrale in Zug, das Unterwerk Altgasse in Baar und das Grundwasserpumpwerk Reiffilmatt in Oberwil.
26. Der Zuger Rinaldo Rossi übernimmt als Nachfolger von Gerold Hegner das Präsidium des Zuger Industrieverbandes.
31. Das Defizit 1985 der Klinik Liebfrauenhof liegt mit 3,114 Millionen Franken im budgetierten Bereich. Die Statistik meldet sinkende Patientenzahl und kürzere Aufenthaltsdauer. Der Kulturverein Menzingen organisiert eine Ausstellung mit Werken von Berufs- und Freizeitkünstlern aus dem Dorf.

1. Mit dem heutigen Tag gilt auf dem gesamten Busnetz von ZVB und ZBB ein übertragbares Umweltabonnement.
4. Alter und Resignation nennt Baudirektor Dr. Heinrich Baumgartner als Gründe für seine Demission. Er wird bei den Regierungsratswahlen vom Herbst nicht mehr kandidieren.

7. Das Konzert des Orchestervereins Unterägeri, der Diliganten Consorten und der Kirchenchöre von Unter- und Oberägeri ist dem Schaffen von Joseph Haydn gewidmet. Zur Aufführung gelangen die Missa brevis in hon. Sti. Joannis de Deo in B-Dur, Musik für eine Flötenuhr, das Konzert in D-Dur für Klavier und Orchester (Solist: Richard Hafner) und der Schluß-Chor «Singet dem Herrn alle Stimmen» aus der Schöpfung.
8. Einen ausgezeichneten Eindruck macht die Feldmusik Baar beim 28. Eidgenössischen Musikfest in Winterthur. Beim «Marschieren mit Evolution» eringt die Feldmusik Baar mit Dirigent Peter Lüssi 96 von 100 möglichen Punkten.
13. In der Liegenschaft Chamerstr. 1 in Zug kann die Stiftung Phönix das Übergangwohnheim für psychisch Behinderte in Betrieb nehmen. Das Wohnheim soll helfen, die Brücke zwischen Klinikaufenthalt und Alltag leichter begehbar zu machen.
14. In Anwesenheit von Delegationen des Zuger Stadtrates und des Großen Gemeinderates wird im Urner Bergdorf Isenthal die Kleintalstraße eingeweiht. Damit kann das vorläufig letzte Vorhaben realisiert werden, das von der Stadt Zug finanziell unterstützt worden ist.
17. Das wohl schlimmste Unwetter der letzten 20 Jahre zieht über den Kanton Zug hinweg. Erdbeben, beschädigte Autos, umgestürzte Bäume, überflutete Keller und unbewohnbar gewordene Wohnungen sind die traurige Bilanz eines «Jahrhundertgewitters». Für die Gebäudeversicherung resultieren Millionenschäden. «Suramo» heißt das mobile Studio, mit dem der Rotkreuzer Radiosender «Sunshine» künftig in der Region unterwegs ist. Dieses mobile Studio ermöglicht eine Verstärkung von Live-Sendungen.
18. Die Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug (GGZ) will in mehreren Etappen die Höhenklinik Adelheid in Unterägeri sanieren. Der Kostenaufwand wird auf 8,461 Millionen Franken geschätzt. Bewährt hat sich das neue Konzept der GGZ für die Waldschule Horbach.
19. Mit einem Fackelzug und der Brandrede von Rektor Walter Zürcher finden die Veranstaltungen zum 125jährigen Bestehen der Zuger Kantonsschule einen ersten Höhepunkt.
21. Die Firma Landis & Gyr will ihre Parzelle «Grafenau» in der Stadt Zug überbauen. Vier der sechs Projektierungsaufträge gehen an Zuger Architekten. Die erste Etappe soll vor 1991 realisiert sein.

21. Festtag in Menzingen. Die Musikgesellschaft feiert die Neu-Uniformierung und das 175jährige Bestehen. Gefeiert werden kann auch das Bestehen einer 25jährigen Freundschaft mit der Gemeinde Menzingen in der BRD.

Zu seinem 75jährigen Bestehen gibt der Orchesterverein Baar unter Leitung von Peter Tschudi ein Konzert. Uraufgeführt wird «Das Gold der Sonne», komponiert von Carl Rütli und mit dem Text von Beatrice van Dongen-Rütli.

Die Festansprache zum 125jährigen Bestehen der Zuger Kantonsschule hält im Theater Casino Zug Erziehungsdirektor Dr. Anton Scherer. Er spricht von der dynamischen Entwicklung der Zuger Mittelschule in den letzten Jahren.

«Tropical» heißt das Motto des Festes der Vereinigung ehemaliger Kantonsschüler (VEK), organisiert aus Anlaß des Kantonsschuljubiläums im Theater Casino.

22. Die Stimmbürger des Kantons Zug sprechen sich an der Urne für die Erhaltung der alten Lorzentobelbrücke aus. In Sachen öffentlicher Verkehr wird dem Vorschlag des Kantonsrates gegenüber dem status quo der Vorzug gegeben.
23. Nicht weniger als 249 Absolventen der Zuger Kantonsschule können zum Abschluß der Jubiläumsfeierlichkeiten Maturazeugnis, bzw. Handelsdiplom in Empfang nehmen.
25. Aus Altersgründen gibt Sanitätsdirektor Thomas Fraefel seinen Rücktritt bekannt. Er wird bei den Regierungsratswahlen vom Herbst nicht mehr kandidieren.
27. Für drei Tage steht die Stadt Zug im Zeichen des 41. Zentralschweizerischen Jodlerfestes. 900 Helfer sorgen für einen reibungslosen Aufenthalt der 2000 Teilnehmer.
28. Aus Altersgründen gibt der Baarer Ständerat Dr. Othmar Andermatt den Verzicht auf eine erneute Kandidatur bei den Ständeratswahlen vom 9. November bekannt.

Im Zeichen des Rokoko steht die Serenade der Camerata Zug. Beim Auftritt vor der Liebfrauenkapelle entführen die Musiker als «Orchester des Fürsten von Esterházy» die Zuhörer musikalisch ins 18. Jahrhundert.

Impressum

Herausgeberin:

Gemeinnützige Gesellschaft des Kantons Zug

Neujahrsblattkommission

Hansruedi Kühn (Präsident)
Josef Grünenfelder
Erich Kalt
Karl Landtwing
Christa Mosimann-Stadlin
Margrit Opprecht-Zellweger
Christian Raschle

Redaktion
Heinz E. Greter

Autoren

John F. Ammann, dipl. Ing. ETH/SIA, Ing.-Geologe, Hänibühl 2, Zug
Othmar Birkner, dipl. Architekt, Hauptstraße 141, Arisdorf
Dr. Johann Brändle, Guggitalring 3, Zug
Christof Buri, stud. phil., Fadenstraße 41b, Zug
Werner Giß, Kantonsförster, Ägeristraße 56, Zug
Dr. Heinz E. Greter, Hof, Zug
Dr. Josef Grünenfelder, Seehofstraße 14, Cham
Urs Heß, Geschäftsführer ZUWEBE, Baar/Inwil
Dr. Claudio Hüppi, St.-Wolfgang-Straße 85, Hünenberg
Dr. Othmar Kamer, Stadtpräsident, Löbernstraße 30, Zug
David Köppli, Jugendberater, SMD, Ägeristraße 56, Zug
Eugen Müller jun., Kolinplatz 9, Zug
Dr. Christian Raschle, Chamerstraße 94, Zug
Hans Schuler, Direktor Kantonsschule, Maihofweg 12d, Hünenberg
Artur Schwerzmann, Architekt, Bellevueweg 20, Zug
Joseph Willimann, Wolfsmattstraße 1, Dietikon
Paul Zürcher, Sihlbruggstraße, Neuheim

Das Zuger Neujahrsblatt kann im Abonnement bezogen werden beim Sekretariat der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zug, Gotthardstraße 27, 6300 Zug, Telefon 042/21 19 74.

Fotografen

Foto Grau AG, Zug
Martin Grischott, Zug
Kant. Denkmalpflege, Zug
Christian Lanz, Pfaffhausen
Foto Studio Räber, Zug
Fotoswissair, Zürich
T. Richard, Männedorf (1887)
Hans Spillmann, Zug
Xaver Zürcher-Spichtig, Zug (1886)

Archiv-Materialien

Fotoarchiv Walter Nigg, Baar
Fotoarchiv Werner Spillmann, Zug
Musikbibliothek Engelberg
Musikbibliothek Stift Einsiedeln
Staatsarchiv Zug
Stadtarchiv Zug
Stiftsarchiv Engelberg

Layout: Arthur Bisig, Zug
Lithos: Kreienbühl AG, Luzern
Einband: Bäschlin & Co. AG, Zürich
Druck und Auslieferung:
Kalt-Zehnder-Druck, Zug

© Copyright: bei den Autoren
